



COO KF 24

A. Gillman.

5 Bll, 363 SS.

2 Bll, 228 SS.

and 9/64 MO

1394

2nd EA in even Band

2

B 5

Jakob Georg Christian Adlers,

Professors zu Kopenhagen,

Mitglieds der königl. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften
zu Neapel, der Gesellschaft der Volsker zu Velettri und der Arkadier
zu Rom,

Kurze Uebersicht

seiner

biblischkritischen

Reise nach Rom.



Altona, 1783.

gedruckt von J. D. A. Eckhardt, Kön. privil. Buchdrucker,
und zu haben bei B. G. Hoffmann in Hamburg.

John George Christian Schuler

Professor in Theology

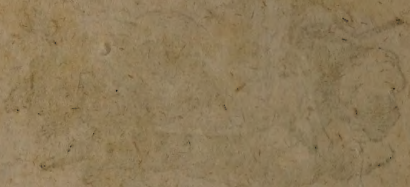
University of Tübingen, Germany
in 1840, the University of Tübingen and the University of Göttingen

1840

1840

Stille nach dem

754



Stille nach dem
1840

Biblischkritische
Reise nach Rom.

BRITISH MUSEUM

JOHN HENRY

An
den König.

102

Den 2. 1860

Allergnädigster König.

Durch die Huld und Großmuth,
womit Ihre königliche Maie-
stät meine Reise nach Italien unter-
stützten, hat diese Schrift ihr Daseyn
erhalten, und ich wage es, sie als den
ersten Beweis meiner ehrfurchtsvollsten
Dankbarkeit Ihnen unterthänig zu Fü-
ßen zu legen. Die weisen Anstalten,

wodurch Ihre königliche Maieſtät die
Liebe der Wiſſenſchaften immer mehr
verbreiten, die groſsmüthigen Belomun-
gen, womit Sie die Gelehrten aufmun-
tern, und der Beifal, den Sie auch
meinen geringen Bemühungen aller-
gnädigſt zu ſchenken geruht haben, ge-
ben mir das Vertrauen, daß ſie von
Ihrer

Ihrer königlichen Majestät nicht ungnädig werde aufgenommen werden. Ihre königliche Majestät werden fernerhin zum Glück Ihrer Staaten der Beschützer und Beloner der Wissenschaften seyn, und dadurch einen sicherern, gewis einen süßern Anspruch am Ruhm der Nachwelt haben, als durch Eroberun-

run-

rungen und Siege. Mit dem unver-
brüchlichsten Gehorsam ersterbe ich

Ihrer königlichen Maiestät

allerunterthänigster Knecht,

Jakob Georg Christian Adler.



Reise von Altona nach Wien.

Am 28ten Junius 1780, trat ich meine Reise an. Die erste Tour ging über Haarbürg und Zelle nach Braunschweig. Von Haarbürg bis Zelle sind drei Stationen, Zahrendorf, Wizzendorf, Zelle. Der Weg bis dahin ist durchgehends nicht angenehm, anfangs schmal, uneben und schmuzzig, bis man ihn mit einem freilich breitem, aber desto traurigern, durch die Lüneburger Heide vertauscht, wo man nichts als unfruchtbares Feld, und dann und wann, bei den Dörfern, armselige Aecker um sich sieht. Auffallend ist der Abstand, wenn man aus dem Hannöverschen, ienseit Zelle, in das Braunschweigische kommt. Die Wege sind sandig, aber breit und eben, und das Land ist bebaut, obgleich es die ersten Meilen hinter Zelle wegen des sandigen Bodens nicht das fruchtbarste seyn kann. Das Landvolk scheint wolhabender, und die Dörfer sind kleine Städte in Vergleichung mit den Bauerhütten disseits Zelle. Zur Verschönerung der Dörfer trägt eine neuere Landesverordnung viel bei, nach welcher alle



Häuser mit Ziegel gedeckt werden müssen: wiewol ein Dorf dadurch von dem ländlichen Ansehen, das für den Städter so große Reizze hat, vieles verliert. Auf einem Nebenwege, eine halbe Stunde von Elze, der letzten Poststation vor Braunschweig, wird bei dem Kirchdorf Uetze, jährlich am Donnerstag nach Johannis, ein Jahrmarkt unter einem schönen Eichenwalde gehalten, wobei sich das Landvolk aus allen benachbarten Dörfern, auch viele Vornehme aus Zelle und Braunschweig versamen, um an den festlichen Freuden dieses Tages Theil zu nehmen. In den Dörfern umher wird dieser Tag von dem iungen Landvolk, wenn es von dem Jahrmarkt zurückkomt, mit Musik und Tanz beschloffen. Ich hatte das Vergnügen, da ich grade diesen Abend zwei Meilen auf diesem Wege fuhr, die muntern Gesellschaften der Landleute und Städter vom Walde zurückkehren zu sehen. Ich erinnerte mich dabei eines ähnlichen Festes, das jährlich bei Kopenhagen im Thiergarten gefeiert wird.

Braunschweig ist eine große, aber schlecht gebaute Stadt, die iedoch für Fußgänger das Angenehme hat, daß die Straßen an beiden Seiten mit einer Reihe breiter Steine ausgelegt sind. Sehenswert ist vorzüglich das schöne herzogliche Naturalien-Cabinet, das unter andern eine große Anzahl alter geschnittener Steine, vollständige Kupferstichsammlungen, eine schöne vollkommene Sammlung von Raphaels Gemälden auf Fayence, und besonders ein altes Opfergefäß von unschätzbarem Wert, das man das mantuanische nennt, besitzt; und das La-



ger des Fürstenberger Porcellains, das viel wolfeiler als das Dresdener und Berliner, und recht schön ist. Unter den Gelehrten, die ich hier kennen gelernt habe, nenne ich billig Jerusalem, diesen glüklichen Lehrer und Bertheidiger der christlichen Religion, zuerst. Ein sanfter, gefälliger Mann, ziemlich groß und mager, mit einem unbeschreiblichen Feuer im Auge, das Ehrfurcht einflößt, sobald man von ihm angesehen wird. In seiner Stadt wird er ganz vorzüglich verehrt, und beim regierenden Herzog gilt er alles. Seine vortreflichen Schriften kennt ieder, aber vielleicht nicht die Art, wie er arbeitet. Er entwirft seinen Gedanken, führt ihn dann weiter aus, und liest sich einen jeden Satz laut vor, ändert und liest wieder laut, bis er die völlige Ründung und eine Art von Rhythmus erhalten hat. Bartels, Schulz und Feddersen sind vortrefliche Prediger, vorzüglich der erste, und sehr dienstfertige Männer; und die Lehrer am Carolino sehr würdige Gelehrte. — Glüklich ist das Land, das von einem so weisen und gnädigen Fürsten regiert wird, als Braunschweig. Der Herzog sieht nach allem, ist ein zärtlicher Vater seiner Kinder und ein Vater seines Volks, redet fast jeden der ihm entgegen kommt, mit freundlicher Herablassung an, und läßt selten jemand unzufrieden von sich. — Eine halbe Stunde von Braunschweig liegt das Kloster Riddagshausen. In demselben werden zwölf Collegiaten gehalten, junge Theologen, die sich unter Anführung ihres Abts, daselbst zu künftigen Predigern bilden, und bis zu ihrer Beförderung größtenteils frei unterhalten wer-



den. Der erste Abt des Klosters war Robertus, im Jahr 1145. Im Jahr 1690 erhielt es die iezige Einrichtung, und der vortrefliche Jerusalem ist in der Reihe der 53ste Abt. Ferner ist die Bildergallerie zu Salzthal, worüber ein eigener Catalog der daselbst vorhandenen Gemälde gedruckt ist, und unter den schönen Gegenden vor der Stadt, vorzüglich die fürstlichen Gärten, und das Siechenholz sehenswert.

Den 4ten Julius. Wolfenbüttel, eine feste, aber iez, bei der Entfernung des Hofes nahrungs Stadt, eine gute Meile von Braunschweig, ist durch ihre unvergleichliche Bibliothek von fast 200,000 Bänden merkwürdig. Sie wird in einem sehr schönen und hohen runden Gebäude neben dem Schlosse aufbewahrt, und steht unten in zwei Gängen in der Runde, und drüber in einer doppelten Gallerie. Die Bibeln stehen in Eismen, und die Handschriften, die den vorzüglichsten Schatz ausmachen, in zwei besondern Kammern. In allen Fächern der Wissenschaften findet man hier wichtige Stücke, aber für biblische und morgenländische Literatur wenig. Ich fand doch einen alten syrischen Codex der vier Evangelien, von Athanasius Kircher geschenkt. Im Arabischen hat die Bibliothek außer verschiedenen Koranen und einigen andern unerheblichen Stücken, ein paar Russische Fragmente vom Koran, eins mit andern Stücken zusammengebunden, in dem ersten, und das andre von ein paar Blättern in dem andern Manuscriptenzimmer. Ich sah auch den Codex rescriptus, in welchem der gelehrte Knittel, Ulpila's Uebersetzung des Briefs

❖ ❖ ❖

Briefs Pauli an die Römer entdeckt, und mit unglaublicher Arbeit entziffert hat. Die Bibliothek würde durch den Büchernachlaß des Prof. Reiske eine ansehnliche Vermehrung erhalten haben; aber man wollte sich zu dem verlangten Preise nicht verstehen: jetzt hat der Hr. Kammerherr von Suhm in Kopenhagen diese ganze Sammlung gekauft.

Von Braunschweig bis Göttingen sind elf Meilen, und fünf Poststationen. Bis Seesen ist die Post braunschweigisch, und man bezahlt in Braunschweig 1 Rthlr. 8 ggl.: von Seesen an hannöversisch, man bezahlt in Nordheim 1 Rthlr. 3 ggl. Die Post geht Montag Nachmittags von Braunschweig ab. Vor Lutter am Bakenberge, der zweiten Station, geht der Harz an, und der Weg bleibt immer bergigt. Ein Freund von bergigten Gegenden hat hier die schönsten Aussichten. Besonders ist der Anblick des hannöversischen Dorfs Lichte, zwei Meilen hinter Seesen, wenn man von dem nahen Hügel herabfährt, unvergleichlich. Es liegt in einem schönen fruchtbaren Thale, lang an einem Hügel hinauf, rings umher mit nahen und fernen Bergen umgeben, die alle mit den dicksten Waldungen besetzt sind.

Den 18ten Julius. Göttingen, eine gut gebaute Stadt in einem langen und fruchtbaren Thale an der Leine, das ringsum von Bergen eingeschlossen ist, ist wegen ihrer Universität in ganz Europa bekannt. Die Bibliothek wird auf 160,000 Bände geschätzt; sicher hat sie 130,000, aber keine merkwürdige Handschriften, außer zwei griechischen Codicibus des N. T. die

H 3

der



der Hr. Ritter Michaelis bekannt gemacht, und Goettingensis I. et II. genannt hat. Für die Professoren und Studierenden ist die Bibliothek ungemein nutzbar; sie steht Mittewochs und Sonnabends Nachmittags 3 Stunden, von 2 bis 5 Uhr, und die übrigen Wochentage von 1 bis 2 des Mittags auf; Fremden, die sich an den Bibliothekar adressiren, wird sie alle Tage Vormittag und Nachmittag ein paar Stunden geöffnet. Man kann auf der Bibliothek jedes Buch zum Lesen und Excerptiren sich geben lassen, und auch leicht Erlaubniß erhalten, es mit sich aufs Zimmer zu nehmen, wenn es nur nicht ein Buch mit Kupferstichen ist, bei welchen es schwerlich vergönnt wird.

Der Weg von Göttingen nach Kassel ist zwar sehr bergigt, aber durch die Chaussees so bequem gemacht, als möglich, und eben durch die beständige Abwechselung von Bergen und den schönsten Thälern und durch schöne und weite Aussichten überaus angenehm. Die Post geht in Göttingen des Sonnabends und Dienstags Abends ab; erstere bleibt aber den ganzen Sonntag bis Montag früh in Münden liegen. Bis Münden, drei Meilen, kostet 18 ggl. und von da bis Kassel, zwei Meilen, 13 ggl. Münden, an der hannöverschen Grenze, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, und ist ein ganz artiger Ort, auch eine ziemlich gute Handelsstadt, weil sie die Niederlage aller Waaren ist, die von Bremen zu Wasser ins Hannöversche eingeführt werden. Die Häuser sind alt und unansehnlich, aber die Straßen desto besser, ziemlich breit und an beiden Seiten mit ebenen



ebnen Steinen für die Fußgänger belegt. Die Stadt liegt ganz im Thal, an allen Seiten von Bergen und Wäldern eingeschlossen. An der einen Seite, nach Kassel, fließt die Fulde, an der andern die Berre an ihr hin, und beide Flüsse vereinigen sich gleich hinter der Stadt, und machen die Weser.

Den 24ten Julius. Kassel, die Residenz des Landgrafen von Hessen Kassel, ist eine alte ziemlich große Stadt, in einem angenehmen Thale, in welchem sich die Fulde schlängelt, und welches von ferne, theils von Bergen, theils von Waldungen eingeschlossen ist. Die Altstadt ist unansehnlich; aber desto schöner die Neustadt, wo die Straßen sehr breit und die meisten Häuser Palläste sind. Die Landgräfliche öffentliche Bibliothek steht in einem prächtigen noch unvollendeten Palast, mit einer schönen marmornen Colonnade vor dem Eingang, an einem großen Platz in der Neustadt, den man die Plantage nennt. Der Platz ist an drei Seiten mit Alleen eingeschlossen, und in der Mitte wird die Statue des Landgrafen zu Pferde, von weißem Marmor aufgestellt werden. Die Bibliothek ist ein langer schöner Saal, in der Mitte frei, an den Seiten mit einer einzigen Reihe Büchern, und oben mit einer Gallerie, wo gleichfalls Bücher stehen, umgeben. Man geht durch zwei Vorzimmer, wo man sitzen und studiren kann; auch in der Bibliothek selbst sind Tische und Schreibzeug. Die Handschriften sind in einem Schranke verschlossen, der mir, weil der Bibliothekar krank war, nicht geöfnet werden konnte.



Außer der Bibliothek ist das Kunstkabinet, die Bildergallerie, das Bad, das ganz von Marmor ausgebaut ist, und der Thiergarten sehenswert. Aber alles dies übertrifft bei weitem der sogenannte Winterkasten, bei dem herrschaftlichen Lustschlosse Weissenstein, eine Stunde von Kassel, ein Meisterstück der Kunst, und wenn er einmal nach dem großen Plan, der im Modellhause gezeigt wird, vollendet werden sollte, ein Wunderwerk. Er besteht aus Grotten und Wasserfällen, die an einem Berge, der von lauter Waldung umgeben ist, angelegt sind, und an beiden Seiten gehen Treppen hinauf. Auf der Spitze des Berges steht eine Art eines runden Tempels, der, so wie alle andre Grotten, und selbst das Wasserwerk aus Tuffstein gebaut ist, den man in dieser Gegend häufig gräbt. Dieser Tempel besteht aus drei über einander laufenden Gewölben, so, daß er in der Mitte unbedeckt ist. Das oberste Gewölbe ist etwas feiner gearbeitet, als die untern, und über demselben ist eine breite und ganz ofne Gallerie. Auf der vordern Seite dieses Tempels erhebt sich eine hohe Pyramide, und oben auf dieser ruht Herkules auf seiner Keule, von Bronze, von solcher heroischen Größe, daß in dem Fuß der Keule acht Personen neben einander stehen können. Es läßt sich begreifen, daß man hier oben, auf eine so reizende Gegend, als die Gegend um Kassel ist, eine vortreffliche vielfaßende Aussicht hat. Von unten bis hinauf in die Keule sind 845 Stufen, jede einen halben Fuß hoch, den Fuß des Berges nicht mitgerechnet, auf dem das ungeheure Gebäude ruht und



und der schon eine ansehnliche Höhe ausmacht. Der Wasserfall fängt oben beim Eingang in den Tempel an, und man begleitet ihn allmählig bis unten hinab; es währt, wenn er nicht lange aufgehalten wird, etwa eine Stunde, bis er ganz hinuntergestürzt ist. Den Anfang macht eine Orgel unten im Tempel, die bloß vom Wasser getrieben wird, und ganz artig spielt. Von außen sieht man nichts als eine Statue in Lebensgröße, die auf einer Hirtenflöte bläst. Um diese Statue sind sogenannte Perierwasser angebracht, die ganz unvermuthet aus den Seitenwänden und aus dem Fußboden hervorbrehen, und die Zuschauer besprizzen. So springen auch aus den Treppen kleine Fontainen, und machen die Herauf- oder Heruntergehenden, an den Füßen naß. Weiter unten sind zwei Statuen, die Posaunen blasen. Die schönsten Wasserfälle, Grotten von mannigfaltiger Erfindung, und Fontainen beschäftigen wechselweise den Zuschauer, bis man unten am Berg an die große Fontaine kommt, die das Meisterstück von allen ist. Sie treibt das Wasser etwa einen Arm dick, 160 Fuß hoch. Es ist ein unbeschreiblich schöner Anblick, wie das Wasser, wenn es losgelassen wird, auf einmal zu seiner ganzen Höhe sich hinaufschwingt, und an der einen Seite, wie eine marmorne Säule steht, an der andern wie Staubregen hinunter fällt. Ich habe dies unvergleichliche Kunstwerk zweimal gesehen, und man verliert mehr als man glaubt, wenn man in der Nähe von Kassel gewesen ist, ohne den Winterkasten gesehen zu haben.

Den 26ten Julius. Des Mittewochs Nachmit-



tags geht die Post von Kassel nach Nürnberg. Man bezahlt bis Salungen 2 $\frac{1}{2}$ Rthlr. und hat 60 Pfund frei. Die Tour geht über Melsungen, 2 Meilen, Morschen, 1 $\frac{1}{2}$ M. Stadt Rothenburg 1 $\frac{1}{2}$ M. Bebra $\frac{1}{2}$ M. Stadt Hersfeld 1 $\frac{1}{2}$ M. wo ein ansehnliches Gymnasium ist, das, wie man mir sagte, 30 Freitische hat, Stadt Vach oder Vacha, 3 M., nach der Stadt Salungen, 2 M. Von Salungen geht die Tour weiter über Schmalkalden, 2 M. Meinungen, 2 M. Hildburghausen, 3 M. Rodach, 1 M. nach Coburg, 2 M. Hier liegt die Post anderthalb Tage stille. Sie geht Sonntags Nachmittags über Bamberg, 6 M. Erlangen, 4 M. nach Nürnberg, 3 Meilen. Von Kassel bis Nürnberg sind also zusammen 35 Meilen. In Salungen bezahlt man bis Schmalkalden 12 ggl.; in Schmalkalden bis Meinungen gleichfalls 12 ggl. und von da bis Coburg 1 Rthr. 6 ggl. Von Coburg bis Nürnberg bezahlt man 4 leichte Gulden.

Rothenburg ist die Residenz des apanagierten Landgrafen von Hessen: Rheinfels: Rothenburg, sieht aber mehr einem Dorfe als einer Residenz ähnlich. Es sind daselbst zwei reformirte Kirchen, und eine catholische Kapelle, weil der Landgraf catholisch ist.

Eine Viertelstunde vor Vach liegt Philippsthal, ein bloßes Dorf mit einem Schloß, wo der apanagirierte Landgraf von Hessen: Philippsthal, reformirter Religion, residirt.

Salungen ist eine Sachsen: Meinungsche Stadt,
mit



mit einem Gymnasium, und Schmalkalden, wieder Hessencasselisch, eine ziemlich gute Stadt mit einem Gymnasium von 5 Classen. Hier hört das hessische Gebiet auf, und zugleich die bequemen Chaussees, und die Landkutschen, die man im Hannöverschen und Hessischen hat.

In Hessen bin ich mit Vergnügen gereiset. Aehnliche schöne Gegenden, als die war, die mich bey dem hannöverschen Dorf Echte (Seite 5) vergnügte, habe ich hier verschiedne gefunden. Vorzüglich gefiel mir die Aussicht vor Rothenburg, wo eine sehr schöne bergigte Gegend ist, und im Thal sich die Fulde in mannigfaltigen Krümmungen schlängelt. Aber mit Wehmut habe ich die Verwüstung des Krieges in einem Lande bemerkt, wo Friede ist. Hessen ist durch den Anteil, den es an dem Amerikanischen Kriege genommen hat, von seinem besten Mannsvolk entvölkert: Weiber sieht man hinter dem Pflug gehen, an den Landstraßen das Pflaster ausbeßern und andre schwere Arbeiten thun.

Meinungen ist die Residenz des Herzogs, aber keine vorzügliche Stadt.

Hildburghausen wird eine schöne Stadt werden. Die halbe Stadt, nämlich 106 Häuser, nebst einer Kirche, sind im verwichnen Jahr durchs Feuer verwüstet, und werden gut und mit Geschmak wieder aufgebaut. Die Dienstmädchen, auch Bürgertöchter gehen artig gekleidet, in einem dunkelblauen Mantel, der bis auf die Schuhe reicht, mit einem Kragen, der zuweilen mit gold:



goldnen Tressen besetzt ist, grade so, wie die Schaffer einiger Handwerker in Hollstein.

Rodach ist eine elende Stadt, aber Coburg, die letzte Sächsische Stadt auf dieser Reise, ansehnlich. Sie hat vier Kirchen, und ein berühmtes Gymnasium Academicum, das im Jahr 1604 von Herzog Johann Casimir angelegt worden, und von Kaiser Leopold im Jahr 1677 mit den Freiheiten einer Universität begnadigt, aber noch nicht eingeweiht ist. Die herzogliche Albertinische Bibliothek im Gymnasium soll sehr gut seyn; ich konnte sie, weil ich am Sonntag hier war, nicht besuchen.

Die Stationen von Coburg nach Nürnberg sind, Dorf Gleussen, 2 Meilen, Dorf Rattelsdorf, 2 M. Bamberg, die bischöfliche Residenz und catholische Universität, am Fluße Rednitz, 2 M. Weiter über Sorchheim, einer von gehauenen Steinen kostbar aufgeführten bischöflichen Festung ohne Außenwerke, an der Pegnitz, nach Altendorf, 2 M. Erlangen 2 M. Nürnberg, 3 M. Diese Tour von Coburg an macht man in sehr bequemen Landkutschen.

Erlangen ist eine schöne Stadt. Wenn sie auch nicht viele kostbare Gebäude hat, so fällt sie doch ungemein gut ins Auge, weil sie ganz regulär gebaut, und mit sehr breiten Straßen angelegt ist. Sie hat vier schöne Kirchen von Quadersteinen und alle mit Thürmen, zwei lutherische, eine deutsch; und eine französisch; reformirte. Sie stehen ohne Kirchhöfe und Mauer auf einem freien Platz an den Straßen, welches der Stadt
eine



eine große Zierde giebt. Die beiden lutherischen sind auch inwendig sehr schön geschmückt. — Die hiesige Markgräflisch-Brandenburgische Friedrich-Alexanders-Universität ist im Jahr 1743 gestiftet. Bis jetzt ist die Anzahl der Studirenden überhaupt nicht viel über 300; aber sie hat viele geschickte und zum Theil durch Schriften berühmt gewordene Lehrer, und scheint sich immer mehr empor zu heben. Die Universitäts-Bibliothek kan nach ihrem Alter auch nicht groß seyn, aber sie wird jährlich ansehnlich vermehrt. Sie hält, reichlich gezält, 10,000 Bände. Unter den gedruckten Büchern ist eine sehr vollständige Sammlung französischer Geschichtschreiber, und eine ziemliche Anzahl alter Ausgaben der classischen Schriftsteller. Eine sehr gute Sammlung von lateinischen Handschriften besitzt sie als ein Geschenk aus einem Mönchskloster bei Anspach. Das Verzeichniß derselben steht gedruckt in dem Hockerschen Catalog. Unter den Handschriften auf Pergament wird eine gut erhaltene Vulgata von den vier Evangelien, mit goldnen Anfangsbuchstaben in Folio, die 800 Jahr alt geschätzt wird, für die vorzüglichste gehalten: Schade, daß die ersten zwei Blätter darin fehlen. Und unter den Handschriften auf Papier sind die vollständigen Akten des Costnitzer Conciliums merkwürdig. Für die biblische und morgenländische Litteratur ist gar nichts: doch werden vielleicht jetzt nach und nach einige dahin gehörige Werke angeschafft werden, da Herr Pfeiffer, Professor der morgenländischen Sprachen, Bibliothekar ist. Er hat wirklich den Anfang mit der englischen Polyglotte,



te, Kennikotts Bibel und einigen andern Werken gemacht.

Von Erlangen nach Nürnberg gehen jeden Morgen um 5 Uhr die sogenannten Nürnberger Kutscher mit verdeckten Wagen ab. Eine einzelne Person bezahlt nur 12 Kreuzer, und 3 Kreuzer Biergeld, und für einen Koffer von 130 bis 150 Pfund werden etwa 24 Kreuzer bezahlt.

Den 2ten August. Nürnberg ist eine alte, große, berühmte Reichsstadt, aber nichts weniger, als schön. Sie ist bergigt und in der Anlage der Häuser und Straßen ist so sehr gegen alles Ebenmaas gesündigt, als nur möglich war. Aber sie hat desto mehr Merkwürdigkeiten und Altertümer, die einem Fremden den Aufenthalt angenehm machen. Ihr größter Schatz sind die Reichs: Insignien, die bei ieder Kaiserkrönung abgeliefert werden. K. Sigismund vertraute sie im Jahr 1423 der Stadt zur ewigen Verwahrung an; sie werden in der Kapelle über der Sakristei der Spitalkirche aufbewahrt. Unter diesen Insignien ist das Pallium mit einer altarabischen Inschrift am Saum, die Herr von Murr bekannt gemacht hat. Die Insignien werden ohne Ausnahme keinem, als einem regierenden Fürsten gezeigt: dann stehen sie einen ganzen Tag zur Schau. Das Rathhaus, ein antikes starkes Gebäude, ist wegen der schönen Gemälde, sonderlich von Albrecht Dürer, sehenswert. Der große Saal ist ganz von Dürer gemalt: es ist ein Triumphwagen vorgestellt, auf welchem Kaiser Maximilian der erste, im Reichsornate von



von zwölf Pferden gezogen wird. Die vortrefliche Stadtbibliothek steht im Dominikanerkloster, und hat einen schönen Vorrath von Handschriften und den ältesten gedruckten Büchern. Unter den Privatbibliotheken zeichnet sich die Ebnersche aus, bei welcher ein schönes Kabinet von Gemälden und Altertümern ist. Herr Schaffer, (so nennt man hier die Oberprediger,) Georg Wolfgang Panzer im Sebalder Pfarrhose, hat eine zwar nicht große, aber außerlesene Bibliothek, und eine schöne Sammlung von Bibeln, die vor vielen andern Bibelsammlungen den Vorzug hat, daß sie mit Auswal und zum Nuzzen, nicht zur Pracht gemacht worden. Herr von Murr hat sich durch verschiedne gute Schriften als einen Freund der morgenländischen Litteratur gezeigt, obwol dies sein eigentliches Studium nicht ist. Ein Liebhaber von Kunstsachen muß vorzüglich das Praunische Kabinet sehen. Die Gebrüder Bischof machen vortrefliche und einige bisher unbekannte Experimente mit der Elektrisirmaschine. Die Nürnbergischen Merkwürdigkeiten hat Herr von Murr ausführlich beschrieben: Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten Nürnbergs und der hohen Schule Altdorf. Nürnberg 1778. 8. m. R.

Drei Meilen von Nürnberg liegt die Nürnbergische Universität Altdorf. Die Anzal der Studirenden ist kaum hundert, größtenteils Nürnberger. Die Professoren der Theologie sind zugleich Prediger, wie in Erlangen, und die Mediciner und Juristen practisiren. Die Bibliothek hat etwa 10,000 Bände, wozu noch

daß



das Treuische Vermächtnis von 24,000 Bänden und ein Naturalienkabinet gekommen sind. Unter den erstern 10,000, ist der größte Theil der rabbinischen Bibliothek des bekannten Wagenfelds, und ein Schrank mit Handschriften befindlich.

Den 7ten August. Von Nürnberg nach Regensburg sind 14 Meilen, und von Regensburg nach Wien zu Wasser auf der Donau 60 Meilen, 30 bis Linz, und 30 von Linz nach Wien. Wöchentlich geht ein ordinäres Schif von Regensburg ab, mit dem man sehr wolfeil reiset. Ein Extraschif kostet bis Linz etwa 40 Gulden, und von da nach Wien vermutlich eben so viel. Die Schiffe werden in Linz oder Wien verkauft und zerschlagen, weil sie nicht gegen den Strom zurückfahren können. Wenn etwa mal eins mit Fracht einige Meilen zurückfährt, so wird es von Pferden gezogen. Die Donauschiffe sind platte, nicht betheerte Decker, in der Mitte mit einem Verdeck, und werden mit zwei Rudern fortgetrieben. Segel können wegen der flachen Stellen und vielen Krümmungen der Donau nicht gebraucht werden. Diese Wasserreise, so langsam sie geht, hat wegen der schönen Aussicht viel Annehmlichkeit. Man sieht an beiden Seiten des Stroms in einer beständigen Abwechselung, hohe Gebürge, Wälder, Ebenen, zerfallene alte Schlösser und schöne Dörfer, die das Auge noch mehr vergnügen, weil sie wegen der häufigen Krümmungen des Flusses immer unerwartet erscheinen, und man nie vorherseht, in welche neue Gegend man kommen wird. Ueberhaupt glaube ich be-

merkt



merkt zu haben, daß die Gegenden, im Ganzen genommen, schöner, und zugleich die Dörfer netter und der Landbau blühender werden, je weiter man von Norden gegen Deutschlands südliche Gränze hinkömmt. Die Häuser sind von Stein, weiß betüncht, mit sehr flachen und mit Schindeln gedeckten Dächern, welches in der Ferne sehr artig sieht.

Nicht weit von Regensburg fährt man Donau-
stau, die Residenz des Fürsten von Turn und Taxis,
vorbei, die eine ungemein schöne Lage, und einige, aber
nur zu Eßig taugliche Weinberge hat. Hernach kommt
man an die Städte Straubingen, Teken-
dorf und Silzhofen vorbei nach der Stadt und dem Erzbistum
Passau. Diese Stadt liegt grade an der Stelle, wo
die Inn und das Perlenwasser aus Böhmen sich mit
der Donau vereinigen. Es sieht sehr artig aus, wie
die drei Ströme eine ganze Meile mit einander in einem
Ufer fortfließen, ohne sich zu vermischen. Der Donau-
strom ist dunkel, die Inn weisser und trübe, und das
Perlenwasser schwärzlich. Die Stadt hat hohe Häu-
ser, und ist gut gebaut; besonders zeigt der bischöfliche
Pallast Pracht und Annehmlichkeit. Zum Zeitvertreib
sieht man in Passau den sogenannten Tölpel, einen groß-
sen sehr grob gearbeiteten Kopf, der vermutlich zu dem
beleidigenden Namen Gelegenheit gegeben hat. Er war
vormals, vielleicht zur Zierde, an einem Hause befestigt,
ward aber abgenommen, weil der gemeine Mann ihn
anzubeten anfing, und wird jetzt, wie man sagt, in ei-
nem Wirthshause aufbewahrt. Hinter Passau kommt



man nach Hafnerszell, und dann nach Engelhardszell an der Oesterreichischen Grenze, wo man visitirt wird. Hernach sieht man Aschau, und den Flecken Ottensheim, wo ein altes Schloß steht, in dem Kaiser Otto geboren seyn soll, und bald nachher Linz.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich, ist nicht groß, aber gut gebaut, und hat ein schönes kaiserliches Schloß und prächtige Kirchen. Sonderlich nimt sich der Markt mit einer schönen Dreifaltigkeits-Säule, die oben vergoldet ist, sehr gut aus. An der Stadt geht eine angenehme Promenade auf einen Berg hinauf, die mit Geschmaß angelegt ist. Man hat auf der Höhe eine vortrefliche Aussicht. Die Stadt mit ihren schönen Thürmen, die Krümmungen der Donau und ein Wald von verschiednen Arten von Bäumen, aus dessen Gründen, Dörfer und Kapellen hervorblicken, machen sie zu einer der schönsten Aussichten, die mir bisher vorgekommen sind. Ich besuchte das Minoritenkloster in Linz, und den Doctor und Professor der Theologie, Pater Chrysogenes Wilser, fand aber daselbst keine vorzügliche Bibliothek. Auf Anrathen meiner Freunde fuhr ich nach dem berühmten Kloster des h. Florians, zwei Stunden von der Stadt. Das Kloster zeigt schon in der Ferne Schönheit und Anmut, und man bemerkt in demselben Nettigkeit und Ordnung. Die Mönche sind besser gekleidet, als die meisten andern Ordensgeistlichen und sehr bescheiden und gastfrei: sie halten etwas verändert die Regel des h. Augustins. Ich machte mit dem Bibliothekar Ziegler, und einem

andern jungen Geistlichen, P. Meyer, Bekanntschaft, die mich in die Bibliothek führten. In einem schönen Stift erwartete ich auch eine schöne Büchersammlung; ich fand aber auch diesmal nicht, was ich vermutete. Mich freute es, daß eine gute Sammlung neuer Bücher da war, die man in Klöstern nicht oft sieht; aber in einem ganzen Zimmer voll Handschriften waren keine einzige griechische und hebräische, weder von heiligen noch Profanschriftstellern. In dem Gewölbe unter der Kirche erstaunte ich über die ungeheure Menge Todtengrube, die daselbst als Gebeine der ersten Christen aufbewahrt werden. Es liegt so voll, daß man sich hindurch drängen muß, um ans Ende, an einen verfallnen Altar zu kommen, an dem die Christen heimlich ihren Gottesdienst verrichtet haben sollen. Das Kloster und die Bibliothek zu Gremsmünster, sieben Stunden von Linz, würde für mich sehenswerter gewesen seyn, wenn ich Zeit gehabt hätte, dahin zu fahren. Johann Paul Wartha ist daselbst Professor der Orient. Sprachen, und wird für sehr geschickt gehalten.

Die Tour von Linz nach Wien machte ich auf der Donau. Die Gegend ist hier fast schöner, als höher nach Regensburg hinauf. Ueber den Strudel und Wirbel, den man für so gefährlich ausschreit, bin ich mit vieler Ruhe und mit Vergnügen gefahren. Bei nicht sehr flachem Wasser ist gar nichts zu fürchten, und die Aussicht im Strudel ist recht feierlich und romantisch. Hernach pflegt man bei den Städten Stein und Krems, die bloß durch das Kloster Und von einander getrennt



werden, anzulegen. In der Nähe von Wien hat man zur Rechten auf den Bergen die schönen Klöster Melf, Retwein und Neuburg. Bald nachher zeigen sich die Spizzen Wiens, und dann öfnet sich bei einer Biegung der Donau auf einmal die Aussicht auf die ganze Stadt.

Wien nimt sich von dieser Seite sehr gut aus und zeigt alle Größe und Pracht einer kaiserlichen Residenz. Aber innerhalb hat sie weniger Annehmlichkeit. Sie hat sehr hohe und massiv gebaute Häuser, aber enge, zum Teil finstre und bei naßem Wetter sehr unreinliche Straßen, so gut sie auch gepflastert sind. Sie werden oft gefegt, und bei trockenem Wetter mit Wassermaschinen, die auf Wagen geführt werden, besprengt: aber demohnerachtet stäubts im Sommer sehr und im Winter ist sehr schmuzzig. Vielleicht ist daran die starke Passage und Frequenz auf den Straßen Schuld, denn es wimmelt beständig von Menschen und Wagen, die ein Geräusch machen, daß man davon anfänglich fast betäubt wird. Man hat das Vergnügen, Leuten aus allen Nationen, aus Norden und Süden, in ihren verschiedenen Kleidungen zu begegnen. Größer, freier und gesunder sind die Vorstädte, denen nichts fehlt, als ein gutes Pflaster, welches in der Stadt selbst ungleich besser ist. Auf den Straßen findet man allenthalben Fiares: man bezahlt für einen Besuch zehn bis zwanzig Kreuzer, und für die Stunde einen halben Gulden. Auch ist eine kleine Post, wie in Paris, angelegt, die Briefe und Billets in die Stadt und in die Vorstädte besorgt.



beforgt. — In den Gasthäusern und in vielen Bürgerhäusern findet man in Zimmern, Betten und Speisen häufig Unordnung und Unreinlichkeit.

Auf die Menge des Adels und der Vornehmen in Wien kann man einigermaßen aus der Menge der herrschaftlichen Wagen, deren man bei 2000 zählt, schließen. Aber einen noch größern Ueberfluß hat die Stadt an müßigen Geistlichen, die zwanzig Klöster in derselben besitzen. Die Einwohner sind im Ganzen durchgehends gesittet und artig; die Gesellschaften frei und ungezwungen. Der Hof, die große Anzahl der vornehmen Einwohner und die vielen angesehenen Fremden haben vermutlich den Ton der Gesellschaften angegeben. Ungezwungene Artigkeit findet sich selbst bei den gemeinen Leuten, und Ausdrücke, wie diese, Ich empfehle mich ihnen, ich küße ihnen die Hand, hört man häufig von gemeinen Aufwärterinnen. Ueberhaupt scheinen die Einwohner wohlhabend zu seyn. Der Aufwand des Hofes, der Vornehmen und vielen Fremden, und die vielen Manufakturen und Fabriken sind eine Nahrungsquelle vieler Tausenden. So werden z. B. von einer einzigen Seidenbandsfabrik zu Panzing, 300 Menschen erhalten.

Unter den öffentlichen Gebäuden würde sich die Kaiserliche Burg, die weitläufig und prächtig ist, besonders ausnehmen, wenn sie nicht, wie überhaupt die Stadt, zu sehr verbaut wäre. Die übrigen Palläste, Kanzleien und Klöster bemerkt man kaum in einer Stadt, die durchgehends mit Aufwand gebaut ist. Die



Kirchen sind, die Peters- und Karl-Borromäus-Kirche ausgenommen, alt und im gothischen Geschmak gebaut. Die Hauptkirche ist die Stefans, die seit 1623 einen Erzbischof hat; man bewundert ihren Thurm wegen seiner Höhe von $434\frac{1}{2}$ Fuß.

Freie Plätze hat Wien nicht viel, und die sie hat, sind nicht groß. Die größten und schönsten sind, der Graben mit einer Dreifaltigkeitssäule, auf welchem des Abends bei angenehmen Wetter für die Spazzierenden Stühle gesetzt und Erfrischungen verkauft werden; der hohe Markt mit einer Josefssäule, der neue Markt, und der Hof mit einer Mariensäule.

Die Gegend um Wien besteht aus ebnem Lande, das von Bergen eingeschlossen ist und von kleinen Strömen durchkreuzt wird. Sie ersetzt durch ihre angenehmen Hügel, Waldungen und Thäler vollkommen alles, was der Stadt an Schönheit und Anmut fehlt. Der Augarten nahe an der Stadt wird für einen der schönsten Lustörter gehalten, und ist der Lieblingsaufenthalt des Kaisers, aber er ist bloß durch Kunst angelegt. Auch in dem Lustgarten Schönbrunn ist neben der herrlichen Aussicht alles versamlet, was die schöne Kunst erfinden und anlegen konnte. Für mich hatte der Prater mehr Anmut als beide, ein schöner, ganz der Natur überlassener Wald, neben dem Augarten, eine halbe Meile lang an der Donau, hin und wieder mit kleinen Zelten besetzt, wo man Erfrischungen haben kann. Mitten im Walde wird zuweilen ein italienisches Feuerwerk vor vielen tausend Zuschauern abgebrannt, und dann werden alle



alle Gänge in dem Walde mit Fackeln erleuchtet. An einem solchen Abend kann man sich hier den besten Begriff von der Bevölkerung der Stadt, und in vieler Hinsicht auch von den Sitten der Einwohner machen. Der Kalteberg ienseit der Donau liegt in einer vorzüglich schönen Gegend: er hat eine ansehnliche Höhe und auf der Spitze ist ein Kamaldolenser Kloster, wohin der Weg durch die schönsten Weingärten führt. Die Donau mit ihren kleinen Inseln, und die Residenz wie im Nebel gehüllt, sieht man am Fuß des Berges liegen, und auf einer unübersehbaren Fläche fruchtbare Felder, angenehme Waldungen und Dörfer. Die Aussicht ist ganz entzückend, und man sieht sich nicht satt.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung der Stadt komme ich auf das, was eigentlich den Gelehrten beschäftigt, und da steht die K. K. Bibliothek unstreitig oben an. Sie ist die vorzüglichste in Deutschland, und besteht aus 300,000 Bänden gedruckter Bücher und 12,000 Handschriften. Ihre äußere Gestalt würde die vollkommenste seyn, wenn sie wie die Wolfenbütteler ihr eignes Gebäude hätte: an Pracht wird sie gewis von keiner deutschen übertroffen. Der Saal ist 240 Fuß lang und 54 breit, mit einer Reihe schöner Plafonds, die von großen freistehenden Säulen mit stark vergoldeten Fußgesimsen und Capitälern getragen werden, und der Bibliothek das Ansehen eines prächtigen Tempels geben. In der Mitte erweitert sich der Saal zu einer Breite von 100 Fuß und macht eine ovale Ründung, in welcher die schöne und prächtige Bücher:



sammlung des Prinzen Eugens von Savoyen steht. Des
 Trüsters der Bibliothek, Karls des sechsten Bildsäule
 steht in der Mitte, und im Umkreise sind sehr viele an-
 tike Brustbilder und neue Bildsäulen der Kaiser aufge-
 stellt, und so viel Vergoldungen angebracht, daß sie das
 Auge blenden. Die Kuppel ist von Gran gemalt, die
 Säulen und der Fußboden sind Marmor und die Bü-
 cherschränke und alles Holz Nußbaum. Die Ordnung
 der Bibliothek hat mir sehr gefallen. Die Bücher-
 schränke, oder vielmehr Repositoria haben oben große
 vergoldete Schilde mit fortlaufenden Zalen und jede
 Reihe Bücher hat ihren Buchstab. In dem Verzeich-
 nis wird bei jedem Buche die Zal des Schrankes, der
 Buchstab des Fachs und die Zal des Buchs in dem Fach
 angeführt, und dieselben Zeichen werden jedem Buche
 vorgeschrieben. Man hat auch dafür gesorgt, die Bi-
 bliothek so gemeinnützig zu machen, als möglich. Sie
 steht alle Tage der Woche von 8 oder 9 Uhr bis Mit-
 tag auf, und in einem Nebenzimmer, das im Winter
 geheizt werden kann, stehen Tische und Schreibzeug,
 wohin jedem, der lesen und Auszüge machen will, die
 verlangten Bücher gebracht werden. Man sieht hier
 täglich alle Tische mit Lesenden und Schreibenden be-
 setzt. Unter den vorzüglichsten Schätzen der Bibliothek
 selbst sind besonders ein sehr altes bei Ephesus entdek-
 tes Denkmal von weißem Marmor, das in halb erhob-
 ner Arbeit den Streit der Amazonen vorstellt, eine Sam-
 lung schöner Etruscischer Gefäße, ein sehr vollständiges
 Kopernikanisches System, das Römische Senatusconsul-
 tum



tum vom Jahr Roms 568, das die Bacchanalia verbietet, und von Livius angeführt wird, die ältesten Handschriften vom Dioscorides und Livius, und 15 hebräische Bibelhandschriften, merkwürdig.

Die Universität scheint außer guten Stiftungen für arme Studirende, keine Vorzüge zu haben, als eine sehr große Anzal von Doktoren, wenn das ein Vorzug ist. Ordentliche Lehrer sind in der theologischen Facultät acht, in der iuristischen sieben, in der medicinischen neun und in der philosophischen vierzehn; aber creirte Doktoren, nach dem Staats-Schematismus, von der Theologie III, von den Rechten 83, von der Arzneiwissenschaft 114, und von der Philosophie 79. Das Universitätsgebäude ist ein schöner Pallast, und von Kaiser Franz, den 5 April 1756 eingeweiht. Jede Facultät hat ihren Hörsaal, bei welchem zugleich die zu den Vorlesungen erforderlichen Hülfsmittel verwahrt werden. Der Hörsaal der Physik und Mechanik hat schöne Instrumente und bei dem Hörsaal der medicinischen Facultät ist ein anatomisches Theater mit vielen Präparaten, und ein chemisches Laboratorium. In demselben Gebäude ist die vereinigte Akademie der bildenden Künste, und oben die Sternwarte. Die Akademie hat manche Sehenswürdigkeiten, und die Zal der Künstler, die sie aufgenommen hat, ist beträchtlich. Zur Malerklasse, deren Direktor Herr Sambach ist, gehören 26 Historienmaler, neun Landschaftsmaler, sechs Thiermaler, zwei Blumenmaler, 24 Portraitmaler, neun Miniaturmaler und vier Wapenma-



ler. Zur Kupferstecherklasse 18 Künstler, und ihr Direktor ist Herr Schmuizer. Außer diesen sind 16 Bildhauer, zehn Architekten, sieben Münzgraveurs, vier Siegelschneider, drei Bossirer, ein Erzverschneider, und ein Elfenbeinschneider.

Die kaiserliche Akademie der morgenländischen Sprachen in dem vormaligen Novitiathause der Jesuiten bei S. Annen, verdient sehr die Aufmerksamkeit der reisenden Gelehrten. Sie ist schon im Jahr 1754 gestiftet, aber sie fängt ietzt erst an, durch die unermüdete Sorgfalt der Kaiserin, und durch die weisen Einrichtungen des Herrn von Jenisch, Sekretärs in der Staatskanzlei, illustre zu werden. Sie ist ein von der Universität ganz getrenntes Institut zur Erziehung zehntuünger Herren, die zu künftigen Gesandtschaftsposten im türkischen Reiche vorbereitet werden. Man verlangt, daß sie in den philosophischen Wissenschaften einen Grund gelegt haben, ehe sie in die Akademie aufgenommen werden. Hier wohnen sie, beständig unter den Augen ihrer Vorsteher, und werden gewisse Stunden in der lateinischen und den nöthigsten lebenden Sprachen unterrichtet, ferner in der Geschichte und Geographie, besonders des Orients, und vorzüglich in der morgenländischen Statistik, und in der türkischen Sprache und deren Hülfsmitteln, der arabischen und persischen. Diese Sprachen lernen sie aus den eignen Grammatiken des Volks; ein geborner Morgenländer lehrt sie die rechte Aussprache und Kalligraphie, und unter der Aufsicht ihrer Vorgesetzten üben sie sich im Lesen des Divans oder

Kanzl



Kanzleischrift und im Uebersetzen. Nach dieser Vorbereitung gehen sie nach Konstantinöpel, wo sie bei der Gesandtschaft zum Abschreiben, zum Dollmetschen bei der Pforte und zu allen den Geschäften angeführt werden, die sie in ihren künftigen Bedienungen zu verwalten haben. Die Akademie hat sich neulich durch die so gut aufgenommene *Anthologia Persica*, Viennae 1778, bekannter gemacht; jetzt sind einige der jungen Herren Mitarbeiter an der neuen Ausgabe des meninsfischen Lexicons, andre übersetzen die vorzüglichsten Stücke aus der Geschichte des Chandemir, die nächstens gedruckt werden sollen. Ihr Probst oder Präses, der ebenfalls im akademischen Gebäude wohnt, ist der insulirte Abt Johannes de Deo Nekrep, der W. W. und G. G. Doktor. — Herr von Jenisch, dessen ich erwähnt habe, ist einer der ersten Zöglinge der Akademie gewesen, und jetzt ist er ihr eifriger Beförderer. Er besitzt bei der herablassendsten Gefälligkeit eine große Stärke in den morgenländischen, vorzüglich in der persischen Sprache, und hat sich durch die schöne Vorrede zu Meninsfischs Lexicon, dessen ersten Teil er fast allein umgearbeitet, berühmt gemacht. Einen sehr vergnügten Tag habe ich in seiner Bibliothek zugebracht, die außer 200 türkischen und persischen Handschriften aus dem historischen Fache, und einigen arabischen von der uns noch ganz unbekannten Geschichte der Semanidischen und Aiubitischen Regenten, eine vollständige Sammlung aller in Europa gedruckten morgenländischen Bücher enthält.



Ich sage nichts von den übrigen Merkwürdigkeiten Wiens, den schönen Naturalien- und mechanischen Cabinetten, dem Belvedere und der Gemäldegallerie, der Schatzkammer, dem Arsenal, und andern Sehenswürdigkeiten, weil ich nichts neues von ihnen sagen kann. Schließlich muß ich noch die ausnehmende Gewogenheit, mit welcher mich Sr. Excellenz, Monsignor Garzampi, Erzbischof von Monte Fiascone und päpstlicher Nuntius, und die Herren Aufseher der Bibliotheken, besonders Herr Rath und Ritter von Martines empfangen haben, öffentlich rühmen, und ihnen meine vollkommenste Dankbarkeit bezeugen.

Reise von Wien nach Venedig.

Die Poststraße von Wien nach Triest geht über Neu- stadt, Grätz, Marchburg und Laubach. Man bezahlt auf der Diligenze, die ungefähr acht Tage fährt, für diese 60 Meilen, 22 Gulden und 30 Kreuzer, das Biergeld für die Postillons schon mit gerechnet. Einem Betturino, einer andern Art von ordinärer Post, bezahlt man für die Reise nach Triest, ohne Kost, sechs bis sieben Dukaten. Ich wälte den erstern Weg, mit der Diligenze zu fahren. So geschwind im Oesterreichschen die Extraposten expedirt werden und so schnell sie fahren, so langsam geht alles auf der Diligenze.

Der Weg bis an die Oesterreichsche Grenze, zehn Meilen weit, ist fast immer ebnes Land. In Steiermark und Krain fährt man durch viele hohe Gebür-



ge und Waldungen, die dem Auge viele schöne und abwechselnde Aussichten geben. Aber die Dörfer sind zum Theil kleiner und bei weitem nicht mehr so gut gebaut als im Oesterreichschen. Der Feldbau scheint gut zu seyn. Ich sahe viele Felder mit Buchweizen, der eben in voller Blüthe stand, und hin und wieder türkisches Korn und Kürbiße unter einander, zum Futter fürs Vieh. Das beste Getraide wächst auf den Bergen; es wird später reif, aber hat das größte und festeste Korn und giebt die beste Aussaat.

Die Häuser der Krainschen Bauern sind elende Hütten, von Brettern zusammengeschlagen, mit kleinen viereckigen Oefnungen statt der Fenster, und mit Stroh gedeckt. Ihre tägliche Kleidung besteht aus einem braunen Kittel, der unordentlich über das bloße Hemd geworfen ist, und Stiefeln auf den bloßen Füßen. Ihre Festkleidung im Winter ist ein langer weißer Pelz, der bis auf die Füße reicht, und über welchem der braune Rock auf die Schulter gehängt wird. Auch die Weiber tragen Stiefel von schwarzem oder weißem Leder, einen mit Messing stark beschlagenen Gürtel um den Leib, und ein weißes Tuch auf dem Kopfe, das auf die Schultern herabhängt. Es läßt sich ziemlich wahrscheinlich schließen, daß es in dem Kopf der Leute nicht sehr helle seyn müße, die so schlecht wohnen und sich zum Theil so unordentlich kleiden, die für diese ersten Bedürfnisse der Menschen so sorglos zu seyn scheinen. Ihrer Sprache ist wendisch oder flavonisch, und wird mehr gesungen, als gesprochen. Sie hat viele verdorbne deutsche



sche und lateinische Wörter, als Tallar, (Zeller) affedita, (setzt euch,) und das Deutsche, das einige angesehenere Landleute reden, ist durch sie so verdorben, daß man oft Mühe hat, es zu verstehen.

Die Anhöhen dauern fort bis auf eine gute halbe Stunde vor Triest. Von da fährt man allmählig in ein angenehmes, mit Wein und Delbäumen, die ein eben so gutes Del als die Provencer geben sollen, bepflanztes Thal herab, an dessen Ende die Stadt mit ihrem schönen Hafen liegt. Man sieht sie nicht, bis man nahe davor ist, weil sie so tief liegt, aber man hat eine unvergleichliche Aussicht auf den Hafen und auf das Gebürge am ienseitigen Ufer. Der Unterschied der Luft oben auf der Höhe und eine halbe Stunde tiefer in der Stadt ist sehr merklich. Ich fand es auf der Reise schon ziemlich kalt, und hier in Triest ist es am Ende des Septembers, so lang des Tages die Sonne scheint, noch so warm, als in meinem Vaterlande in den heißesten Sommertagen.

Den 20ten September. Triest ist eine kleine, aber frei und regelmäßig gebaute und gesunde Stadt, in welcher man sich einige Tage, obgleich man wenig Merkwürdiges zu sehen findet, mit Vergnügen verweilt. Sie ist erst vor etwa 30 Jahren durch die Handlung empor gekommen und es ist wahrscheinlich, daß sie mit der Zeit größern Handelsstädten gleich kommen wird. Sie hat den großen Vorzug vor Venedig, daß ihr Hafen ein Freihafen ist, und zieht dadurch viele Schiffe an sich. Sie hat jetzt schon Schiffe
fart



fart nach Indien und China und die Anzahl der Kaufleute und der Fabriken vermehrt sich noch immer. Vor zwei Jahren ist auch eine ansehnliche kaiserlich privilegirte Zuckerraffinaderle angelegt, die nebst einer andern in Fiume die sämtlichen Oesterreichschen Länder mit Zucker versieht. — Aber die Gelehrsamkeit liegt noch ganz. Die Geistlichen in den Klöstern haben gute Tage und sind froh, daß sie sich nicht um die Wissenschaften bekümmern dürfen; und der angesehenste Teil der Einwohner sind Kaufleute. In der ganzen Stadt ist kein Buchladen; die wenigen Bücherliebhaber lassen ihre Bücher durch Tirol kommen, und sind daher von der strengen österreichschen Censur frei. Sie haben also mehr Gelegenheit sich mit der Litteratur bekannt zu machen, als die Wiener selbst, und vielleicht wird Triest bei seinem Wachstum, auch in der Gelehrsamkeit bald größere Schritte machen. — Die portugiesischen Juden haben eine Synagoge und große Freiheiten; die Protestanten aber keine öffentliche Religionsfreiheit, sondern nur Privatversammlungen in ihren Häusern.

Von Triest geht man gewöhnlich mit einer Barke nach Venedig, über den Golf, wofür man einen Zechin oder etwas weniger bezahlt. Man macht diese 18 Meilen, wenn der Wind gut ist, in Einem Tage. Die Barken fahren immer an der Küste weg; man sieht lange die Stadt Aquileia, und komt vor verschiednen kleinen Dörtern, wo größtenteils Fischer wohnen, vorbei. Ich mußte in einer dieser armseligen Städte oder Flecken, Grao, übernachten, weil ich zu spät von Triest



Triest abgegangen war. Die Apotheke des Orts ist zugleich das einzige Kaffeehaus; ich foderte etwas Spiritus wider Zahnschmerzen, aber man hatte in der ganzen Apotheke kein Glas, worin man mir ihn geben konnte; ich mußte ihn in einer Eierschale einnehmen. — Die Venetianischen Zafi oder Visitatores, von denen man visitirt wird, ehe man aus der Barke steigt, habe ich lange nicht so strenge und grob gefunden, als sie gewöhnlich gegen Reisende seyn sollen. Ohne noch ein Trinkgeld erhalten zu haben, begegneten sie mir mit aller Höflichkeit, die man von solchen Leuten erwarten kann.

Den 25ten September kam ich in Venedig an. Der Anblick der Stadt ist von weitem und in der Nähe prächtig. In einiger Entfernung glaubt man eine Meilenlange Stadt zu sehen, die in einer Linie am Ufer gebaut ist. So wie man näher komt, teilt sie sich weiter auseinander; man sieht die prächtigen Molen und Festungswerke, und viele mit schönen Klöstern und Kirchen angebaute Inseln, hinter welchen die Stadt allmählig sich verbirgt. Man glaubt statt Einer, viele schöne Städte zu sehn, bis man nach etwa einer halben Stunde die Inseln zurückgelassen, und den Anblick der ganzen Stadt wieder vor sich hat. Venedig selbst ist auf 72 an einander gränzende Inseln mitten im Wasser gebaut, und über eine Meile vom festen Lande entfernt. Es macht ein Dreieck, und die Seite am Meer ist die größte und schönste: der Markusthurm, und die Kuppel der Kirche, der herzogliche Pallast und der

Mar:



Markusplatz mit seinen beiden schönen Säulen am Wasser, fallen von dieser Seite vortreflich ins Gesicht. Alle Häuser, Palläste und Kirchen stehen an der einen Seite, nämlich auf der, wo der Haupteingang ist, auf Pfälen im Wasser, und die Straßen sind Kanäle, auf welchen man in Gondeln oder kleinen Bötchen mit schwarz bezogenen Verdeckten fährt. Der schönste und breiteste Kanal ist der *Canale grande*, der geschlängelt durch die ganze Stadt geht, und die schöne Brücke, *il ponte de Rialto* hat, auf welcher zwei Reihen Boutiken stehen. Auf der andern Seite der Häuser sind keine Kanäle, sondern enge Gänge, die hernach durch Brücken über die Kanäle führen. Auf diese Art kan man zu jedem Hause sowol zu Wasser als zu Lande kommen. Diese schmalen Straßen sind in der Gegend vom S. Markusplatz sehr lebhaft. An beiden Seiten derselben sind durchgehends Boutiken, worin alle mögliche Waaren und Handarbeiten verkauft werden, und des Abends sind sie erleuchtet. Man nennt diese Straßen, *Mercerie*. Die Häuser selbst sind groß und massiv gebaut; sie nehmen sich aber von außen nicht sonderlich aus: inwendig sind sie schön, die Treppen sind von Stein, und die Fußböden gewöhnlich von Gips, übertüncht.

Ueberhaupt glaubt man in eine neue Welt versetzt zu seyn, wenn man aus Deutschland nach Venedig komt. Die alleruneingeschränkste Freiheit ist das Vorrecht der Stadt, und diese gibt den Einwohnern frohen Mut und Lebhaftigkeit, so wie die Natur ihnen größtentheils schöne Bildung gibt. Doch wird bei aller Freiheit und



ungeachtet der gelinden Strafen für die Verbrechen, durch eine Menge unfennbarer Spionen aus allen Städten, die die Republik besoldet, und deren Augen und Ohren nichts entwischt, beständig Ruhe und Ordnung erhalten. Man ist, wenn man nicht selber ausschweift, eben so sicher in der Stadt, als man frei ist. Die Lebensart der Venetianer gefällt einem Fremden anfanglich nicht. Man ist sehr spät zu Mittag und schläft nach dem Essen, obgleich es nicht übermäßig warm ist: des Abends wird gewöhnlich um Mitternacht gegessen, und die Gesellschaften dauern bis zum hellen Morgen. Besonders pflegen die Venetianer des Sonnabends nach Mitternacht zu Abend zu essen, weil sie nicht große Freunde der Fasttage sind. Auch die Theater werden sehr spät geöfnet, und nie vor Mitternacht geschlossen: man geht vom Theater dann in Gesellschaften, die man *Casini* nennt, wo man den übrigen Teil der Nacht zubringt. Die Kleidung der Venetianer hat wenig besonderns. Die Männer tragen über den Rock im Sommer weiße seidne, im Winter rothe scharlachne Mäntel oder *Domino's*; das Frauenzimmer trägt gewöhnlich, wenn es des Vormittags ausgeht, ein Kleid oder Negligee, das fest an den Leib schließt und die Arme bis auf die Hände bedeckt, und darüber einen schwarzen seidnen Rock, und eine schwarze Decke über den Kopf. Des Nachmittags und Abends gehen sie frei und völlig angekleidet. Die Gallatracht und die Kleidung der Vornehmen ist von der französischen nicht weiter verschieden, als daß die Damen gern den Arm bedecken. Die

Edelk



Edelleute haben eine seltsame spanische Tracht von schwarzer Farbe und große herunterhängende Perücken, ohne welche sie nie ausgehen. Es sind ihrer in Venedig viele hundert Familien, einige reiche, andre in mittelmäßigen Umständen, und viele ganz arme. Die letzten, obgleich sie als Mitglieder des Rathes, täglich über einen Dukaten haben, sind oft durchs Spiel und Ausschweifung so in Verlegenheit gesetzt, daß sie sich nicht schämen, reiche Kaufleute um einige Soldi anzusprechen. Im Rathe haben sie alle ihre Stimme, und die Armen verkaufen sie gewöhnlich an die Weisbittenden.

Die größte Sehenswürdigkeit in Venedig ist die Stadt selbst; daher halten sich auch Fremde, die blos zum Vergnügen reisen, selten auf, ausgenommen im Karneval und um Himmelfahrt; wenn der Doge sich mit dem Meer vermält. Das Arsenal ist sehr gros, man sagt 3000 Fuß im Umfang, und es arbeiten darin täglich viele hundert Menschen, sonderlich in der Sägerei und Schmiede. Es soll das größte und schönste in Europa seyn; indeßen habe ich nicht die schöne Ordnung gefunden, die ich in dem Zeughause in Wien bewunderte. Der Bucentaur, oder das prächtige fast ganz vergoldete Schif, in welchem der Doge aufs Meer fährt, wenn er sich mit demselben vermält, ist das sehenswürdigste im Arsenal. Es stehen auch daselbst zwei schöne Kanonen, die zur Ehre des Dänischen Königs, Friedrich des Vierten, der im Jahr 1708 zu Venedig war, gegossen sind. Das Jahr soll der stärkste Winter gewesen



seyn, dessen man sich in Venedig erinnert: man ist auf den Lagunen und in den Kanälen auf Schlitten gefahren, und hat eine Art von Karneval auf dem Eise gefeiert. Im Scherz sagt man, der König habe die Kälte aus Norden mitgebracht. Die Kaufleute haben bei solchem Frost die Freiheit, alle Waaren auf dem Eise, ohne sie zu verzollen, einzuführen; man sucht daher das Eis, so lange man kan, aufzuhauen. — Der S. Markusplatz wird für den schönsten in der Welt gehalten. Er ist groß und hat eine schöne Symmetrie; er ist von zwei schönen antiken Pallästen, die alte und neue Procuratie, und von der S. Markuskirche eingeschlossen. Allemal ist es ein Wunder für eine Stadt, die im Meer steht; aber wenn man ihn den schönsten in der Welt nennt, so hat man wol aus Bewunderung einer so sonderbaren Stadt, viel übertrieben: unter den wenigen schönen Plätzen, die ich bisher gesehen habe, übertrifft ihn Amalienburg in Kopenhagen zuverlässig. Er ist der gewöhnliche Spazziergang der Venetianer, vornemlich des Abends, und rund herum sind unter Hallen Kaffeeboutiken, die beständig voll Menschen sind. Die Kirche hat ein ehrwürdiges gothisches Ansehen, und inwendig viele Pracht; und der Thurm, der frei steht, eine ansehnliche Höhe, aber einen schlechten Geschmak in der Bauart. Auf einem andern Platz gegen das Meer, oder vielmehr einem Teil des Markusplatzes, steht der Pallast des Doge, ein schönes altes Gebäude mit vielen Verzierungen und kostbaren Säulen und Gemälden, aber überall unrein, und von unerträglichem

Ger

Geruch angestekt. In den Gängen um den Pallast sieht man hin und wieder in der Mauer Löwenköpfe mit aufgesperrten Rachen und Ueberschriften; dahinein wurden ehemals die geheimen Nachrichten der Spionen gelegt. Gegen den Pallast über ist der Büchersaal, der eine unvergleichliche Sammlung griechischer Handschriften hat. Aber die Bücherkenntnis und Gelehrsamkeit scheint nicht nach dem Geschmak der Venetianer zu seyn. Die Kaffeehäuser sind den ganzen Tag voll Menschen, die Bibliothek aber beständig leer. Der Bibliothekar ist Herr Giacomo Morelli, ein sehr artiger und dienstfertiger Mann, und die Bibliothek ist jeden Vormittag offen. Zwischen dem Pallast und der Bibliothek stehen die beiden Säulen, die man von der Seeseite sieht, und zwischen diesen geschehen alle Criminal: Executionen.

Einem Freunde von Belustigungen fehlt es in Venedig, wenigstens in den Wintermonaten, nicht an Zeitvertreib. Es werden täglich Opern und Schauspiele, auch französische Comödie gegeben. Es sind sieben italienische Theater in der Stadt, und drei davon sind vom ersten Range; sie sind sonderlich in den Opern, die unvergleichlich gesungen werden, so voll, daß man zuweilen eine Loge für Einen Abend mit vier bis fünf Zechinen bezahlen muß. Ich denke man kan aus den Belustigungen eines Volks einigermaßen auf den Character und das Genie der Nation schließen, in so fern nämlich jene durch den Character des Volks bestimmt werden. Der Italiener ist mehr zur Ruhe als zur Ar-



beit ausgelegt, und immer frohen Muts, daher seine große Liebe für Schauspiele, sonderlich die komischen und die Opera buffa: der Deutsche ist ernsthafter und arbeitsam, und mehr zu anhaltenden Geschäften gewönt: daher ist auch in ganz Deutschland keine Stadt, die verhältnismäßig so viele Theater hat, und wo die Theater so häufig besucht werden, als Venedig: selbst das volkreiche Wien hat nur ein einziges Nationaltheater. Der Italiener besucht das Theater zum Zeitvertreib und Lachen, und um die Langeweile des Müßiggangs zu vertreiben; der Deutsche zur Erholung nach geschwehner Arbeit und zum Unterricht.

Ungemein schön ist die Musik, die alle Sonntag in den Hospitälern ai mendicanti, alla pietà, a l'ospedale, und ai incurabili aufgeführt wird, um so angenehmer, weil alle Sänger und Virtuosen Frauenzimmer sind. Jeden Sonntag wird die Vesper gesungen, und an den Festen eine lateinische Cantate aufgeführt. Ich habe mich an diesen schönen Sängern ungemain vergnügt; und nie habe ich einen so hellen, reinen und majestätischen Bass, als von einem dieser Mädchen gehört.

Ungleich angenehmer wird der Aufenthalt zu Venedig einem Reisenden, der zugleich Wissenschaften liebt. Man hat sehr viele Gelegenheit zu lernen und für sich zu studiren, obgleich nicht viele Gelehrte hier sind, die sich besonders ausgezeichnet haben. Die S. Markus-Bibliothek konnte ich nur zwei Tage besuchen, weil ich grade in den Ferien zu Venedig war: ich habe daher



het ihre Schätze nicht vollkommen kennen lernen können. Ihre griechischen Handschriften, die eine starke und wichtige Sammlung ausmachen, sind größtenteils ein Geschenk des Kardinals Bessario. Die meisten sind neuere Abschriften, die der Cardinal veranstaltet hat, aber sie sind mit großer Sorgfalt von den ältesten Originalen, die man fand, copirt, und also den besten und ältesten Handschriften gleich. Ein sehr gutes Verzeichnis davon ist in Folio unter dem Titel gedruckt: Graeca D. Marci Bibliotheca Codicum Mss. per titulos digesta, praeside et moderatore Laurentio Theupolo equite ac D. Marci procuratore, iussu Senatus. MDCCXL. apud Simonem Occhi bibliopolam: in welchem am Anfang specimina characterum graecorum a Saec. X ad XV gegeben werden, und aus dem ältesten griechischen Codex des A. T. eine vollständige Variantensammlung gemacht ist.

Gelehrte, die sich durch Schriften berühmt gemacht haben, sind in Venedig wenig. Ich habe in dem Fach der biblischen Kritik keinen kennen gelernt, als den Abate Giovanni Batista Gallaccioli, der sich durch ein sehr gutes und besonders für die Katholiken nützlich Werk bekannt gemacht hat, Fraseologia biblica. 4. italienisch; imgleichen durch die Ausgabe der Operum S. Gregorii magni, in dreizehn Quartbänden, und durch den Index zu Ugolini thesaur. antiquit. hebr. — Herr von Villosion, der sich durch seine griechischen Literaturkenntniße bekannt gemacht hat, hält sich jetzt in Venedig auf, um an einer Ausgabe Homers aus alten



Handschriften zu arbeiten. Ich hatte das Vergnügen, schon hier den Hrn. Doctor de Rossi, Professor in Parma kennen zu lernen, den größten Gelehrten in der Kritik der Bibel, den Italien besitzt, einen jungen Mann von Lebhaftigkeit und von einem freundschaftlichen offenen Charakter. Ich habe bei meinem Aufenthalt in Venedig jeden Abend in seiner Gesellschaft zugebracht, in einem kleinen Zirkel von Gelehrten, die sich im Kaffeehause versammelten, und sein lehrreicher angenehmer Umgang hat mir den Mangel an weitläufiger Bekanntschaft ersetzt. Ich reisete darauf in seiner Gesellschaft nach Parma, um seine vortrefliche Bibliothek zu besuchen.

Reise von Venedig nach Rom.

Die Reisen in Italien haben einige Beschwerden, die man in Deutschland nicht kennt, die aber doch auch bei weitem so groß nicht sind, als sie oft von Reisenden geschildert werden. Die Postpferde sind, weil keine ordinaire Post eingeführt ist, sehr theuer; man reisete daher gewöhnlich mit Vetturini oder Fuhrleuten, die mit zwei, selten mit vierrädrigen Chaisen und zwei Pferden oder Maulseeln von einer Stadt zur andern fahren. Man schreit über sie als einen Ausschuß von Menschen: aber sie sind selten so böse; die Herren würden verliessen, wenn sie schlechte Kerls hätten; niemand würde von solchem Kerl sich fahren lassen wollen. Einmal ward mir bange, als ich einen hageren Kerl, mit schwarzen fliegenden Haaren und finstern Gesicht zum Fuhrmann



mann erhielt, der sich kreuzte und segnete als er zu Pferde stieg, aber ich kam doch recht gut mit ihm aus. — Man macht mit den Betturini einen Afford so gut man kann, und bedingt entweder die Fuhr allein, oder Fuhr, Beköstigung und Nachtlager zugleich. Es ist einem Fremden nie zu rathen, wenn er nicht Eile hat, des Nachts zu reisen, weil die Wege nicht allenthalben ganz sicher sind. Man entgeht vielen Verdrieslichkeiten, wenn man auch das Trinkgeld, (*bona mano*) vor der Abreise mit dem Betturino veraffordirt, denn sonst fordern sie nachher unverschämt und sind nimmer zufrieden, wenn man auch noch so viel gibt. Für Fuhr und Trinkgeld bezahlt man des Tages höchstens einen Species-Dukaten. Diese Reisen mit den Betturins sind fast allgemein als sehr beschwerlich verschrieen, aber ich habe grade das Gegentheil gefunden. Man setze sich mal auf einen deutschen Postwagen, oder in eine Landkutsche; wie sehr wird man sich nach den Betturen sehnen, wenn man sie einmal kennt. Es sind sehr bequeme weit zurückliegende und also zum Schlaf reizende zweisitzige Kutschen, die bloß darin sich von unsern unterscheiden, daß sie gewöhnlich nur zwei Räder haben, um leichter zu seyn. Man behält immer dieselben Pferde oder Maulthiere, und die gehn Schritt vor Schritt, von Sonnen Aufgang bis Untergang etwa 20 bis 30 italienische oder sechs deutsche Meilen, und des Nachts liegen sie stille. Dies nennt vielleicht mancher Beschwerde, aber gewis Vergnügen ein ieder, der nicht eilen mus. Wenn man das schöne Italien kennen lernen, durchreis-



sen, nicht durchfliegen will, — ich denke Italien verdient und belohnt es; — so erreicht man seine Absicht mit den Postpferden, die sehr geschwind gehen, gar nicht, mit den Betturen, wo man, wenn man des Sitzens müde ist, zu Fuß neben her gehen, und das Schöne völlig genießen kann, vollkommen. An der langsamen Fahrt der Betturen sind in vielen Provinzen auch die schlechten Wege Schuld, die ich z. B. im Mantuanischen fast unbrauchbar gefunden habe. — In den Wirtshäusern wird ein Fremder sicher betrogen, der die Sprache und Sitte des Landes nicht kennt. Man bezahlt in den meisten Wirtshäusern (*locande*) Italiens, *alla mercantile* für die Malzeit drei Venetianische Lire oder drei Paoli, und einen Paolo fürs Zimmer, oder höchstens noch einen Paolo im Ganzen drüber. Will man ein Chevalier tractirt seyn, so muß man doppelt und dreifach bezahlen. Man wird aber oft im Preise entsetzlich übersezt, wenn man mit den Wirten nicht gleich beim Eintritt ins Zimmer zu affordiren versteht. Mit sanften Worten richtet man nichts aus; eher, wenn man in einem harten Ton zu reden anfängt. — Eine wirkliche Beschwerde für die Reisenden in Italien aber ist das beständige Visitiren, bei der Einfahrt sowol als bei der Abreise aus einer Stadt, in allen den verschiedenen Herrschaften, worin Italien geteilt ist. Man thut wol, wenn man an der ersten Dogana, die an den Grenzen des Staats ist, seinen Koffer durchsehen und versiegeln läßt; man wird da nie so scharf als in den Städten visitirt. Besonders strenge ist nach einer neuen Ver-



Verordnung die Visitation der Bücher in Parma. Es darf kein einziges eingeführt werden, ohne dem Inquisitor vorgezeigt worden zu seyn.

Aller dieser kleinen Beschwerden aber vergißt man leicht über das schöne Land, die angenehmen Gegenden und Sehenswürdigkeiten, die man auf der Reise antrifft. Die meisten Reisenden klagen ungerecht, und schwätzen von Gefahren, um ihren Mut zu preisen. Das Land ist fett und fruchtbar: die Felder sind weitläufig mit Reihen Bäumen bepflanzt, einige mit Maulbeerbäumen, deren Blätter zur Nahrung der Seidenwürmer gebraucht werden, andre mit Ulmen oder Pappeln, die zu Brennholz dienen. An diesen Bäumen sind Weinstöcke hinaufgeleitet. Man hält die Ulmen für die bequemsten dazu, weil sie sich nicht zu sehr ausbreiten, und ungefehr mit den Weinstöcken gleich dauern. Das Korn wächst unter dem Schatten der Bäume, wo die Sonne noch durch das Laub es genug erwärmt, und nicht ausdörret. Wälder habe ich auf meiner Reise von Venedig nach Parma nicht gefunden, und Gebürge nur in der Entfernung gesehn. Die Dörfer, oder vielmehr Flecken, denn sie haben kein dorfmäßiges Ansehen, bestehen aus kleinen, aber gut gebauten Häusern und haben ordentliche Straßen. Man findet darin oft Gebäude, Kirchen und Plätze, die der schönsten Städte würdig wären. Die Städte sind fast alle mit Wällen und Graben umgeben.

Den 21ten Oktober reisete ich von Venedig nach Padua. Man macht diese Tagereise von 25 italienischen Meilen.



lienschen Meilen in einer bequemen verdeckten Barke, die von Pferden gezogen wird und täglich Morgens und Abends abgeht, auf der Brenta für zwei Paoli.

Padua, diese alte berühmte Vaterstadt des Titus Livius hat jetzt fast keine Spuren ihres alten Ansehens. Sie ist groß und weitläufig, aber nicht schön und nicht volkreich. Der schönste Platz ist jetzt *il prato della Valle*, der zum Jahrmarkt gebraucht wird, und ganz neu: lich mit einem Graben umgeben und mit doppelten Reihen schöner Statuen, vorzüglich von paduanischen berühmten Männern in Lebensgröße geziert ist, unter welchen auch Livius Bildsäule steht. In dem Palazzo publico ist der große Saal, der 100 Schritte lang ist, und für den größten in Italien ausgegeben wird, und ein kleines Nebenzimmer merkwürdig, in welchem T. Livius Asche aufbewahrt wird. — Die Juden wohnen, wie fast in allen Städten Italiens, in einem besondern Quartier, das man *il ghetto* nennt, und haben drei Synagogen, eine deutsche, die die größte ist, eine italiensche und eine spanische.

Die Universität in Padua ist wegen ihres Alters und wegen der Freiheiten, die sie den Ausländern schenkt, berühmt. Sie hat aber von ihrem ehemaligen Glanze sehr vieles verloren, und ihre ganze Einrichtung ist verändert. Sie steht unter der Oberaufsicht dreier Edelleute in Venedig, die *reformatori dello studio* heißen, und alle zwei Jahr abwechseln. Von ihnen werden alle Schulanstalten im Lande regiert, die Lehrer berufen, und die Verordnungen, die die Schulen betrefsen,



fen, verfügt. Die Jurisdiktion der Universität ist dem Commendanten der Stadt Padua, (il Capitaneo) aufgetragen, dessen Amt jetzt mit dem Amt des Podesta oder Burgemeisters vereinigt ist. Diesem ist einer der Professoren als Rektor beigeordnet, und zwei Syndici, die aus dem Collegium der Professoren, von den Studirenden gemeinschaftlich erwählt werden, und von denen die Matrikel ausgegeben wird, die jährlich für einen Zechin erneuert werden muß. Einer ist für die Legisten oder Rechtsgelehrten, der andre für die Artisten, worunter die Theologen, Mediciner und Philosophen begriffen sind. Es sind also eigentlich nur zwei Facultäten, wovon die letzte ihre Nebenzweige hat. Professoren der Rechte sind 16, drei des bürgerlichen, und drei des kanonischen Rechts, einer für das Staatsrecht, natürliche und Völkerrecht, einer für das geistliche Staatsrecht, einer für die kanonischen Institutionen, und einer für die Institutionen des bürgerlichen Rechts, einer für das Lehn- und Handlungsrecht, und fünf für das Vaterlandsrecht. In der Theologie sind nur drei Lehrstellen, für die Dogmatik, für die Kirchengeschichte und für die Auslegung der h. Schrift. Was von der Polemik vorgetragen werden soll, wird mit der Dogmatik verbunden: dies Studium scheint aber den vernünftigen Italienern jetzt nicht mehr so wichtig zu seyn, als es vordem war. In der Arzneiwissenschaft sind 15 Lehrer, drei für die Theorie, und drei für die Praxis, und die übrigen für die Anatomie, Wundarzneikunst, Chemie und Naturgeschichte. Im philosophischen



phischen Fache sind 14 Lehrer; sieben in der Logik, Metaphysik und Physik, einer der Moral, zwei für die lateinische, griechische und hebräische Sprache, und die übrigen für die Mathematik, Geometrie und Architektur. Außerdem sind noch zwei zum Unterricht in der Geschichte und dem Gebrauch der Aponensischen Wälder, und einer zur Beschreibung der Geschichte der Universität bestellt. Alle Vorlesungen werden öffentlich und unentgeltlich im Universitätsgebäude, (lo studio) gehalten, nach dem Anschlag, der jährlich im akademischen Kalender gedruckt wird, und dauern vom November bis in die Mitte des Junius. Die Lehrer werden gut besoldet; ihr Gehalt steigt nach ihren Verdiensten und Anciennität von 300 ducati d'argento oder Reichsthaler bis auf 2000 und höher. Bis zum Jahr 1722 war die Universität eine der berühmtesten in Italien, und ward selbst von Deutschen, denen daselbst einige Vorrechte zugestanden wurden, besucht. Ihre Mitbürger sollen aus ungefähr 40 verschiedenen Landemannschaften bestanden haben. Aber durch einen unglücklichen Aufbruch, der damals durch den Podestà oder Bürgermeister veranlaßt ward, und darauf durch den Befehl deutscher Fürsten, daß ihre Untertanen auf den Landesuniversitäten studiren und promoviren sollen, ist sie sehr in Abnahme gekommen. Indessen hat sie noch viele Freiheiten und gegen 600 Studenten, worunter auch einige Juden sind. Die Universitätsbibliothek habe ich, weil sie in den Vacanzen geschlossen ist, nicht gesehen. Aber eine schöne Sammlung ist in dem Benediktinerkloster della



la S. Justina, und in dem Kloster S. Joannis de Viridario befindlich. Das Kloster des h. Antonius von Padua, (gewöhnlich il Santo) soll außer vielen Kostbarkeiten, die man in der Kirche und Kapelle des Heiligen sieht, auch eine schöne Bibliothek und viele hebräische Handschriften haben.

Von Padua bis Vicenza sind 18 italiensche Meilen. Vicenza ist die Schule für einen jungen Baumeister. Die Stadt ist unregelmäßig und schmutzig, aber wegen der vortreflichen Palläste, die von Palladio, einem der größten Baumeister Italiens aufgeführt sind, merkwürdig. Besonders verdienen das große Theater, das für das größte und schönste in Italien gehalten wird, und der Palazzo publico Bewunderung. Man besieht auch mit Vergnügen das Haus, das Palladio für sich selbst gebaut hat, wo im Kleinen alle mögliche Bequemlichkeit und einfache Schönheit vereinigt ist.

Sechs oder sieben Meilen von Vicenza wohnt ein Landvolk, *le sette commune di Vicenza* genannt, das sich durch eine eigne Sprache, und vermutlich auch durch besondere Sitten von den Italienern unterscheidet; Maffei in seinem *Verona illustrata* leitet sie von den Cimbern her, die Marius schlug. Schon Leibniz schreibt, in agro Veronensi reperiuntur 12000 e Cimbrorum reliquiis, qui semigermanica adhuc utuntur lingua. Fulda zeigt mit starken Gründen, daß Maffei Unrecht hat. Der König von Dänemark, Friedrich der vierte, hat einige von ihnen vor sich kommen
las



lassen, und soll in ihrer Sprache eine Aehnlichkeit mit der dänischen bemerkt und vieles verstanden haben.

Verona, 30 bis 32 Meilen von Vicenza, ist größer als dies und volkreicher; es hat 50,000 Einwohner, worunter 950 Juden sind, die eine deutsche und eine spanische Synagoge haben; aber im Ganzen, einige Straßen ausgenommen, nicht schöner. In der *Academia filarmonica* ist ein großes schönes Theater, und das vortrefliche Museum von alten Inschriften, das der Marchese Maffei gesamlet hat. Es besteht aus etruscischen, griechischen und römischen Inschriften, und ein paar kufisch-arabischen und hebräischen Grabschriften, die auf einen viereckten grünen Platz, in die Mauer, womit er umgeben ist, eingemauret, unter Hallen stehen. Mit Bewunderung und Erstaunen habe ich ein andres schönes Ueberbleibsel des Altertums, das römische Amphitheater, (*l'arena*) gesehn. Es ist in Vergleichung der übrigen alten Amphitheater nicht groß, aber es steht noch ganz, die äußere Mauer ausgenommen, die beschädigt ist, und ist unter allen römischen Amphitheatern, deren Ueberbleibsel und Ruinen vorhanden sind, das vollkommenste. Es wird jetzt zu Stiergefechten gebraucht und gut unterhalten.

In Mantua, 26 Meilen von Verona, habe ich wenig Merkwürdiges gefunden. Die Stadt ist freigegebaut, aber hat wenig schöne Häuser. Der herzogliche Pallast ist groß und alt; man fangt jetzt an, eine Bibliothek darin anzulegen. Die Juden wohnen hier unter den Christen.

Etwa



Etwa neun Meilen hinter Mantua geht man mit einer Fährte über den Po. Jenseits des Flusses geht das parmesanische Gebiet an, das sich gleich durch breite und schöne Landstraßen unterscheidet. Bis Guastalla, einem kleinen Ort, sind achtzehn, und von da bis Parma wieder achtzehn Meilen. In Parma selbst wohnen keine Juden, aber wol in den nahen Dörtern.

Parma, die Residenz des Herzogs, hat ihren Namen von dem Flus Parma, der die Stadt in drei Theile teilt. Sie ist eine ziemlich große, gut gebaute Stadt, und hat einige schöne Kirchen. Der herzogliche Pallast in der Stadt ist schlecht. In demselben ist die Akademie der schönen Künste, und das große vortrefliche Theater, das nach dem Modell alter römischer Theater angelegt ist. Ferner das Kabinet der in der verschütteten Stadt Belleia gefundenen Altertümer, und das vortrefliche Gemälde, la Madonna di S. Girolamo, Correggios Meisterstück. Dieser vortrefliche und nachahmbare Maler der Grazien hat alle seine Kunst in dem Stük gezeigt. Außerdem sind die Reste des farnesischen Pallasts, der Dom wegen der berühmten Kuppel des Correggio, die Jesuiterkirche la Rocca, und einige andre Kirchen, sehenswert.

Die Universität, die im Jahr 1559 vom Herzog Farnese gestiftet ist, hat ungefehr dieselbe Einrichtung, die die andern italienischen hohen Schulen haben. Sie steht nebst allen Schulen des Landes unter der Aufsicht und Jurisdiktion eines eignen Magistrats, der aus sechs Mitgliedern besteht, und daher Magistratus Sevirum



heißt. Einer ist Präses der Universität, drei sind Präsidens oder Rektoren der drei Hauptfakultäten, indem die philosophische mit der theologischen verbunden ist, und die beiden übrigen haben die Aemter, *honorum academicorum provisor* und *magistratus orator*. Ihnen ist außerdem noch ein Sekretär beigeordnet. Sie bekleiden diese Stellen nicht, wie bei der Universität zu Padua, auf gewisse Jahre, sondern auf Lebenszeit. Die Rektoren nehmen die Studirenden in die Universität auf, ieder in seiner Fakultät, geben ihnen die Matrikel, schreiben die besondern Einrichtungen ihrer Fakultät vor, und wachen über deren genaue Beobachtung. Die Universität hat eine große Anzahl von Lehrern, und überhaupt elf Lehrstellen mehr, als die berühmte Turinische Universität. Zur theologischen Fakultät gehören sechs Lehrer, einer zur Auslegung der h. Schrift, zwei für die Dogmatik, einer für die Moral, einer für die Kirchengeschichte, und einer für die morgenländischen Sprachen. Die iuristische Fakultät hat elf Lehrstellen, zwei für die Institutionen des bürgerlichen und peinlichen Rechts, drei für die Pandekten, eine für das Natur- und Völkerrecht, drei fürs kanonische Recht, eine für das Staatsrecht und eine für das Vaterlandsrecht. Auch die medicinische Fakultät besteht aus elf Lehrstühlen, für die theoretische und praktische Medizin, Physiologie, Anatomie, Therapeutik, Botanik, Chirurgie und Hebammenkunst. Für die Philosophie sind sechs Lehrer, der theoretischen und Experimentalphysik, der Logik und Metaphysik, der

prakt



praktischen Philosophie und der Mathematik, wozu noch sechs Lehrer der schönen Wissenschaften, der Geschichte, Beredsamkeit, griechischen Sprache und Dichtkunst kommen. Die Lehrstellen sind also besser geordnet und besetzt als zu Padua, obgleich da die Anzahl stärker ist. Die Anzahl der Studirenden ist höchstens 400. Kein Professor liest mehr als Eine Stunde des Tages, und außer allen Freitagen, Sonntagen und den vielen Festtagen sind Ferien von der Mitte des Augusts, und in einigen Schulen vom Anfang des Julius bis zum November. Das akademische Gebäude ist das schöne vormalige Jesuiterkloster, wo die Versammlungszimmer des akademischen Senats, die Schulen und die Wohnungen für einige Professoren sind, auch drei schöne Theater für die Anatomie, Chemie und Experimentalphysik, und eine vollständige und sehr gut erhaltene Sammlung fremder Vögel. Die Universität hat keine eigne Bibliothek, aber die Bibliothek des Herzogs, deren Aufseher P. Pacciaudi ist, steht ihr zum Gebrauch offen. Sie ist, in Betracht, daß sie etwa nur 18 Jahre alt ist, ziemlich ansehnlich und wol geordnet.

Die Bibliothek des Professors de Rossi ist wegen der unvergleichlichen Sammlung von mehr als 400 hebräischen Handschriften der Bibel, und von allen alten hebräischen Ausgaben der Bibel bis zum Jahr 1520, imgleichen wegen des ansehnlichen Vorrats jüdischer Bücher vom ersten Druck, und vieler jüdischen zum Teil unbekannten Handschriften, die einzige in ihrer Art, und für die biblische Kritik von vorzüglichem Wert.



Die königliche Druckerei verdient eben so sehr Bewunderung. Ihr Aufseher und zugleich Stempelschneider ist Herr Giambattista Bodoni, der sich mit unermüdetem Fleiß beieifert, sie zu der ersten in der Welt zu machen. Er hatte in Rom in der Propagande gelernt: ietzt übertrifft seine Druckerei nicht nur bei weitem die der Propagande, obgleich diese es nicht gestehen will, sondern selbst Holland ist nun nicht mehr im Besitz des schönsten Drucks. Die Lettern übertreffen an Schönheit und netten Zügen alles, was ich ie von schönem Druck gesehen habe, und ihre Anzahl ist erstaunend. Zu jedem Werk mit lateinischen Buchstaben ist bisher immer eine neue Schrift gemacht: Opern sind sauberer gedruckt, als unsre kostbarsten Werke. Es sind schon ietzt *) über 4000 Ponzen und Matrizen vorhanden, und es werden noch immer mehr versfertigt. Der orientalischen Alphabete allein waren 81, von ieder Sprache drei bis sechs verschiedene, und unter diesen das phöniciſche, palmirenische und kufische Alphabet.

Bodoni hat im Schneiden ungemeine Fertigkeit; er fertigt ein nicht schweres Alphabet in zwei bis drei Tagen. Dem Graf von Norden überreichte er bei seiner Durchreise durch Parma, zu seinem Erstaunen, elf (wo ich nicht irre) neue ruſſiſche Alphabete. Er verspricht eine Probe aller seiner Schriften in zwei Quartbän-

*) Im Jahr 1782. Dies, was die königliche Druckerei zu Parma betrifft, ist auf der Rückreise von Rom im Jahr 1782 geschrieben, und hier des Zusammenhangs halber eingerückt.



bänden herauszugeben. — Aber bei den größten Unternehmungen findet sich oft ein tändelnder Kleinigkeitsgeist. In Parma druckt man auf eine fürstliche Vermählung mit allem Aufwand des Drucks ein Gedicht in 50 Sprachen. Die Prinzessin Gonzaga, eine scharfsinnige gelehrte Dame, die ich in Rom kennen lernte, urtheilte sehr richtig: *C'est une grande imprimerie, ou l'on imprime de très petites choses.*

Ich habe in Parma Gelegenheit gehabt, verschiedentlich in Gesellschaft des Frauenzimmers zu seyn. Sie sind steifer als die französischen Damen, aber auch ganz ohne Umstände. In Italien, wo jede Dame ihren Cavaliere servente hat, ist es gewöhnlich, daß sie des Abends, wenn ihr Mann in Geschäften oder in andrer Gesellschaft ist, Besuche von ihrem Cavalier und von andern Freunden annimmt, und mit ihnen einige Stunden in anständigen Scherzen zubringt. Das sind die Konversationen, die die Italiener vorzüglich lieben, und ich gestehe, daß ich mich durch die Munterkeit der Italienerinnen oft aufgeheitert habe.

Von Parma bis Reggio sind 15, bis Modena wieder 15 und von da nach Bologna 24 Meilen. Sieben Meilen von Parma fährt man auf einer sehr langen Brücke über die Lenza, die ein Arm des Po ist, und die Grenze zwischen dem parmesanischen und modenesischen Gebiet zieht.

Reggio ist eine kleine und wenig merkwürdige Stadt, aber Modena eine der schönsten in Italien. Sie ist klein, aber hat schöne Häuser und ebne breite



Straßen, und würde sich ungemein gut ausnehmen, wenn die gewölbten Gänge vor den Häusern, auf welchen das zweite Stokwerk ruht, und die für die Fußgänger sehr bequem sind, wie in Bologna und in vielen andern italienischen Städten, nicht das freie Gesicht verhinderten. Gleich bei dem Thor hat man zwei schöne Palläste, das Hospital zur linken, und das Arbeitshaus der Armen (*albergo dei poveri*) zur rechten Hand, vor welchem des letztverstorbenen Herzogs Statue zu Pferde steht. Der herzogliche Pallast ist prächtig gebaut und hat eine freie gute Lage. Die Bibliothek, deren Aufseher der Abt Girolamo Tiraboschi ist, soll eine Sammlung außerlesener Bücher haben.

Etwa drei Meilen von Modena läßt man sich auf einer Fähre über den Fluß Panaro ziehen, der eben falls ein Ausfluß des Po ist. Jenseits steht eine Grenz säule, bei welcher das päpstliche Gebiet anfängt. Zwei Meilen weiter ist das berühmte Castelfranco, oder freie Kastel, weil es durch die starke Forteresse Fort Urbano, die zur Verteidigung der Bologneser gegen Modena angelegt ward, geschützt ist. Die ganze Gegend um die Festung ist ebnes Feld, und die Landstraße ist mit Fleiß so krumm angelegt, daß man die ganze Festung umfahren muß, ehe man nach Castelfranco kommt. Drei Meilen vor Bologna fährt man auf einer andern Brücke über den Fluß Reno, davon ein Arm durch die Stadt fließt. — Man merkt im Bolognesischen den Mangel an Bevölkerung nicht, der im Kirchenstaat allgemein seyn soll, aber die Wohnungen der Landleute sind



sind in Vergleichung mit den venetianischen Dörfern freilich klein und schlecht.

Bologna ist nach Rom die erste Stadt im päpstlichen Gebiet, und soll 72,000 Seelen fassen. Die Handlung ist im Flor, und die Einwohner sind wohlhabend; besonders bringen die Seidenmülen, die durch Wasserräder an dem Fluß Reno getrieben werden, und die Tast- und Samtfabriken der Stadt große Nahrung.

Die größte Merkwürdigkeit in Bologna ist die Specula, das Gebäude des Instituts der Künste und Wissenschaften, das von seiner schönen Sternwarte den Namen erhalten hat. Die Specula enthält in einem großen schönen Pallast außer dem Observatorium, die Universitätsbibliothek und die Schulen und Versammlungszimmer der klementinischen Akademie der schönen Künste, eine Sammlung von Skizzen der berühmtesten Maler, und die Meisterstücke der jungen Bildhauer der Akademie, die den Preis erhalten haben, ein reiches Naturalien- Conchilien- und Mineralien-Kabinet, ein Museum von römischen Inschriften, und römischen, griechischen und ägyptischen Antiquitäten, unter welchen drei Mumien sind, zwei in ihren Binden und eine vollkommen erhaltene unbekleidete, an der bloß die Spitze der Nase fehlt, und von einer auch den Sarkophag mit Hieroglyphen, und die vollständigen anatomischen Präparate in Wachs meisterhaft nach der Natur gebildet, unter welchen sich vorzüglich die von der berühmten Anna Mansolini, die 1774 gestorben ist, auszeichnen. Die Bibliothek hat eine ansehnliche Sammlung von Hand-



schriften, ein Geschenk ihres Stifters Marsigli, die Talman unter dem Titel beschrieben hat, *Elenchus librorum orientalium Msc. videlicet graecorum, arabicorum, persicorum, turcicorum et deinde hebraicorum ac antiquorum latinorum tum Msc. tum impressorum*, a Dom. Ferdin. Marsigli collectorum, opera Mich. Talman compilatus. Vienne 1702, sechs Teile in Folio, wovon aber der zweite und dritte Teil, die die hebräischen und lateinischen Handschriften enthalten sollten, ungedruckt geblieben sind.

Das Institut der Künste und Wissenschaften selbst, dem die *Specula* gehört, ist von dem General Aloisius Ferdinand Marsigli gestiftet, und 1714 den 12ten März mit einer feierlichen Sitzung eingeweiht, auch bald nachher mit der gelehrten Gesellschaft zu Bologna, die sich vorhin *degli Inquieti* nannte, vereinigt. Der Unterricht, den die Lehrer des Instituts geben, erstreckte sich anfänglich auf fünf Hauptfächer, nemlich Astronomie, Chemie, Naturgeschichte, Kriegsbaukunst und Physik, wovon jedes seine eignen Lehrer hat. Hernach ward das Institut noch mit der Lehrstelle der Geographie und Schifswissenschaft vermehrt. Außerdem hat die Anstalt noch einen Vorsteher, einen Sekretär, einen Bibliothekar, einen Mechanikus und einen Laboranten. Vom November bis August wird in festgesetzten Stunden docirt: es wird aber bloß praktischer Unterricht gegeben, weil die speculativen Wissenschaften auf der Universität zu Bologna vorgetragen werden.

werden. Man hat es indeßen so eingerichtet, daß der praktische Unterricht dieses Instituts mit den Lehrestunden der Universität nicht in Collision komme, sondern in ganz besondern Stunden mit diesen zugleich abgewartet werden könne. Dem Stifter dieses Instituts, Marsigli, hat der Senat aus Dankbarkeit ein schönes Monument in der Specula selbst aufgerichtet.

Die Clementinische Akademie der bildenden Künste hat gleichfalls in der Specula ihre Versammlungen, und ist mit dem Institut der Künste und Wissenschaften vereinigt. In derselben erhalten junge Leute Unterricht in der Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst, wozu bei jedem von diesen drei Fächern vier Lehrer bestellt sind. Es wird durchgehends nach den schönsten Mustern gearbeitet, und besonders auch zum Zeichnen nach dem Leben von nackten Personen Anleitung gegeben.

Die Universität zu Bologna, die vormalß sehr berühmt war, und es wegen ihrer Verbindung mit dem erwähnten Institut der Künste noch zu seyn verdiente, ist ganz in Verfall, und hat nur 100 bis 150 Studenten. Sie steht unter einem Prior und einigen Consiglieri. Das Universitätsgebäude und die Einrichtung desselben ist vortreflich. Besonders ist das anatomische Theater sehenswert. Es ist ganz mit Cypressenholz gestäfelt, und mit schönen hölzernen Bildsäulen der berühmtesten Anatomen geziert. Im Karneval, wenn die Vorlesungen, Disputationen und Sectionen gehalten werden, wird es mit schönen Teppichen ausgehängt.



Bei den Sectionen erscheinen auch Damen aus der Stadt, aber alle maskirt. Die berühmte Doktorin der Philosophie und Physik, Laura Maria Kathrina Bassi, (gewöhnlich Laura Bassi) hielt hier ihre öffentlichen Vorlesungen, und disputirte noch wenige Tage vor ihrem Tode mit vielem Beifall. Sie starb 1778, und ihr Monument steht in der Kirche der heil. Kathrine.

Die Kathedralkirche des h. Petronius, des Schutzheiligen der Stadt, ist wegen der schönen von Cassini gezogenen Mittagslinie merkwürdig, die durch die ganze Kirche geführt, und mit Marmor in den Fußboden eingelegt ist. Die Nonnenkirche der h. Kathrine hat äußerlich ein schlechtes Ansehn, aber innerlich viel Pracht. Man sieht durch ein Gitter die Heilige, prächtig gekleidet, mit entblößtem Gesicht und Händen, die die Mumienfarbe haben. Sie thut das beständige Wunder, daß ihre Glieder biegsam sind, und daß sie eine sitzende Stellung hat, ohne worauf zu ruhen. In der Kirche der Dominikaner, der ersten des Ordens, wo der Stifter, der h. Dominikus begraben ist, wird im Reliquario, der hebräische Pentateuch, den Esra geschrieben haben soll, als ein Heiligtum aufbewahrt. Ihn zu sehen, hat viele Schwierigkeit, weil ein Schlüssel des Schrankes bei den Dominikanern, ein anderer bei dem Magistrat ist, den man in einer Supplik um die Erlaubniß bitten mus. Montsaucon in seinem *diario italico*, p. 399 hat ihn beschrieben, und die Verfälschung der Unterschrift bemerkt.

Die



Die schönste Büchersammlung zu Bologna ist die Bibliothek der *Canonici regolari della congregazione di S. Salvatore*. Sie hat 300 Handschriften, worunter einige von dem höchsten Alter sind, unter den lateinischen vorzüglich den vortreflichen Lactanz mit Uncialbuchstaben auf Pergament aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert, aus der Montfaucon in seinem *diario Italico* eine Probe gegeben hat. Der General der Mönche ist der Abt Mingarelli, der sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht hat.

Vor der Stadt habe ich zum erstenmal eine Karthause, oder Kartheuserkloster gesehen. Sie hat 15 Mönche und 15 Laien. Jeder Mönch hat sein Häuschen für sich, das aus einem Zimmer und zwei Kammern besteht, nebst einem kleinen Garten. Das Essen wird von außen hineingereicht, weil keiner zu ihnen kommen, auch sie nicht aus ihrem Hause heraus kommen dürfen. Für jeden Mönch ist gleichfalls eine eigne Kapelle in dem Kloster; an einer andern Seite ist die Apotheke und schön meublirte Zimmer für Fremde. In der Kirche sah ich drei schöne Gemälde, zwei von Ludwig und eins von Augustin Caracci. Nicht weit von der Karthause ist der schöne Weg nach S. Luca, etwa drei italiensche Meilen, der zur Bequemlichkeit der Wallfarten fast ganz mit gewölbten Hallen gedeckt ist. Fast ieder Bürger hat etwas zum Bau aus Religioneuseifer beigetragen.

Von Bologna nach Florenz sind 60 Meilen oder neun Posten. Sobald man Bologna verlassen hat, fängt



fängt man an das apenninische Gebürge hinaufzuziehen, das fast bis nach Florenz geht; man reiset daher mit Mauleseln, die besser klettern als Pferde. Die Spitzen der Berge fand ich schon (am 8ten November) mit Eis, Schnee und dickem Nebel bedeckt. Hin und wieder zwischen den Bergen sah ich kleine Dörfer und schlechte einzelne Hütten, deren Bewohner sich durch Ochsenvorspann ernähren, womit sie Wagen forthelfen, wenn die Maulthiere matt werden, und durch einige Erbsenfrüchte und türkisches Korn, das sie bauen. In einem solchen Hause zu Loiano, 18 Meilen von Bologna, brachte ich die erste Nacht zu: aber ich konnte vor Unreinigkeit und vor Rauch aus dem Kamin, der das ganze Haus anfüllte, kaum aushalten. Es waren einige Damen in der Gesellschaft, die mit einer andern Fuhr gekommen waren; ihnen überlies ich aus Höflichkeit mein Zimmer. Wir waren den Abend bei Tische sehr vergnügt, weil uns vorher die Kälte sehr empfindlich gewesen war, aber den folgenden Morgen noch froher, als wir wieder abreisen konnten. Etwa zehn oder zwölf Meilen von diesem Dorfe fängt das florentinische Gebiet an. Man hat vierzig und einige Meilen über die hohen Berge zu machen; darauf fährt man über kleine Gebürge und Hügel bis nach Florenz.

Die Stadt Florenz, gewöhnlich mit dem Zunamen *la bella*, die schöne, liegt zwischen den Apenninen im Thal, ganz von Bergen umgeben, die die Luft freilich im Winter rauh, aber die Lage der Stadt zu einer der angenehmsten machen, die mir vorgekommen ist. Sie soll



soll einen Umfang von neun Meilen, und 70 bis 80,000 Einwohner haben. Sie hat viele gute Gebäude, aber schmale und des Abends nicht erleuchtete Straßen, die im Ganzen nichts Vorzügliches, als ein gutes Pflaster von breiten Quadersteinen haben. Indessen verdient sie in andrer Hinsicht den Namen *la bella*, und man kann vielleicht von ihr mit mehrerm Recht sagen, was der Spanier von seinem Sevilla sagt: Wer Florenz nicht gesehen hat, hat das Wunder nicht gesehen. Alle Kirchen und Palläste sind mit Altertümern und Werken der schönen Kunst angefüllt, und die Plätze und Straßen selbst mit meisterhaften Bildsäulen geziert. Ihr Michael Angelo Buonarotti, ein Florentiner, geboren zu Chiusi, einem Dorf im florentinischen, im Jahr 1474, gestorben 1563, und Giovanni Bologna haben sich hier verewigt. Unter den mehr als hundert öffentlichen Statuen haben mir vorzüglich zwei von Marmor gefallen, Herkules, der den Centaur Nessus erlegt, (bei dem Canto de' carnesecchi) und der Raub einer Sabinerin, (unter der Loge des Palazzo vecchio,) beide Meisterstücke von Johann von Bologna. In dem letztern sind die Stufen des menschlichen Alters schön abgebildet; der alte Vater der Sabinerin wird von dem feurigen Römer unter die Füße getreten, der mit seinem Raube, der jungen Schönen, im Arme fortteilt.

Die unschätzbare Gallerie im Palazzo vecchio übertrifft alle Vorstellung, die man sich von ihr macht. Sie macht drei Gänge in der Form eines griechischen H.



in welchen einige schöne Gemälde und Statuen sind, und eine beinaß vollständige Reihe von alten marmornen Büsten der römischen Könige. Hier kann ieder frey gehen und copiren was ihm gefällt. In der Mitte sind die Zimmer. In einem besieht man schätzbare Gemälde, und eine schöne griechische Statue der Venus mit dem Apfel in der Hand, (Venus victrix) von Marmor. In einem andern neu angelegten Zimmer sind die 15 vortreflichen Bildsäulen aus dem hohen Stil, die die Flucht der Niobe mit ihren Kindern vorstellen, von einem in Florenz lebenden Bildhauer Spinazzi meisterhaft ergänzt. Oben steht die Gruppe der Niobe mit ihrem jüngsten Kinde, das ihre Kniee umfaßt und Schutz bei ihr sucht. Vor ihr liegt der vom Blitz getödtete Sohn. Gegen über steht der alte Vater, (so saget wenigstens die Kustoden) der dem Himmel zu schelten scheint, und an beiden Seiten die übrigen Kinder bestürzt und fliehend. In allen ist Stellung und Ausdruck unvergleichlich. Darauf sieht man in zwei Zimmern die Portraits berühmter Maler, die von ihnen selbst verfertigt sind, in einem die Maler der florentinischen und bolognesischen Schule, in dem andern die Ausländer, (ultramontani) und in der Mitte die kostbarsten Tischblätter von florentinischer Mosaik. Dann folgen vier Zimmer in einer Reihe, die ersten zwei mit Gemälden, sonderlich von Ausländern, nebst einer Statue der Venus, die aus dem Bade hervorgeht, eins mit Skizzen und einer Bibliothek von Zeichnungen (desselns) berühmter Maler, ein andres mit etruskischen

Ge



Gefäßen und andern Altertümern, und am Ende die berühmte Tribune, in welcher die fünf unschätzbaren griechischen Statuen, die mediceische Venus, die Gruppe der Ninger, der tanzende Faun, Apoll und der Schleifer aufbewahrt werden. Vor der Venus bin ich eine halbe Stunde gestanden und habe mich an der Schönheit des Buchses und der ganzen Stellung nicht satt sehen können. Sie ist nicht besonders klein, sondern in gewöhnlicher jungfräulicher Größe. Sie hält die rechte Hand vor die Brust, und hat die linke schamhaft niedergesenkt, ohne doch den Leib zu berühren. An dem obersten Gelenk des linken Arms hat sie einen Reif, in welchem ohne Zweifel ein goldner Armband gelegen hat. Ihr Körper ist etwas vorwärts gebeugt, der rechte Fuß vorausgesetzt, und der Kopf zur linken Seite gewendet. Jugendliche Schönheit, Gefälligkeit und Schamhaftigkeit sind in ihren Gesichtszügen vereinigt. An der Basis steht die verdächtige Inschrift, ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ ΑΠΟΛΛΟΔΩΡΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕΝ. Es scheint, daß der Künstler noch nicht die letzte Hand an sein Meisterstück gelegt habe, weil die Finger etwas lang und ohne Gelenke sind; man hat auch andre kleine Unvollkommenheiten an einzelnen Stellen bemerken wollen. Vielleicht sind dies Folgen der Wegführung dieser Statue von Rom, wo sie ehemals in dem mediceischen Pallaste al Monte Pincio stand, und auf Befehl des Großherzogs Cosmus des dritten, zur Zeit des Papsts Innocens des ersten, nach Florenz gebracht, unterwegs aber an den Hüften, Beinen und Armen verletzt und



zerbrochen wurde, welches freilich durch die geschicktesten Künstler, aber doch nicht mit der Meißel ienes griechischen Künstlers, der sie gemacht hat, hergestellt wurde. Sie ist indeß im Ganzen immer eins der höchsten vollkommensten Werke der menschlichen Kunst. — An den Wänden der Tribune hängen schöne Gemälde, unter welchen sich vorzüglich die Venus von Tizian, die hinter der mediceischen hängt, auszeichnet. Es haben vormals statt Apolls zwei andre Statuen in diesem Zimmer gestanden, Venus Victrix und Venus Urania. Man hat sie jetzt in andre Zimmer versetzt, weil sie für sich vortreflich sind, aber von der mediceischen zu sehr verdunkelt wurden. Hinter der Tribune wird ein Zimmer mit Nischen für kleine Statuen und Idolen gefertigt, und in einem Saal über der Gallerie stehen noch verschiedene schöne Stücke in Unordnung, unter denen ein Hermaphrodit auf der rechten Seite liegend und ein Priap berühmt sind. Das Museum von Edelsteinen, Gemmen und Münzen wird ohne besondere herzogliche Erlaubnis nicht gezeigt. Neben der Gallerie ist die Werkstatt des berühmten florentinischen Mossais, worin beständig gearbeitet wird: es sind etwa 60 Künstler, und ihr Direktor heißt Cosimo Siries.

Die herzogliche Garderobe, unweit der Gallerie, enthält außer einem unschätzbaren Reichthum von Silbergeschirr und Edelsteinen, einige berühmte Handschriften, die aber ebenfalls ohne herzogliche Erlaubnis nicht gezeigt werden. Ich habe indeß von einem meiner schätzbarsten Freunde, dem Abt Lorenzo Mehus, der sie



ſie geſehen hat, folgende Beſchreibung derſelben erhalten:

„Die eine Handſchrift ſind die berühmten florentiniſchen
„Pandekten, in zwei Tomen geteilt, und in zwei Ko-
„lumnenn, ganz mit Uncialbuchſtaben, ohne alle Abtei-
„lung der Wörter und ohne Diſtinctionszeichen geſchrie-
„ben. — In einem ſilbernen Käftchen liegen die autogra-
„phiſchen Papiere des florentiniſchen Konziliums unter
„Pabſt Eugen dem vierten, die die Vereiniung der
„griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche betreffen. — Ferner
„werden hier zwei griechiſche Evangelienbücher verwart,
„eins in einem ſilbernen mit Perlen beſetzten Bände,
„das alle vier Evangelia, und ein andres, das bloß das
„Evangelium Johannis enthält, und ganz mit gold-
„nen Buchſtaben geſchrieben iſt.“

Von dem alten Pallast, der auch *fabrica degli Uf-
fici* genannt wird, führt ein Corridore oder gewölbter
Gang von 600 Schritt über den Fluß Arno nach dem
Pallast de Pitti, worin jetzt der Großherzog reſidirt,
der aber von alter einfacher Baukunſt iſt, und außer
den ſchönen Garten, *il Giardino de Boboli* wenig
merkwürdiges hat.

Unter den geiſtlichen Gebäuden iſt das neuerbaute
Benediktinerkloſter eins der ſchönſten, aber der
Dom, *S. Maria del Fiore* genannt, wegen ſeines
Alters, ſeiner Größe und ſeiner maiestätischen Kuppel
das merkwürdigſte. Er iſt über 150 Schuh lang und
50 breit. Vor demſelben ſteht das alte Battisterion,
in welchem alle Kinder der Stadt getauft werden. Etz-
nige haben es, aber vielleicht ohne hinreichenden Grund,



für einen alten Tempel des Mars gehalten. Es hat eine achteckte Form, und die ganze Bauart ist eben die, die in den alten Tauftempeln gebräuchlich war: der Taufstein, der jetzt an der Seite befindlich ist, soll auch vor Zeiten, wie in alten Baptisteriis, in der Mitte gestanden seyn. In Parma habe ich einen alten Tauftempel gesehen, der diesem in der Bauart völlig ähnlich ist. Der florentinische ist noch wegen der drei Thüren von Bronze berühmt, die ehemals vergoldet waren, und ein Basrelief verschiedne Geschichten der Bibel ganz unvergleichlich ausdrücken. In der Kirche S. Croce ist das Grabmal des Michael Angelo. Am Fuß der Urne sind drei marmorne Statuen der schönen Künste in Trauer, die Bildhauerkunst von Valerio Cioli, die Architektur von Giovanni dell'Opera, und die Malerkunst von Battista del Cavaliere, und von demselben die Büste Angelos, die über der Urne steht. Die S. Lorenzkirche empfiehlt sich von außen nicht sehr, aber sie hat zwei über alles sehenswerte Kapellen. Die eine, die die neue Sakristei heißt, enthält Mausoleen einiger mediceischen Prinzen, ganz von der Meisterhand des unsterblichen Michael Angelo. Die andre ist die neue Begräbniskapelle der sechs Großherzoge aus der mediceischen Familie, an welcher schon seit dem Jahre 1604 gearbeitet wird, und die ein Wunderwerk seyn würde, wenn sie vollendet wäre. Es ist daran alles vereinigt, und verschwendet, was Schönheit, Reichthum und Pracht der Architektur nur aufbieten kann. Die ganze Kapelle von 144 Braccia, (oder 72 Ellen) im Umfang und 104



in der Höhe ist mit Diaspro, (rothen Jaspis) Achat, Chalcedon, Lazuli, Chrysolith, Amethyst, Porphyr, Pietra Paragona und andern kostbaren Steinen bekleidet. Die sechs fürstlichen Särge sind theils von egyptischem, theils von orientalischem Granit, ieder aus einem einzigen Stücke. Ueber jedem Sarg liegt ein Kissen von Diaspro, mit Perlen und Juwelen besetzt, und auf diesem eine königliche Krone, die gleichfalls sehr reich von Edelsteinen ist. In einer Nische über jedem Sarge steht die Statue des Fürsten von Bronze gegossen und vergoldet, und unten ist der Name mit Chalcedon in rothem Porphyr eingelegt: blos von dieser Schrift kostet ieder Buchstab drei spanische Pistolen. Die Wände sind mit einer Reihe von Wapen der vornehmsten Städte des großherzoglichen Gebiets, von florentinischem Mosaik geziert. Der Altar solte von allem das prächtigste seyn und die Kuppel ganz mit Lapislazuli ausgelegt werden.

In dem Kloster dieser S. Lorenzkirche, das von Kanonikis bewohnt wird, ist die unvergleichbare medicische Bibliothek, die blos aus Handschriften besteht, und unter dem Namen Medicea-Laurentiana in ganz Europa bekannt ist; die medicische heißt sie von ihren Stiftern, die laurenzianische von dem Ort, wo sie aufbewahrt wird. Sie war anfänglich eine Privatbibliothek, die Kosmus von Medici im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts samlete. Die ersten Handschriften erhielt er von reisenden Gelehrten, mit denen er Bekanntschaft machte, vorzüglich von den Mönchen,

E 2

die



die als Missionärs sich im Orient aufhielten. Darauf hatte er das Glück, bei dem allgemeinen Konzilium, das Pabst Eugen der vierte in Florenz zur Vereinigung der orientalischen und occidentalischen Kirche hielt, den griechischen Kaiser, den Patriarchen von Konstantinopel, und die griechischen Gelehrten, die in ihrer Sulte waren, in aller seiner Pracht zu empfangen, und bei der Gelegenheit erhielt seine Bibliothek ansehnliche Geschenke. Noch erwünschter war für ihn der Untergang des griechischen Kaisertums im Jahr 1455. Er bot den vertriebnen griechischen Gelehrten seine Stadt und seine Unterstützung an, und stiftete in Florenz die griechische Schule, die sich so vielen Ruhm erworben, und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Lorenz mit dem Beinamen *il Magnifico*, trat 1469 die Regierung an, und übertraf in der Liebe der Wissenschaften noch seinen gloriwürdigen Großvater. Die größten Gelehrten seines blühenden Zeitalters waren beständig um ihn, er hielt an bestimmten Tagen gelehrte Zusammenkünfte, und setzte selbst gelehrte Abhandlungen auf. Lascari ward zweimal nach Orient geschickt, und brachte viele seltne Handschriften, vorzüglich einiger alten griechischen Dichter, vom Berge Athos, zurück. Unter diesen glücklichen Unternehmungen starb Lorenz und mit ihm schloffen die Wissenschaften ein. Sein Nachfolger liebte nur Jagd und Wollleben. Karl der achte, König von Frankreich, vertrieb den weidlichen Fürsten, dem seine eigenen Untertanen untreu wurden; sein Pallast ward geplündert, und die vortrefliche Bibliothek im Jahr 1496 öffent-



Öffentlich feil geboten. Die Mönche von S. Markus waren noch so patriotisch gesinnt, daß sie der Republik 2000 Dukaten unentgeltlich liehen, wofür sie die ganze Sammlung an sich kaufte. Einige Jahre nachher thaten dieselben Mönche der geschwächten Republik neuen Vorschus, und kamen dadurch selbst zum Besiz der Bibliothek. Aber sie hatten sich durch diese rühmliche Beeiferung für die Ehre ihrer Stadt so sehr verschuldet, daß sie sie wieder veräußern mußten, und sie ward an den Kardinal, Johann von Medici, Lorenz Sohn, nachmaligen Pabst unter dem Namen Leo des zehnten, verkauft und nach Rom geschickt. So kam sie wieder an die Familie zurück, die sie gestiftet hatte und deren Eigentum sie eigentlich war. Nach Leo des zehnten Tode erhielt sie der Kardinal Julius von Medici im Jahr 1521, der nachher unter dem Namen Klemens des siebenten, auf den päpstlichen Stul erhoben ward. Er dachte nun darauf, sie auch seinem Vaterlande wieder zu geben. Der unsterbliche Michael Angelo Buonarotti erhielt von ihm den Auftrag, zwei prächtige Gebäude in Florenz aufzurichten, davon eins die Gebeine seiner Vorfahren, das andre die vortrefliche Handschriftensammlung einschließen sollte. Beide Gebäude wurden 1534 durch des Pabsts Tod unterbrochen, und sie sind bis ietzt noch unvollendet, aber doch ward die Bibliothek in den Saal, so weit er fertig war, aufgestellt. Der Großherzog Kosmus der erste ließ die Bücher sauber einbinden, und in der iezzigen Ordnung auf 88 Bänken an Ketten festlegen und bestimmte sie zum öffentli-



chen Gebrauch. Er wirkte es auch in Rom aus, daß die griechischen und morgenländischen Handschriften, die Antonius Eparcus, ein Grieche, für die Päbste Marcellus den zweiten, und Pius den vierten im Orient aufgekauft hatte, ihm überlassen wurden. Endlich brachte Ferdinand der erste zur Vollkommenheit, was seine Vorfaren so rühmlich angefangen hatten. Er war vor seiner Thronbesteigung Cardinal, und dadurch mit den berühmtesten Männern bekannt geworden. In seinem Hause hielt er die bekannten Zusammenkünfte europäischer und morgenländischer Gelehrten zur Ausbreitung der katholischen Religion, welche Pabst Gregor der 12te ihm allein anvertrauet hatte. Er setzte dergleichen große Belohnungen aus, die die morgenländischen Sprachen studiren wollten, und bildete dadurch manche berühmte Männer, unter welchen Johann Baptista Raimundus war. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Errichtung einer eignen orientalischen Druckerei in Rom, die unter dem Namen der mediceischen berühmt ist, und wovon Raimund Aufseher war. Durch sie trat er mit dem Orient in neue Verbindungen; seine gedruckten Bücher wurden dahin verschifft, und er erhielt alte Handschriften dafür wieder. Viele Reisende bereicherten seine Bibliothek, und sonderlich erhielt sie durch die Bemühungen des Hieronymus Vecchiotti, der auf seine Kosten reisete, ansehnliche Vermehrungen. Ferdinand der erste setzte seinen Eifer für die Wissenschaften auch als Großherzog fort, und seine Druckerei blieb noch unter den folgenden Päbsten in Rom, denen er sie



sie zum freien Gebrauch überlassen hatte, bis ihr Aufseher Raimund starb. Nach dessen Tode ward sie mit allen vorhandenen Exemplaren und Handschriften nach Florenz geholt, und die Typen und gedruckten Schriften in die Garderobe, wo noch jetzt die Lettern in 35 Kisten eingepakt, ungebraucht liegen, die Handschriften aber im königlichen Pallast de Pitti in Verwahrung genommen. Als die mediceische Familie erloschen war, vereinigte Kaiser Franz der erste im Jahr 1755, mit der mediceischen Bibliothek, 350 Stük, theils Handschriften, theils alte Ausgaben, die er von der Familie Gaddi gekauft hatte. Im Jahr 1766 vermehrte sie der Großherzog Peter Leopold, durch 760 größtenteils lateinsche Handschriften aus der Bibliothek der Minoriten von S. Croce. Und im Jahr 1772 ließ er auch die 620 orientalischen Handschriften, die im Pallast de Pitti standen, (auch Bibliotheca Palatina genannt) mit ihr vereinigen. Endlich ward sie im Jahr 1778 durch alle Handschriften bereichert, die in der alten Bibliothek del capitulo della chiesa Fiorentina gefunden wurden. So ist also jetzt in einem Saale alles vereinigt, was Florenz an kostbaren Schätzen der Gelehrsamkeit in sich faßt. Von den vortreflichen Schätzen dieser Bibliothek selbst kann ich hier nichts weiter sagen: es sind drei verschiedne Verzeichnisse davon gedruckt. Die syrischen und arabischen Handschriften hat der Erzbischof Assemani in einem Foliobande vortreflich beschrieben: dies Verzeichniß hat der Kanonikus Biscioni durch die Recension der hebräischen Handschriften



vermehrt; welchen Catalog der iezige Bibliothekar, Kanonikus Angiolo Maria Bandini in acht Folianten fortgesetzt hat, die die griechischen, lateinischen und italienischen Handschriften enthalten.

Es sind noch zwei öffentliche Bibliotheken in Florenz, die Magliabechische beim Palazzo vecchio und die Marucellische. Die letzte ist nicht groß und hat gar keine Handschriften; die erste aber ist ansehnlich und hat etwa 4000 griechische, lateinische und italienische Handschriften, jedoch größtenteils neuere. Unter den vielen Privat- und Klosterbibliotheken sind die Bibliothek der Metropolitankirche, der Camaldolenser und des Marchese Riccardi die vorzüglichsten.

Die Universität zu Florenz hat nur den Namen, und ist bloß durch die drei Akademien, *della Crusca*, *degli Apatisti* und *Fiorentina* berühmt, wovon die erste die Reinigung und Verschönerung der italienischen Sprache, die beiden letzten vorzüglich die Beredsamkeit zur Absicht haben.

Florenz hat auch ein gelehrtes Frauenzimmer, das ihrem Geschlecht und ihrem Vaterlande Ehre macht. Maria Magdalena Morelli Fernandez, bekannter unter dem Namen Corilla Olympica, ist in Pistoia im florentinischen Gebiet geboren. Sie hatte sich frühzeitig durch die Lectüre der schönen Dichter ihrer Nation gebildet, und brachte es durch ihren feurigen Geist bald so weit, daß sie durch Extemporanisiren, das die Italiener vorzüglich lieben, in ihrem Vaterlande
und



und auch auswärts als Dichterin berühmt ward. Bei der Vacanz des päpstlichen Stuls nach Klemens des 14ten Tode ging sie nach Rom, wo sie mit unglaublichem Beifall gehört, von allen Fremden besucht und von Fürsten geehrt ward. Am 16ten Februar 1775 ward sie in die arkadische Gesellschaft unter dem Namen Corilla Olympica, und daselbe Jahr unter den römischen Adel aufgenommen. Am 31ten August 1776 erhielt sie unter folgenden Feierlichkeiten die Dichterkrone im Kapitol, eine Ehre, die nach Petrarca und Persetti keinem wiederfahren ist. Nach erhaltenem päpstlicher Erlaubnis wurden aus 30 arkadischen Dichtern, zwölf gewählt, die in drei verschiedenen Abendversammlungen der Dichterin folgende Materien aufgaben, die sie in Versen aus dem Stegreif beantwortete. Schäferpoesie. Ueber die Vorzüge des Landlebens vor der Stadt. Physik. Ueber die Eigenschaften des Lichts, und eine Beschreibung, wie sich die Gegenstände im Auge abmalen. Beredsamkeit. Ueber den Verfall der Beredsamkeit nach Ciceros Tode. Harmonie. Ueber die Eigenschaften der Harmonie, die uns durch denselben Ton bald vergnügt, bald Langeweile macht. Philosophische Moral. Ohne Religion ist keine Tugend. Geoffenbarte Religion. Welches ist die erste geoffenbarte Religion und wie ist sie geoffenbart? Kirchengeschichte. Poetische Beschreibung des Zugs der Israeliten durchs rothe Meer. Mythologie. Warum stellt die Mythologie die Liebe in dem Augenblick selbst blind vor, wenn sie ihr Bogen und Pfeile zu ver-



wunden gibt? **Rechtsgelehrsamkeit.** Die Wohlthat der Geseze. **Schönen Künste.** Welche schöne Kunst ist die nüzlichste und die angenehmste? Die Dichterin gab der Malerei den Preis. **Epische Dichtkunst.** Eine Probe der hohen epischen Poesie in Beschreibung des Characters eines großen Helden. Corilla schilderte ihren Fürsten. **Metaphysik.** Physische und moralische Beweise der Unsterblichkeit der Seele. — Außer diesen handelte die Dichterin noch vier Themata ab, die ihr von angesehenen Anwesenden aufgegeben wurden: Den Tod Pirams und Thiebe; Ob die Treue des männlichen oder weiblichen Geschlechts stärker sey; Klagen einer von ihrem Schäfer verlassnen Schäferin; und Anrufung der Gottheit, diesen Tag zu segnen. — Darauf fuhr sie an dem zur Krönung bestimmten Abend durch die Schweizergarde in Parade, unter dem Jauchzen des Volks nach dem Konsolarsaal des Kapitols, der besonders zu diesem Fest mit einem prächtigen Thron für den Pabst und Senat geziert und schön erleuchtet war. Sie ward von einem Konservatore oder Magistratsperson empfangen, der ihr unter Musik und Frohlocken der Zuschauer, den Lorbeerfranz aufsezte, und den Platz zur Linken des Throns anwies. Darauf las der Sekretär das Krönungsdokument vor, und es wurden einige Sonnetten zur Ehre der Dichterin gesungen. Corilla beschlos den feierlichen Tag durch Besingung der Stadt Rom, und des dichterischen Lorbeers, und durch Abhandlung folgender Aufgaben in Versen: Wie falsch und ungerecht der Wahn sey, daß die christliche Religion,

gion, weil sie auf Niedrigkeit gegründet ist, nicht geschift sey, die Talente anzuseuren und zu erhöhen. Und Vergleichung der neuern Philosophie mit der alten: Wo Corilla unserm Jahrhunderte den Vorzug beilegte *). Jetzt lebt die gekrönte Dichterin in Florenz in der Stille. —

Ich habe in Florenz durchgehends eine gute Polizei und manche menschenfreundliche Anstalt gefunden. Zu diesen rechne ich vorzüglich eine Gesellschaft von 400 Wohlthätern, die aus Adlichen, Bürgern und Handwerkern besteht, und deren Chef der Großherzog selbst ist. Sie bemühen sich gemeinschaftlich, ohne Ansehn der Würde, die mangelleidenden Kranken zu verpflegen, zu deren Aufenthalt der Herzog ein Hospital am Dom aufbauen läßt: sie eilen den Verunglückten zu Hülfe, wenn durch das Geläut einer Glocke ihnen das Zeichen gegeben wird, daß man ihres Beistandes bedarf, und begleiten die Verstorbenen, nach Art der Todtenbrüderschaften in Rom, maskirt zum Grabe.

Die Reise von Florenz über Siena nach Rom von 178 Meilen, macht man mit einem Betturin in fünf bis sechs Tagen, für fünf und einen halben Zechin, Verköstigung und Biergeld einbegriffen. Bis Siena, wo das beste Italienisch gesprochen werden soll, sind 40 italiensche Meilen. Die Stadt liegt an einem Berg hinauf in einer angenehmen Gegend, aber hat wenig Merkwürdiges, als den Dom, der mit schönen Gemälden geziert

*) Man sehe Atti della coronazione di Corilla Olimpica. Parma 1779. 8.



ziert ist, und dessen Mauerwerk ganz sowol von außen als innen aus weißem und schwarzem Marmor besteht. Von da fährt man fast immer zwischen Hügeln fort. Von Siena bis Buonconvento sind 16, und von da bis zum Berg Radicofani, dem höchsten auf dieser Reise, 21 Meilen. Eine Meile vor Aquapendente fängt bei der Brücke über den Fluß Pallia das päpstliche Gebiet an. Von Radicofani bis Aquapendente sind 22 Meilen, von da bis zur Stadt Volsiena, bei welcher der große See, Lago di Volsiena liegt, 10 M., ferner bis Monte Siascone 11, und noch 11 M. bis Viterbo. Hinter Viterbo liegt ein ziemlich hoher, ganz mit Bäumen bewachsener sehr beschwerlicher Berg, und die Hölzung geht hernach an der Seite der Landstraße noch lange fort. Man wird über den Berg mit einigen Mann Soldaten zur Sicherheit begleitet, aber die Landstraße ist fast ganz unbefahrbar. Von Viterbo bis Rom sind noch 47 Meilen. Am 21ten December 1780 kam ich in Rom an, wo ich mich 15 Monate aufgehalten habe.

Die Reise durch den Kirchenstaat macht einen aufmerksamen Reisenden von der izeigen Staatsverfassung Roms einen schlechten Begriff. Das schöne, ehemals so blühende Land, gleicht auf dieser Seite fast bis an die Thore der Stadt einer Wüsten. Das Land ist entvölkert, weil alles sich nach der großen Stadt drängt, wo die Müßiggänger durch die Mildthätigkeit der geistlichen Stifte leben und Bettelprivilegium ist, und weil die beste Jugend in den unendlichen Klöstern hingeopfert wird.



wird. Die schönsten Hügel und Ebenen, sonderlich von Monte Fiascone bis Viterbo, liegen unbebaut, und alle Aufmunterung zur Thätigkeit scheint zu fehlen. Dazu kommt, daß im Kirchenstaat der Landmann nicht Eigentümer des Aekers ist, den er bestellt. Sowol Aekfer als Weingärten gehören den großen Herren, die die Arbeiter für Taglohn miethen. Diese Leute wohnen in der Stadt und ziehen nur dann aufs Land, wenn sie es bestellen sollen. Sie machen sich Strohhütten auf der Stelle, wo sie arbeiten, und kehren nach vollendeter Arbeit wieder in die Stadt zurück, wo sie die übrige Zeit als Tagelöhner ihren Unterhalt verdienen. Jeder wält sich eine gewisse Arbeit, und fast jede Landmannschaft hat sich eine besondere zu eigen gemacht. So wird z. B. in einem Weinberg ein Marchegiano, (d. i. aus der Mark Ancona Gebürtiger) zum Jäten, einer von Subbio, die Gräben zu ziehen, und ein anderer zum Beschneiden erfordert u. s. w. Man findet daher keine Dörfer und kein Haus auf dem Lande, als Landhäuser der Herren, und einige schlechte Wirtshäuser. Diese Entvölkerung und Mangel der Kultur des Landes mache die Luft im heißen Sommer ungesund, und das ist nun ein neuer Vorwand, daß keiner auf dem Lande wohnen will. Eine traurige Reise durch ein Land, wo man so selten Menschen sieht! Auch die Landstraßen sind bisher so schlecht gewesen, als sie sich nur denken lassen. Der tezzige Pabst hat angefangen, mit Aufwand neue Wege anlegen zu lassen, obgleich er bei einer so nötigen und weisen Einrichtung nur zu sehr Widerspruch gefunden



den hat. Man wird jetzt, so denkt der römische Staatsmann oder Priester, (denn beide Aemter sind vereinigt,) man wird jetzt mit zwei Pferden bequem fahren, wo man vorhin sechs bedurfte; aber man kam doch ehemals mit sechs eben so geschwind und gut weiter, als jetzt mit zweien.

Ueber die Stadt Rom.

So verschieden auch die Reisenden von Italien urtheilen, je nachdem der Zweck ihrer Reise verschieden ist, oder auch wol je nachdem ihre Seele zu Empfindungen der Freude oder des Unmuths gestimmt ist: so stimmen sie doch darin alle überein, es ist nur Ein Rom in der Welt. Von allen Oertern, die ich je gesehen habe und sehen werde, sagt Middleton, der sonst nicht zu rühmlich von Italien redet, ist Rom bei weitem der angenehmste, — und ich setze hinzu, der lehrreichste. Nirgend sind so viele Hülfsmittel und so viele Schätze der Gelehrsamkeit an einem Ort versamlet als hier. Der Altertumsforscher, der Naturkundige, der Geschichtschreiber und Geograph, der Kenner alter Sprachen, — der eigentliche Gelehrte sowol als der Liebhaber findet Genugthuung. Rom ist ein Magazin der Wissenschaften, das allen ohne Eigennutz offen steht. Nirgend wird der Fremde mit mehr Bereitwilligkeit aufgenommen, als hier. Der freundschaftliche Umgang der Römer, die Talente schätzen und begünstigen, wo sie sie finden, die Achtung, in welcher

die

die Fremden bei ihnen stehen, die Bequemlichkeiten des Lebens, die man hier auf die leichteste Art findet, und vor allen die paradiesischen Gegenden und die herrlichen Promenaden zwischen den prächtigen Werken der alten Kunst sind mehr wert, als alle Lustbarkeiten von Paris, die Rom entbehrt. Man geht nicht in die Komödie, aber man besucht die schönen Theater alter Bildsäulen und vortrefflicher Gemälde, und vergnügt und belehrt sich zugleich. Man bedarf nicht des Zeitvertreibs des Spiels, oder der Zerstreuung der Bälle; die schöne Musik, und der unnachahmbare italienische Gesang, die man fast täglich hört, die vielen Kunstwerke, daran man sich nie satt sieht, und die fröhlichen und vertrauten Abendgesellschaften der Römer und Römerinnen sind eine weit angenehmere Erholung. Dazu kommt noch der schöne Himmel und die heitre alles frohmachende Luft. Die große Hitze ist mir gar nicht beschwerlich gewesen, und eben so wenig der so sehr verwünschte *Sirocco*. Ich glaube nur ein Franzose kann so sprechen, und nur ein Engländer so handeln: *Cet execrable vent m'accable, deux jours de plus et je mepends.* (Brydone Reise nach Sicilien und Malta, 1 Th. S. 6.) Es ist viel gesagt, aber es ist strenge Wahrheit, in funfzehn Monaten, bei aller Veränderung des Klimas und der Lebensart, und bei oft sehr großer Anstrengung, habe ich in Rom, so viel ich mich besinne, nie die geringste Unpäslichkeit, und nie eine misvergnügte Stunde gehabt. Rom ist die einzige Stadt, wo sicher ein ieder sein Vaterland vergißt.



Die Regierungsform selbst mußte Rom zu der größten Stadt in der Welt machen. Ein jeder Pabst sucht es an Verschönerung der Stadt seinen Vorgängern zuvor zu thun, um seinem Namen dadurch einen desto größern Glanz beizulegen. Sie setzen dieselbe Ehre darin, die Helden im Kriege suchen. Sie richten egyptische Obelisken auf, bauen prächtige Tempel, errichten wolthätige Stiftungen, legen die reichsten Bibliotheken und die kostbarsten Sammlungen alter Kunstwerke an, um ihren Namen, der auf alle ihre Werke geschrieben und mit Weihrauch genug beräuchert wird, recht oft zu lesen und desto sicherer auf die Nachwelt zu bringen. Darum verschwendet Pius der sechste Millionen zu einer sehr entbehrlichen Sakristei hinter der Peterskirche; darum reißt er das schöne mit Marmor ausgelegte Museum von heidnischen Alterthümern neben der Vatikanbibliothek, auf dessen Besitz ein jedes andre Land stolz seyn würde, nieder, und baut es mit Aufwand von mehr als 100,000 Scudi prächtiger wieder auf; darum bereichert er mit so vielen kostbaren alten Statuen, die er ausgraben läßt, und mit zwei prächtigen neuen Sälen, das klementinische Museum im Vatikan, um es nun nach sich mit Grund das Pio-klementinische nennen zu können; darum opfert er täglich 1000 Scudi zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe auf, ein Versuch, der vielleicht kaum sein Land glücklicher, aber doch sicher ihm einen großen Namen machen würde, wenn er gelänge, zumal da schon so viele Kaiser und Pabste vor ihm ihn fruchtlos gemacht haben.

ben. Der Eitelkeit der römischen Päbste haben wirs also zusehender zu danken, daß Rom das geworden ist, was es ist. Den kostbarsten Marmor durften sie nur ausgraben lassen; sie hatten die berühmtesten Künstler, die sich durch die alten Kunstwerke bildeten, und durch fürstliche Besoldungen angefeuert und unterstützt wurden, und an Geld konnte es ihnen nicht fehlen, so lange sie Macht hatten, in der ganzen Christenheit Steuern auszuschreiben. — Nur Rom war unter allen Städten Europens durch diese Verfassung im Stande, eine Peterskirche hervorzubringen.

Man ist in principiis nicht einig, wenn man über Roms Größe streitet. Nennt man alles Stadt Rom, was von den alten Ringmauern eingeschlossen ist, so hat die Stadt 15 bis 16 italiensche Meilen, gewis einen ansehnlich großen Umfang. Nennt man aber nur den Platz so, der wirklich angebaut ist, so dürfte das etwa nur die Hälfte jenes Umfangs ausmachen. Nach dem Thor S. Paolo geht man beinah eine halbe Stunde durch Gärten, Weingärten, Lusthäuser und Ruinen; man ist wirklich auf dem Lande, und doch noch innerhalb der Mauer. Der Platz der Stadt, der bebaut ist, ist aber auch wirklich bewohnt und volkreich. Rom soll 170,000 Einwohner haben; die Zahl ist aber etwas zu groß angegeben, und nach den Berechnungen der Geburts- und Sterbelisten kommt nur eine Bevölkerung von 155 bis 160,000 Seelen heraus.

Rom umschließt elf Berge, Kapitolinus, Palatinus, Quirinalis, Viminalis, Esquilinus,



Cölius, Aventinus, Citorius, Pincius, Vaticanus und Janiculus.

Der Berg **Palatinus**, auf dem **Romulus** den ersten Grund der Stadt legte, und auf dem nachmals der prächtige Kaiserpallast stand, wo besonders zu **Nero's** Zeit eine unendliche Menge Gold und Kostbarkeiten verschwendet waren, und alle Arten von Luxus und Vergnügungen erschöpft wurden für einen Fürsten, bei dem durch übermäßigen Genuß alle natürlichen Wollüste ihren Reiz verloren hatten, und der bei erkünstelten einigermassen Befriedigung und Entschädigung suchte, ist jetzt in Schutt verwandelt und ungebaut.

Der Berg **Kapitolinus** hat außer dem neuen **Kapitol** nach der andern Seite hin auch mehrentheils Ruinen, ist aber nach der Seite des **Vatikan's** sehr bewohnt.

Der Berg **Quirinalis** ist wieder wenig bewohnt. Auf demselben steht der Sommerpallast des **Pabsts**, a **Monte Cavallo**, und der Pallast **Barberini**; an demselben gränzt auch die **Karthause**, vormals **Diofletian's** Bäder.

Pincius, (jetzt *mons trinitatis*,) **Viminalis**, **Esquilinus**, **Cölius**, **Aventinus**, sind fast lauter Gärten, Weingärten und Ruinen. Am **Esquilinus** liegt die älteste Kirche, **Johannes im Lateran**, aber ganz von der bewohnten Stadt entfernt.

Der Berg **Janiculus** und **Vaticanus** ienseit der **Tiber**, ein Teil des **Kapitolinus**, und vorzüglich **Citatorius**, (jetzt *monte citorio*) der jetzt der

Mit



Mittelpunkt der Stadt ist, an der schönen Straße il Corso, sind prächtig bebaut und stark bewohnt.

Jetzt sind die alten Berge, oder eigentlicher Hügel der Stadt beinahe geebnet; die Thäler mit Schutt ausgefüllt. Die höchsten Spitzen sind jetzt der Vatikan, dahin man aber allmählig aufsteigt, der Monte Cavallo, (ein Stück des Quirinalis,) wo des Pabsts Sommerpallast steht, und der Mons Trinitatis, bei dem Thor del Popolo, wohin eine schöne marmorne Treppe von 103 Stufen führt.

Keine Stadt in der Welt kann gleich beim ersten Eintritt solchen starken Eindruck auf den Fremden machen, als Rom. Der Anblick so vieler maiestätischer Kuppeln und hoher Palläste, das schöne Thor, (porta del popolo) in das man einfährt, der weite Platz innerhalb desselben, mit einem stolzen egyptischen Obelisk, und im Angesicht zwei nach gleichem Modell gebaute schöne Kirchen, die drei breite, ebne und unabsehbare lange Straßen teilen, verkündigen die herrliche Stadt: und je weiter man fährt, desto mehr wächst diese erhabne Idee von Roms prachtvoller Größe. Die unvergleichliche Straße der Kurs (il Corso) mit herrlichen Kirchen und fürstlichen Pallästen bepflanzt, die maiestätische Ehrensäule Antonins in der Mitte eines schönen Platzes, das kühle sanfte Rauschen so vieler lebendigen Springbrunnen, die ehrwürdigen schwarzen zerstoßenen Säulen an der Dogane, wo man zuerst ankommt, Reste der alten Herrlichkeit Roms, erwecken



eine Wunderempfindung in der Seele, die sich nicht ausdrücken und beschreiben läßt.

Man ist von Jugend auf gewohnt, das Kapitol als den Mittelpunkt der römischen Macht anzusehen, den erhabnen Ort, wovon die Kriegshelden ausgingen und wohin sie triumphirend zurückzogen, wo die Besitzer der Welt das Schicksal der Menschen bestimmten, als einen Ort, der allen, außer den Römern und den Göttern unzugänglich war, welche gemeinschaftlich das Scepter der Welt zu tragen schienen. Haben diese Begriffe jemals Realität gehabt, so hat sich jetzt die ganze Gestalt verändert. Dieser kriegerischen allgebietenden Macht ist eine stille Regierung gefolgt, die sich durch geistliche Waffen zu erhalten sucht. Das Kapitol hat also eine sehr friedfertige Gestalt, und vom alten sieht man nur einige Ruinen, von der Citadelle, vom tarpeischen Felsen, vom Tempel Jupiter Kapitolinus und einigen andern prächtigen Gebäuden, womit er geziert war. Man steigt jetzt an der Nordostseite auf einer schönen Treppe von Michaelangelo hinauf, oben auf dem Platz steht im Hintergrunde der Pallast des Senators, zur Rechten der Pallast der Konservatori und zur Linken das Museum Kapitolinum. Zum Zeichen, was diese Stelle ehemals war, hat man an der Treppe alte römische Siegeszeichen aufgestellt. Mitten auf dem Platz ist die alte unvergleichbare Statue des Markus Aurelius zu Pferde, von vergoldet gewesener Bronze aufgestellt, die mit so viel Ausdruck gearbeitet ist, daß Karl Maratti staunend ausrief: Gehe; vergift du, daß



daß du lebst? Der Pallast des Senators ist auf einem alten Fundament erbaut, das aus großen viereckigen, ohne Kalk zusammen gefügten Steinen besteht. Man hält es für eins der ältesten Denkmäler Roms, das schon vor dem Brande, der durch die Gallier angelegt ward, gestanden hat, und worauf das zweite Kapitol wieder erbaut worden, so wie jetzt das dritte darauf ruht. Im Pallast der Konservatori werden zwei eben so ehrwürdige als schöne Altertümer aufbewahrt, die Wölfin von Bronze, die Romulus und Remus säugt, von etruscischer Manier, dieselbe, die im Kapitol stand und bei Cäsars Tod vom Blitz getroffen ward; wenigstens hat sie gewaltsame Risse, die diese Behauptung der Römer wahrscheinlich machen. Und an der Treppe die berühmte Columna rostralis, die vormalis im Foro war, und 261 Jahr vor Christo dem C. Duilius zu Ehren errichtet wurde, dem ersten Römer, der nach einem Seetreffen triumphirte. In eben diesem Gebäude ist die schöne Gemäldegallerie, die Benedikt der 14te im Jahr 1749 zum Besten der Künstler anlegen ließ. Gegenüber das zweite Flügelgebäude enthält das Museum Kapitolinum, das nicht minder schön und kostbar ist, als das Klementinum im Vatikan. Es enthält bloß alte Statuen und Basreliefs. Gleich beim Eingange sieht man schöne Altäre, Urnen, kolossalische Statuen, Grabsteine, Büsten; aber die sind nur die Vorbereitung zu noch größern Kunstwerken. In einem Zimmer neben dem Eingang ist eine Sammlung egyptischer Bildsäulen von schwarzem Probierstein, (pietra



li paragona) aufgestellt, die man in Adrians Villa bei Tivoli fand. Eine zweiköpfige Statue, die an der einen Seite Isis, an der andern Apis vorstellt, ist besonders schön gearbeitet. Die Wände der Treppe, die nach dem obern Zimmer führt, sind mit alten Marmorplatten bekleidet, in welche die alte Topographie Roms tief eingegraben ist. Man fand sie im Fußboden eines alten Tempels, aber sie sind defekt und schadhast. Gleich vor der Treppe tritt man in das Zimmer des Baso; es heißt so zur Ehre einer großen Vase mit unvergleichlichen Verzierungen, die in der Mitte steht, und am meisten ins Auge fällt. Die Wände sind mit alten Inschriften bekleidet, die Augusti, Augustä, Cäsares und Konsules überschrieben sind, oder Kaiser und Konsuls betreffen. Im Herkuleszimmer sieht man außer einem Herkules, der die siebenköpfige Hydra erlegt, und andern Kunstwerken, eine allerliebste Statue, Amor und Psyche, die sich umarmen und küßen wollen, auf einem Tripoden, der von drei Greifen getragen wird; eine kleine sehr naïv gedachte Gruppe, deren Figuren einen so sanften und schönen, als ausdrucksvollen Umriss haben. Die Wände sind auch mit Inschriften bekleidet, die die Ueberschriften haben, öffentliche und Privatämter; Wissenschaften und Künste; Völker und Städte, Soldaten, Heiligtümer und Priester, Vorsteher der Städte: (*publica et privata officia et ministeria, studia et artes, populi et urbes, milites, sacra et sacrorum ministri, praefecti urbis et milites.*) Der große Saal hat eine Pracht, der man nichts



nichts in dieser Art vergleichen kann, als das klementinische Museum. Unter andern vortreflichen Statuen steht hier der iunge Liebling des Adrians, Antinous, der unter allen Bildsäulen, die man von ihm hat, den schönsten Kopf hat; zwei schöne Jechter, der eine fallend mit zerbrochnem Schwerdte, der andre in der Brust verwundet und sterbend, von dem größten Ausdruck; und zwei Centauren von schwarzem Marmor, mit der Unterschrift an der einen, ΑΡΙΤΕΑΣ ΚΑΙ ΠΑΠΙΑΣ, und an den andern mit dem Zusatz — ΑΦΡΟΔΕΙΣΕΙΣ. Das Zimmer der Philosophen ist mit 102 Büsten alter Philosophen und Gelehrten geziert. Mit Namensunterschrift sind folgende Köpfe bezeichnet, Archimedes in Basrelief, Pindar, Hieron, Plato zweimal, Leodemas, Theon ein platonischer Philosoph, Lycias, Pythodoris ein iunges männliches mit Lorbeer gekröntes Haupt, und Asclepiades. Das folgende Zimmer enthält 85 Brustbilder von Kaisern, Kaiserinnen und ihren Prinzen. In einem andern wird ein altes schönes Mosaik aufbewahrt, das vier Tauben auf dem Rand einer goldnen mit Wasser angefüllten Schaale vorstellt, die sich besprizzen und baden. Dies Gemälde ist dasselbe, das Plinius beschreibt und noch vortreflich erhalten. Die eine sieht umher und lauscht, die andre trinkt, eine besprengt sich und eine hebt den Flügel auf, um sich zu baden. — Ich habe nur wenige Stücke dieser vortreflichen Sammlung anführen wollen, da sie von Meisterhänden weitläufig beschrieben sind. Aber ich denke, vollkommen beschreiben lassen sie sich auch von



der ersten Meisterhand nicht; man muß sie sehen und selbst empfinden. — Hinter diesem Gebäude ist das Kloster und die alte Kirche der Kapuziner S. Maria in Ara Coli. Zur Kirche führt neben der Treppe des Kapitols eine andre von 124 Marmorstufen auf.

Der Vatikan ist jetzt der schönste und prächtigste Teil der Stadt, wie es vormals das Kapitol war. Hier ist der Sitz der izeigen geistlichen Regierung, der päpstliche Pallast und die Peterskirche. Dieser Berg ist von der Stadt durch die Engelsbrücke getrennt, die auf die Engelsburg stößt, und von da führt eine grade Straße nach der Kirche. Die Merkwürdigkeiten der Brücke, der stärksten und prächtigsten, die ich gesehn habe, und der Burg, (Castello di S. Angelo,) die aus einem Kaisermausoleum in eine Festung, Staatsgefängnis und Schatzkammer, — aber leider jetzt ohne Schatz — umgeschaffen worden, sind oft und weitläufig beschrieben. Den Namen haben beide durch die Legende erhalten, daß S. Gregorius der Große im Jahr 593 über dieser Stelle einen Engel am Himmel gesehn, der durch Einstekung seines Schwerdts in die Scheide, das Ende der damals in der Stadt wütenden Pest verkündigte. Man hatte den Plan gemacht, von diesem Kastel aus eine breite prächtige Kolonnade bis zu dem Platz der Peterskirche zu führen, aber es gehörte dazu eine reichere Schatzkammer, weil ganze Straßen hätten demolirt werden müssen, und so unterblieb die Arbeit. Die Kolonnade umschließt jetzt bloß den Platz vor der Kirche, den prächtigsten, den man irgendwo in der Welt sehen kann.

kann. Bernini hat sich dadurch verewigt, und als einen Künstler gezeigt, auf den die alten Römer selbst hätten stolz seyn können. Sie besteht aus 284 doris-chen Säulen und 88 Pilastern, die in vier Reihen gestellt sind, und drei Gewölbe machen, in deren mittels-ten Wagen durchfahren können. Die Säulen haben eine maiestätische Höhe und Form, und eine Würde, die man nur bei den Prachtgebäuden der Griechen und Römer gewohnt ist. Mitten auf dem ovalen Platz, den sie einschließen, und der 1015 Palmen, (oder 740 rheinl. Fuß) breit ist, erhebt sich der prächtige egyptische Obelisk *) von einem einzigen Stück orientalischen Granit, der 107 Palmen (oder $78\frac{1}{2}$ Fuß) hoch ist, und 973,937 Pfund wiegt. Dieser Obelisk ist der einzige, der nie umgeworfen gewesen, und daher bis jetzt noch aus Einem Stücke ist. Er hat eine unvergleichlich schöne Proportion, und macht einen unbeschreiblichen Anblick. Nach einigen soll auch das Piedestal das alte seyn, das jetzt mit christlichen Inschriften und dem Namen des Pabsts geziert ist. Sirt der fünfte lies ihn durch den Kavalier Fontana im Jahr 1586 aufrichten. Die Maschine zur Wegführung und Aufrichtung und die Arbeit ohne das Kupfer kostete dem Pabst 37,975 Scudi (oder Speciesthaler.) Er soll daher Fontana den Auftrag mit den Worten gegeben haben: *Se non alzate la mia Guglia, f'alzera la vostra testa:* (d. i. wenn du meinen Obelisk nicht aufrichtest, werde ich deinen Kopf er-

§ 5

höhen

*) Er war aus Egypten nach Rom gebracht. Plinius 1. 16. c. 40.



höhen lassen,) und Fontana sein Pferd vor dem Thor gesattelt gehabt haben. Fontana hatte alles nach den genauesten mathematischen Berechnungen eingerichtet; Thauere, alles war auf das genaueste abgemessen. Er hatte aber zu wenig darauf gerechnet, daß die Thauere sich durch die Schwere ausdehnten und verlängerten, und es fehlten also einige Zoll, bis die Säule auf den Piedestal erhoben war. Die Maschinen konnten nichts mehr thun. In der Verlegenheit oder Bestürzung gab ein Arbeitsmann den Rath, die Thauere anzufeuchten, und so gelang es, daß der Obelisk glücklich aufgerichtet ward. Er ist dem heiligen Kreuz geweiht, welches oben auf der Spitze über dem päpstlichen Wapen, (das aus drei Bergen und einem Sterne bestand,) ruht: das Kreuz sowol als das päpstliche Wapen ist von Bronze. Die ganze Höhe, Piedestal und Kreuz mit einbegriffen, ist 189 Palmen, (oder 138 Fuß.)

In grader Linie an beiden Seiten des Obelisks stehen zwei schöne Springbrunnen, die ihr klares schönes Wasser über einen hohen flachen Teller herabstürzen lassen. Am Ende des Plazzes steht die Fassade der Peterskirche, zur Rechten erhebt sich über die Kolonnade der päpstliche Pallast, und zur Linken ein Hügel mit zwei schönen Lustgärten, Barberini und Cesi. — Man konnte keine glücklichere prächtigere Anlage machen, und man kann sie zum erstenmal nicht ohne Erstaunen ansehen.

Ueber die Peterskirche sind ganze Bücher zusammen geschrieben, aber man kann aus allen Beschreibungen

gen sich keinen Begriff von ihr machen, ohne sie gesehen zu haben. Die berühmtesten Architekten, die Europa gehabt hat, haben daran gewetteifert, Bramantes, San Gallo, Dominichino, Raphael, Peruzzi, Michael Angelo, Bignola, Jakob de la Porta und Karl Maderint. Schon im Jahr 1694 berechnete Fontana die Summen, die sie gekostet hatte, auf 47 Millionen römische Scudi, oder 58½ Millionen Reichsthaler, und rechnet man dazu, was sie jährlich seitdem gekostet, und die Millionen, die jetzt an die Sakristei verwendet werden, so wird sie der Summe von 100 Millionen sehr nahe kommen. Ihre Pracht wird ungemein dadurch verschönert, daß sie nicht, wie die alten gothischen Kirchen, bestäubt und schwarz da steht, sondern mit der größten Sorgfalt durch eigne Leute, die man Sanpertrini nennt, gereinigt, abgestäubt und gewaschen wird und daher beständig ein frisches, neues Ansehn hat.

Von der Weite und Schönheit der Kirche macht man sich beim Eintritt keinen vollkommenen Begriff. Sie setzt nicht in Erstaunen, weil man durch die Kolonnade schon zu großer Erwartung vorbereitet ist, und weil alle Teile des unermesslichen Gebäudes und alle einzelnen Schönheiten mit dem Ganzen in einem so richtigen und natürlichen Verhältnis stehen. Aber darin besteht eben die Vollkommenheit des Werks und die Größe des Künstlers. Selbst die Lage der Kirche entspricht ihrer Größe: sie liegt so hoch, daß man durch die Thür über die Spitzen der Häuser hinsieht. Dies würkt eine herrliche Empfindung, und ich träumte mich



oft der himmlischen Ruhe näher, wenn ich nach ermü-
 denden Arbeiten am Abend von der andern Seite in
 die Kirche trat, und in den weiten Raum einsam gegen
 die große Thür, und wie es schien, gegen den ofnen
 Himmel zuing: und die begeisternde Freude und die
 erhabnen seligen Empfindungen, die dieser Anblick in
 mir erwekte, machten mich aller Arbeit vergeßen. —
 Nichts scheint an der Vollkommenheit des Werks zu
 fehlen, als eine maieätätischere Façade, eine hohe Ko-
 lonnade, wie vor dem Pantheon, die mit den Kolon-
 nen, die den Platz einschließen, ganz vollkommen har-
 monirte: oder, wenn ich mehr wünschen darf, statt der
 Kirche selbst, eine Rotunde. Von der Größe der Kir-
 che überzeugt man sich nie besser, als wenn Musik dar-
 in aufgeführt wird. Von den Tönen von mehr als
 hundert Musikanten und Sängern, die bei gewissen Fests-
 lichkeiten hinter dem Hauptaltar sich hören lassen, hört
 man beim Eintritt in die Thüre kaum einen schwachen
 Laut. Und alle ihre Schönheit mißt man nie. Die
 erste, die in das Auge fällt, ist der von Urban dem ach-
 ten aufgeführte Baldachin über dem Hochaltar mit vier
 hohen gereisten und hin und wieder vergoldeten Säus-
 len von Bronze, das größte Werk von Metall, das
 man kennt. Aber allenthalben, wo man nur hinblickt,
 sieht man kostbaren Marmor, schöne Statuen der Hei-
 ligen und Ordensstifter, worunter vorzüglich die vom
 h. Andreas gerühmt wird, Meisterstücke der Malerei
 im Original, oder im kostbarern unvergleichlichen Mos-
 saik, reiche Kapellen und stolze Denkmäler verstorbner
 Päb:



Päbste und Maieſtäten. Die Monumente der Mathildis und der Königin Chriſtine von Schweden, ſind die nächſten am Eingang, dieſes zur Rechten, ienes zur Linken. Der Königin Chriſtine Monument hat oben ein großes Medaillon von vergoldeter Bronze mit der Königin Büſte, und mit dieſer Handſchrift von vergoldeten Buchſtaben, umgeben: Christina Alexandra, D. G. Suec. Gothorum Vandalorumq. regina. Gleich unter dem Medaillon ſteht folgende Inſchrift auf ſchwarzem Marmor mit Goldbuchſtaben:

Christinae Suecorum Reginae
ob orthodoxam Religionem
abdicato regno, abiurata haeresi
pie susceptam

ac delecta Romae fede eximie cultam

Monumentum ab Innocentio XII. inchoatum
Clemens XI. P. M. absoluit Anno Sal. MDCCII.
Unten auf dem Sarge iſt ein ſchönes Baſrelief von weiſſem Marmor, das die Königin vorſtellt, wie ſie die Religion abſchwört. — Das andre, der Gräfin Mathildis Monument hat folgende Inſchrift:

Urbanus VIII. Pont. Max.
Comitiſſae. Mathildis. Virilis. Animi. Foeminae.

Sedis. Apoſtolicae. Propugnatrici.

Pietate. inſigni. liberalitate. celeberrimae.

huc. ex. Mantuano. Sancti. Benedicti

coenobio. translatis. offibus.

gratus. aeternae. laudis. promeritum.

mon. poſ. Ann. MDCXXXV.



Und auf dem Garge ist ein Basrelief von weißem Marmor, das Mathilde vorstellt, die dem Pabst die Füße küßt. Die übrigen sind päpstliche Grabmäler. Hinter dem Hochaltar ruhen Pabst Paul der dritte Farnese, und Urban der achte Barberini; ihre Grabmäler werden für die schönsten in Rom gehalten. Pauls des dritten von Jakob de la Porta ist unvergleichlich, aber zu wolüstig ausgeführt. Der Pabst von Bronze sitzt auf einer herrlichen Urne, auf der zwei marmorne Statuen ruhen, die nicht, wie einige sagen, die Klugheit und Gerechtigkeit, sondern das alte und neue Testament vorstellen. Jene ist eine alte verhüllte Matrone, die einen runden Spiegel in der Hand hält, worin ihr Gesicht sich abbildet, diese ein fast ganz entblößtes junges Mädchen, mit dem Schlüssel Petri in der Hand, in einer so natürlichen reizenden Lage, daß man für nöthig gefunden hat, einen großen Theil ihres Körpers mit einem Gewande von Bronze zu bekleiden. — Die Kuppel der Peterskirche hat den Umfang und die Größe eines neuen in der Luft schwebenden Tempels, und es scheint, daß der Künstler das Pantheon nachzuahmen, und die Idee des ersten Künstlers zu übertreffen gesucht habe. Kommt man auf das Dach der Kirche, so glaubt man auf einem Spaziergang sich zu befinden. Man geht, wie in Straßen, zwischen Geländern um die kleinern Kuppeln der Kapellen herum, weilt auf geräumigen Plätzen, findet Ruhebänke, wo man der schönsten Aussichten genießt, und in der Mitte steht ein Häuschen von mehreren Zimmern, wo ein Aufseher wohnt.

Von



Von dem Dach steigt man auf die Kuppel zwischen den Mauern auf. Sie hat nach der Kirche hinein zwei Geländer über einander, auf denen man herumgehen kann; das untere und weiteste hat 160 Schritt. Nach außen sind verschiedne Austritte; das schönste Geländer ist in der Spitze, am Fuß der sogenannten Laterne, die auf der Kuppel ruht. Von hier übersieht man die Herrlichkeit der Welt. Zu seinen Füßen die stolze Stadt, die vom Schicksal bestimmt zu seyn scheint, die Welt zu beherrschen. In grader fortlaufender Linie von dem Tempel an, den maiestätischen Platz vor demselben, die grade Straße zum Kastel, die Engelsbrücke, die die Aussicht schneidet, und den Tiberstrom ienseit der Brücke, der die Linie fortzieht. Die Stadt mit allen ihren Tempeln und Ruinen, vor dem schönen Amphitheater immer grüner Gebürge, zwischen welchen die angenehmen Städte Tivoli, Frascati und Albano liegen. An einer andern Seite hat man den Berg Monte Mario vor sich und hinter und neben demselben leuchten weiße mit Schnee bedeckte Berge hervor. Weiter hin die Apenninen, und endlich das Meer, von den aufgefangenen Sonnenstrahlen wiederglänzend. — Man kann noch höher steigen, aber nicht so bequem, bis in den Knopf, der für 15 Personen Raum hat.

Der Pallast des Vatikans, wo der Pabst im Winter wohnt, ist ein unermessliches Gebäude, in dem man 22 Höfe, 20 Haupttreppen, 12 große Säle, zwei prächtige Kapellen, die sirtinische und paullinische, und über 12,000 Zimmer zählt. Aber es ist auch aus lauter



Stücken, angefligten Flügeln, ausgebauten Ecken zusammengesetzt, ganz ohne Façade; viele einzelne Schönheiten zu einem unförmlichen Ganzen gebildet. Die Sixtinische Kapelle ist die, wo der Pabst in der stillen Woche Messe hört, und wo die Kardinäle zum Conclave bei einer Pabstwahl sich versamen, mit dem berühmten Gemälde, das Weltgericht, von Michael Angelo geziert, einem Gemälde, das viele Fehler haben soll, und das man doch bewundert, das die Einbildungskraft bewegt und in Erstaunen setzt, aber nicht gefällt wegen des Schauerhaften, das der Gegenstand zu erfordern schien. Unter den Höfen ist der Hof der Gallerien (delle loggie) der schönste. Die Gallerien der dritten Etage sind von Raphael al Fresco gemalt, ganz im antiken Geschmak. Das sind die berühmten Gemälde, die unter dem Namen Raphaels Logen allen Künstlern bekannt sind.

Außer der Vatikanbibliothek, wovon ich nachher unten zu reden Gelegenheit haben werde, ist im Vatikanpallast noch vorzüglich das Museum von Statuen sehenswert, das unter dem Namen, Museum Klementinum, bekannt ist. Groß ist die ganze Einrichtung dieses Museums. Man geht durch einen langen Vorfaal in einen prächtigen achteckten Hof, der mit offenen Hallen umgeben, mit Pilastern und alten Säulen und in der Mitte mit einer Fontaine, und einem Bassin von einem einzigen Stück Porphyrr, 60 Palmen (oder 44 Fuß) im Umkreise, geziert ist. Hinter demselben sind vier schöne Säle, deren einer unter

dem



dem izezzigen Pabst, Pius dem sechsten, angelegt ist, der izezt schon an dem fünften arbeiten läßt. Alle Säle sind mit den besten griechischen Statuen, die man in Rom entdeckt hat, besetzt, und durch die Sorgfalt des izezzigen Pabstes ansehnlich bereichert. Vorzüglich haben mir die drei in den Hallen des Vorhofs stehenden unnachahmbaren Meisterstücke, Antinous, Apoll und Laocoon gefallen. Antinous in gewöhnlicher Menschengröße steht mit der rechten Hüfte an einen Stamm gelehnt, welche daher vor dem Körper und den Füßen hervorgebeugt ist. Den Kopf hält er etwas niedergebeugt, in seiner gewöhnlichen denkenden Stellung. Ueber die linke Schulter hängt ein Zipfel des Gewandes, das sich hinter dem Arm herumschlägt und über die Hand niederhängt, aber die Hand und dieser letzte Zipfel des Gewandes fehlen. Der ganze andre Arm fehlt und die Beine sind aus Stücken zusammengesetzt. Man kann den schönen jugendlichen fleischigten, und doch nicht fetten Körper nicht genug bewundern, und die ganze Stellung ist meisterhaft. Die Gesichtsbildung ist von dem Kopf des Antinous, der in Adrians Ville gefunden ist, und izezt in Frascati steht, verschieden und vermutlich nicht die wahre. — Apoll, denkt mich, übertrifft noch diese Statue, und ist, nebst der mediceischen Venus zu Florenz, das schönste, was ich gesehen habe. Er steht in der maiestatischen Stellung eines Gottes, mit einem jugendlichen, frohen, göttlichen Gesicht, mit der rechten Hand, die er offen hält, auf einen Stamm gelehnt, doch ohne sich zu stützen, und den linken Arm ausge-

G

strekt.



streckt. Ueber den Arm hängt bis auf die Mitte der Statue ein Gewand in schönen Falten herunter, das nur die Beugung im Ellbogen bedeckt und in der Hand hält er einen Bogen, davon aber nicht mehr als das Stück in der Hand übrig ist. Ueber diesen Arm hin hat er das Gesicht gewendet, als den Bogen anschauend. Das Gewand liegt um den Hals und fällt auf den Rücken herunter, ist aber mit einem Bande von der ganzen rechten Seite zurückgebunden, damit auch an diesem Theil des Körpers der Meister seine Kunst beweisen konnte. An einem Riemen, der von der rechten Schulter unter den linken Arm weg über die Brust geht, hängt auf der Schulter der Köcher, und an derselben Seite über der Hüfte ist eine kleine Erhöhung, wo etwas abgebrochen ist, das man an dem Ueberbleibsel nicht mehr erkennt. Die Haare, die frei herabhängen, machen bloß über der Stirn eine Schleife. Um den Stamm zur rechten Seite windet sich eine Schlange auf. An den Füßen trägt er den Eochurn. Die Beine und die Arme sind aus Stücken zusammengesetzt; sonst ist die Statue noch ungemein gut erhalten. Der Gott scheint eben von dem Himmel auf die Erde herabgekommen zu seyn, um sich in seiner Majestät zu zeigen; so leicht ist die ganze Stellung. Er scheint von der Seite, wohin er sieht, wegzugehn. Die ganze Gestalt ist eines unter die Götter aufgenommenen Menschen würdig. — Die Gruppe vom Laocoon ist wegen ihrer zu mannigfaltigen Schönheiten schwer zu beschreiben. Sie war, wie man aus Plinius weiß, der sie

das vollkommenste Werk der Bildhauerkunst nennt, 400 Jahr vor Christi Geburt von Agasander, Polydor und Athenodor gemeinschaftlich gemacht, war verloren und ward im Jahr 1506 im päpstlichen Garten Belvedere wiedergefunden. Laocoon, Priester Apolls, sollte im troianischen Krieg, weil kein Neptuns Priester da war, Neptun versöhnen. Neptun, der ihn haßte, ließ, da er am Meer opfern wollte, zwei Schlangen von der Insel Tenedos auf ihn schießen. Er flieht, um seine beiden Söhne zu retten, wird aber erreicht und mit ihnen von den Schlangen getödtet. Das ist die Vorstellung dieser Gruppe. Der Vater auf einen Stein hingeworfen, in der Mitte seiner beiden Söhne, sitzt in dem stärksten Ausdruck von Schmerz, Verzweiflung und Todeskampf. Er beugt den Körper vorwärts, und man sieht an den Muskeln des ganzen Leibes, mit welcher Anstrengung, der letzten Kraft eines Sterbenden, er sich bemüht, mit den Händen, der rechten über dem Kopf, der linken an der Seite, die Schlange, die ihn umfaßt und in die linke Seite beißt, von sich zu reißen. Er scheint aber den Stich zu empfinden und schreit vor Schmerz und Wuth. Eben der Ausdruck ist in den Söhnen. Der zur Rechten, der von der zweiten Schlange in die rechte Seite gebissen wird, leidet schon mehr als sein Bruder und ist dem Tode näher. Er faßt den Kopf der Schlange, um sich von ihr zu befreien. Der Bruder zur Linken, der von derselben Schlange, die den Vater beißt, gehalten wird, blickt voll Mitleid und Angst zu seinem sterbenden Vater auf. —



Die ganze Gruppe ist alt, den in die Höhe gehobnen Arm des Vaters ausgenommen, der von Michael Angelo nur in Thon ergänzt und nicht vollendet ist. — Das neueste der folgenden Zimmer ist ein runder gewölbter von Pius dem sechsten angelegter Saal, den Musen geweiht. Die Musen sind nicht von einer Serie, auch nicht von gleicher Größe und zu gleicher Zeit gefunden. Urania und Apoll, in übernatürlicher Größe stehen gegen einander über. Urania steht mit der Weltkugel in der Hand in einer schönen Stellung und mit lächelndem Blick. Apoll steht an der andern Seite in eben dem majestätischen Gang, als in der ersten Statue im Vorhof. Er ist mit einem langen Gewand bekleidet, das unter der Brust mit einem Gürtel gebunden ist, und so wie er geht, zurückweht. Ein Riemen, der von der rechten Schulter herabgeht, hält an einem Ring eine Leier, auf der er spielt. Beide Hände sind neu. Sein Haupt ist mit einem Lorbeer gekrönt, und mit dem Gesicht schaut er stolz und froh gen Himmel. Die Statue macht einen großen Effekt. Noch zwei andre Statuen sind von derselben Größe, eine Muse, ganz eingehüllt und ohne Kennzeichen, und eine andre auf einer Harfe spielend. Die übrigen sind fast um die Hälfte kleiner und alle bekleidet. Sie gehören nicht unter die ersten Werke der Kunst, und ihre Attribute sind bei den meisten, die drei großen Statuen der Musen, und die tragische Muse nebst zwei andern ausgenommen, neu hinzugefügt, weil ihnen beide Arme gefehlt haben.

Der Garten Belvedere enthält jetzt so wenig, wie
der



der große Garten des Vatikans, kostbare alte Statuen.

Der neue Pallast, in welchem jetzt der Pabst residirt, ist ein Flügel der ganzen Masse. Sein gewöhnliches Zimmer ist eine kleine Stube mit einem Schreibtisch, mit rothem Sammt angeschlagen, ohne allen andern Schmuck.

Der Sommerpallast des Pabsts, a Monte Cavallo, ist weniger merkwürdig und ebenfalls bekannt genug.

Das päpstliche Zeughaus ist unter der Vatikansbibliothek. Ich fand es besser, als ich es mir vorstellte, und in sehr guter Ordnung. Für 20,000 Mann ist Gewehr vorrätzig, freilich zum Theil altes, und 500 Kürasse, wovon so viele polirt sind, als die Schweizergarde bei Feierlichkeiten ungefehr braucht. Einen sonderbaren Kontrast machen die päpstlichen Wapen mit Petri Schlüsseln, unter der Armatur aufgestellt.

Unten neben der Peterskirche ist die Mosaikfabrik. Die Komposition ist von Glas, das purpurroth ausgenommen, das eine eigne Komposition ist, und das Pfund einen Scudo kostet. Fleischfarbe kostet wegen des venetianischen Roths, das dazu gehört, das Pfund neun Paoli, (1 Rthlr. 6ß.) Man hat 12,000 Sorten und Schattirungen von Farben, hell und dunkel. Die Arbeit geht sehr langsam. Die Stücke sind feinere und gröbere viereckte Streifen, die zusammengesetzt werden, und in der Ferne als ein punktirtes Gemälde aussehen. Der Grund ist eine Art grauer Sand-



stein, Peperino; man hauet ihn in lauter Furchen ins Quadrat, darauf wird ein grauer Teig, so wie man weiter arbeitet, festgelegt, und in den Teig, dessen Verrfertigung ein Geheimnis ist, werden die Stifte oder Farben befestigt. Auf den Teig wird das Gemälde stückweise nach einem Maasstab kopirt und mit Kreide gezeichnet. Wenn alles fertig und hart ist, wirds geschliffen. An einem großen Gemälde, als einem Altarblatt, arbeiten drei Personen ungefehr sechs Jahr.

Unter den unendlichen Kirchen in Rom ist unstreitig keine, die mehr Bewunderung und Erstaunen erregt, als die vorher beschriebne Peterskirche. Aber auch keine, die so etwas unaussprechlich Süßes, Feierliches, Unendliches in der Seele erweckt, als das Pantheon, jetzt die Rotunde oder S. Maria ad Martyres. Der Portikus mit einem Walde hoher Granitsäulen aus Einem Stück, das Dach, das hohe Thor von Bronze, ist ganz Maiestät, und das Inwendige, die schöne reine Form, aus der man durch die weite runde Oefnung, durch die einzig das Licht hineinleuchtet, zum blauen heiterm Himmel emporschaut, der freie große Raum, der hohe Kreis forinthischer Säulen, der ihn mit entzückender Schönheit umgibt, ist ganz Himmel. In den Nischen stehen neben andern berühmten Männern die Büsten der unsterblichen Raphael, Caracci, und unsers Mengs und Winkelmanns. Die Treppe, die aufs Dach hinaufführt und vor der Kirche ihren Eingang hat, hat 152 Stufen von sieben Zoll. Dann gehen noch 42 Stufen von zehn bis elf Zoll von außen über



über das Gewölbe, bis zu der Oefnung. Das Auge verliert sich und man fängt an zu schwindeln, wenn man in den Tempel hinuntersieht. Nur die Spitze ist noch mit dicken Platten von Bronze gedeckt, und das Gesimse unter der Oefnung von Metall, das vergoldet war. Alles übrige Kupfer ist abgenommen, und mit Blei vertauscht, auf dem die Wapen der Päbste Nikolaus des fünften, vom Jahr 1451, und Klemens des achten vom Jahr 1601 stehen. Der Umfang des Dachs oder Gewölbes hält unten 216 bis 220 Schritte. Am Feste S. Josephs im Merz wird in der Kirche die Messe mit Musik gefeiert, die, auch wenn sie schlecht ist, wie sie zu seyn pflegt, ein unvergleichliches Echo macht. Bei Gelegenheit der Festlichkeiten über die Geburt des Dauphins, sah ich zwei Abende den Platz vor der Kirche mit einer Reihe Pechtonnen erleuchtet, die auf die prächtigen Säulen des Tempels einen Schein warfen, und ein Gemisch von Helldunkeln machten, an dem ich mich nicht satt sehen konnte. Die vordern Säulen ganz im Licht, die hintern immer dunkler, bis das Gesicht sich in einen schwarzen Schatten verliert, der den Hintergrund macht.

S. Stefano Rotundo, S. Agnese vor der Porta Pia, und der kleine Tempel der Vesta bei S. Maria in Rosmedin sind gleichfalls rund und gewölbt, und entzücken noch, wenn man auch die Rotunde schon gesehen hat.

Für die Dänen ist S. Maria transpontina merkwürdig, worin des h. Knuths Kapelle ist. Die



Altartafel stellt den h. Knuth vor, der in königlicher Kleidung mit einem hermelinen Mantel und einer Krone vor einem Altare knieet. Zur rechten Seite der Kapelle steht folgende Inschrift:

D. O. M.

Christianus Paynk Danus

ecclesiae cathed. olumucensis olim canonicus

Sacellum hoc

ac rev. D. Antonio tit. S. Onuphrii S. R. E.

card. Barberino

a rev. P. Theodoro Stratio carmelit. cnali donatum, sibi que uti familiari largitum,

S. Canuto IV. Danorum Regi ac Protomartyri

cui primus Anno Dni. MDCXL

ut divinus cultus in urbe decerneretur obtinuerat

ex voto dicavit

demum decentius exornatum suae nationi nuncupari voluit atque in sepulcrum pro se et cunctis

Daniae Catholicis

Romae decedentibus elegit et gratis obtulit

Anno Salutis MDCLXXXVI.

Unten am Fuße des Altars ist auf einen runden weißen Marmorstein eingegraben:

D. O. M.

Solis Danis

in urbe fideque Romana

obeuntibus monumentum.

Anno Dni. MDCLXV.

Die Kirche S. Klemente ist darum merkwürdig, weil sie die einzige nach alter morgenländischer Art gebaute Kirche in Rom ist. Der Hochaltar steht frei von allen Seiten: der Platz, auf dem er steht, der das Allerheiligste vorstellt, ist einige Stufen, wie alle Altäre, erhöht. Vor demselben ist ein mit einem Geländer eingeschlossener Platz für die Geistlichkeit. Der übrige Teil der Kirche ist fürs Volk, und oben eine Loge für das Frauenzimmer.

Von den übrigen neuern oder neu aufgeschmückten Tempeln hat mir keiner mehr Eindruck gemacht, als die Karthause, in den alten Ruinen von Diokletians Bädern aufgeführt. Sie gefällt und setzt bei dem Eintritt in Erstaunen, bei allen Unregelmäßigkeiten des Gebäudes, das sich nach den alten Mauern richten mußte, und ist, wie alle Karthausen, reich an Marmor, Gold und Gemälden. Es ist zu ihrem Lobe genug, daß Michael Angelo sie eingerichtet hat. Sonderlich hat das Schif der Kirche, welches vormals der große Saal der Bäder war, eine Majestät, die gleich beim ersten Blick hinreißt. Auf dem Boden ist die schöne und kostbare Mittagslinie von Franciscus Bianchini gezeichnet.

Die meisten Ueberreste der alten römischen Herrlichkeit liegen auf und neben dem Kampo Vaccino unter dem Kapitol bei einander. Die beiden hohen korinthischen gereiften Säulen stehen in der Mitte, die von jedem Künstler bewundert, gemessen und gezeichnet werden und allen unnachahmbar sind. Der Triumph



bogen Severi, die stolzen Reste des Friedenstempels, die Ruinen des kaiserlichen Pallastes, in denen man sich wie in einem Irrgarten verliert, der dem Antiquar und Künstler gleich schöne und wichtige, obgleich verfallene Ehrenbogen Titus, der ihm nach Vessiegung der Juden errichtet ward, schließen diesen freien Platz ein, und von dem einen Triumphbogen zum andern ist eine Allee junger Bäume geführt. Sobald man durch Titi Bogen kommt, hat man die erstaunenden Mauern von dem unermesslichen Amphitheater Flavians, il Koliseo, vor sich, dem größten prächtigsten Gebäude, das der menschliche Verstand erfinden konnte. Wenn man unten an den Mauern steht, ist die Höhe auf gewisse Weise unabsehlich; das Auge reicht wenigstens nicht, sie abzumessen, wenn sie sie gleich absehen kann, und Marcuslinus, (l. 16. p. 77) hat nicht Unrecht, *ad eius summam aegre visio humana ascendit*. Man kann sich von der Größe und Majestät nur einen Begriff machen, wenn man es selbst sieht, und nur dann kann man sich in der That überzeugen, daß nichts übertrieben ist, was die Alten von dem fast übermenschlichen Unternehmungen dieses Baus gesagt haben. Die Außenmauer besteht aus vier Säulenordnungen über einander, wovon die drei untersten mit Säulen und offenen Arkaden, die obersten mit Pilastern besetzt sind. Diese Arkaden sind die Oefnungen zu doppelten Reihen Hallen, die in allen Etagen rings herum gehn. In der zweiten Etage maß ich diese doppelte Halle noch 18 Schritt breit, und die Pilaster in der Mitte, die das Gewölbe tragen, können



nen von zwei Menschen kaum umfaßt werden. So viel ich aus den Ruinen erkennen konnte, bestand das Innwendige des Amphitheaters aus drei Absätzen. Nach einigen Reihen Sitzen übereinander folgte eine Terasse oder ein freier Raum, dann war eine Mauer in die Höhe geführt, in welcher die Oefnungen oder Thüren waren, aus denen man nach der Terasse niederging; über dieser fing dann die zweite Reihe von Sitzen an und so fort. Der einzige zweite Portikus ist noch erhalten und gibt eine unbeschreibliche Idee von Größe. Die Arena ist mit Schutt aufgehäuft, die unterirdischen Behältnisse für die wilden Thiere sind zugegraben, die Sitze theils verfallen, theils weggebracht, das Gewölbe eingestürzt, die marmornen Treppen weggeschleppt, und die ganze Hälfte beinahe bis zur Erde demolirt. — Jetzt ist das Amphitheater — das sollte man sicher nicht rathen — der Sommerpallast der Bettler und das Magazin der Puzzolanerde. Man sieht des Sommers die Bettler bei Schaaren sich in diesen Ruinen versamlen, in welchen sie schlafen. Man kann auch zum Begleiter, wenn man durch die Ruinen herumklettern will, keinen bessern als einen Bettler oder Bewohner derselben wählen. In den untersten Gewölben wird Puzzolana bewahrt. — Von dem Koliseo geht der Weg zur Seite unter Konstantins des Großen Ehrenbogen durch, der von den Päbsten unterhalten ist, und von allen Seiten einen schönen Anblick macht. Zwischen beständigen Ruinen von Tempeln, Bädern, Pallästen, Wasserleitungen, neben den erstaunenden Resten der warmen Bäder

der



der Karakallas, die Ueberbleibsel einer zerstörten Stadt zu seyn scheinen, kommt man endlich an das Thor S. Sebastiano, das noch in den Ringmauern der Stadt steht. Man kann keinen angenehmen und unterhalten: dern Spaziergang machen, als diesen. Um die Mauer der Stadt zur Rechten des Thors hat man keinen langen Weg bis zum Thore S. Paolo, und erblickt da eins der schönsten Monumente, die Pyramide des Cestus, eine ägyptische Pyramide im Kleinen und in der vollkommensten Nachahmung. Man muß sie bei dem Schein der Fackeln sehen, um ihre ganze Schönheit zu empfinden.

Ueberhaupt machen die alten Ruinen und Gebäude bei dem schwächern Schein des Mondes oder der Fackel einen neuen und romantischen Effekt als bei dem Licht des Tages. In dem Koliseo brachte ich einst bei Mond: schein einen meiner vergnügtesten Abende zu. Es war Vollmond und ein überaus klarer Himmel. Der Mond warf über die eine halb niedergerißene Seite des Amphitheaters sein Licht auf die gegenüberstehende, die noch in ihrer ganzen Höhe steht. An der einen Seite also der dunkelste Schatten, der allmählig sich verlor, je näher man der gegenüberstehenden kam, und an dieser dann völliges Licht. Dann selbst in dieser prächtig beleuchteten Mauer wieder dunkle Grüste, nämlich die vormaligen Logen des Theaters. Am Ende des Gebäudes zwischen zwei hohen melancholischen Steineichen brannte eine einsame Lampe über dem Häuschen und der Kapelle eines Einsiedlers. Zwischen den Mauern
und



und unter den gewölbten Gängen lagen Schaaren von armen Leuten, die hier ihre Nachtherberge hatten. Und in einiger Entfernung schlug unermüdet die Nachtigall. Ich weilte bis nach Mitternacht mit unbeschreiblichem Vergnügen unter dieser Pracht der Verwüstung.

Es kommt mir immer, wenn ich die Ruinen Roms ansehe, unglaublich vor, daß die Gothen aller dieser Verwüstung Ursach seyn sollten. Die Zeit würde freilich weit mehr erhalten haben, wenn nicht Menschenhände den Ruin befördert hätten; die Gothen mögen mit geholfen haben, aber sie scheinen Nachfolger gehabt zu haben, die sie in dem Zerstörungsgeist übertrafen. Als der päpstliche Sitz nach Avignon verlegt war, brauchte man die alten Mauern bei den innern Unruhen zur Vertheidigung, und riß ein, um von den Materialien feste Thürme aufzubauen. Dergleichen stehen noch ein paar bei S. Martino in Monte. Und man weiß, welche Verwüstungen selbst die Päbste gemacht haben. Paul der fünfte lies die Hälfte des Koliseum niederreißen, um einen Pallast aufzubauen; Urban der achte das Kupfer von der Rotunde brechen, dessen doch die Gothen geschont hatten, um die Säulen des Hochaltars in S. Peter und Kanonen davon zu verfertigen. Und die schönsten Kolonnen der Kirchen, in S. Peter, S. Maria Maggiore, S. Paolo und Lorenzo vor der Mauer, des heil. Kreuzes von Jerusalem, S. Sebastiano u. s. w., was sind sie anders als Raub der alten Tempel? So beschuldigt man auch die Gothen, daß sie die vielen Löcher in das Koliseum, die antoninische
und



und troianische Ehrensäule und andre Denkmäler gehauen haben, um das Erz herauszuheben, damit die Steine zusammen gefügt gewesen seyn sollen. Aber warum richteten sie doch ungeheure Gerüste auf, ohne welche es doch nicht möglich gewesen wäre, an die Höhe dieser Gebäude zu reichen, und ließen des ungeachtet das Kupfer auf der Rotunde, und die bronzenen Thüren des Pantheons und der Kirche S. Kosmo e Damiano auf dem Campo Vaccino, die sie mit leichterer Mühe hätten nehmen können? Eine weit wahrscheinlichere Ursach der Verwüstung ist die Nachlässigkeit der Eroberer Roms gewesen, die alten Gebäude vor der Zeit, die alles zerstört, zu schützen. Zwischen den großen Quadersteinen der stärksten Gebäude, als Cesti Pyramide, bringt der Wind Staub und Saamen, es wächst ein Strauch, aber der ein Baum wird und Felsen sprengt. Kommt dazu ein Erdbeben, von dem Rom nicht verschont geblieben ist, so stürzt das ganze Gebäude zusammen.

Ueber den Zustand der Gelehrsamkeit in Rom.

Was Gelehrsamkeit betrifft, so sind die Römer, und sie vielleicht mehr, als die übrigen Italiener vor uns Deutschen ein Jahrhundert zurück. Die Ursach liegt wol, wenigstens größtentheils darin, weil sie keine fremde Sprache lernen, und selten über die Grenzen ih-



res Vaterlands kommen, also nichts kennen, als was ihr eigener Boden hervorbringt.

Das Lieblingsstudium der Römer ist Antiquitäten, sowohl heidnische als christliche, und das ist das einzige Fach, worin sie Hauptwerke liefern. Allenthalben, wo man kommt, findet man Sammlungen von alten Münzen, oder von alten Inschriften in Marmor, oder von alten Idolen, oder von Töpferscherben, die mit dem Namen des Meisters und des Consulats geziert sind. Sie haben dazu einen unaufhaltbaren Trieb. Daher ist der Handel mit Antiquitäten hier ein sehr ergiebiger Handel. Im Großen lassen sie fremde Prinzen, oder der Pabst aufkaufen, und sie gehen ins päpstliche Museum, oder nach England und Rußland. Kleinere Sammlungen macht dann der Privatmann, und es ist fast keiner, der nicht zu seinem Steffenpferde einen Zweig der Altertümer gewält hätte. Der Bauer samlet Münzen und Steine, und verkauft sie an Antiquitätenkrämer in der Stadt, die sie in Boutiken ausstellen und von dem Handel leben. Andre ahmen sie in Pasta, oder in Gips nach; andre machen Schwefelabgüße nach den alten Formen und gewinnen gut ihren Unterhalt.

Was besonders die morgenländische Litteratur anbetrifft: so irrt man, wenn man in Rom große Gelehrte zu finden hofet, unter denen man die morgenländischen Sprachen besser als in unserm Vaterlande studiren könnte. Man sieht freilich Leute von allen Nationen; die Propagande, (Kollegium de propaganda fide)



fide) allein hat funfzehn Sprachen vereinigt; es ist ein griechisches, ein armenisches, ein koptisches, ein maronitisches, ein melchitisches Kloster in Rom. Das klingt vortreflich! Aber alle diese Morgenländer sind entweder als Kinder nach Rom gekommen, um hier auf römisch unterrichtet und erzogen zu werden, oder sie sind Ungelehrte, Kaufleute, die die Sprache nur mechanisch wissen, wie sie im gemeinen Leben gesprochen wird. Die orientalischen Mönche sind die freundschaftlichsten, liebenswürdigsten Leute, aber ihre ganze Gelehrsamkeit schränkt sich auf ihre Gebete und Psalmen ein. Sie sind nicht im Stande, selbst die nicht, die als Lehrer bei den Kollegiis gebraucht werden, ein leichtes historisches Buch, ohne Anstos und Fehler zu übersezen, und sie haben selten Beurteilungskraft genug, um ihre Fehler einzusehn. Die beiden neuarabischen Briefe, die Niebuhr in seiner Beschreibung Arabiens im Kupferstich liefert, konnte mir keiner ganz lesen. — Unter den Römern ist vollends keiner, bei dem man große orientalische Gelehrsamkeit findet. Die Ursache davon liegt vielleicht in der Trockenheit dieses Studiums selbst, die es dem lebhaften Italiener zum unangenehmen Studium macht. Unter allen, die ich kennen gelernt habe, hat P. Georgi, Generalprokurator der Augustiner, das Meiste in diesem Fach gethan, ein alter liebenswürdiger Greis, von weitläufiger Belesenheit und vortreflichem Gedächtnis; nur hat er zu viel Sprachen studirt, als daß er Eine hätte zur Vollkommenheit bringen können.

Aber



Aber sind wenig wahre Gelehrte in Rom: so ist der freie und ungestörte Gebrauch der unschätzbaren Bibliotheken für einen Fremden hinreichender Ersatz. Diese enthalten unendliche und größtenteils unbekannte Schätze aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, die alle meine Erwartung übertroffen haben, und die sicher einem jeden Gelehrten seine Reise nach Rom vollkommen belohnen, wenn er auch nicht die ausgebreitete Gelehrsamkeit findet, die er erwartete. Freilich macht der Römer selbst kaum Gebrauch von diesen Schätzen, wie er ihn wol machen könnte, und daher trift man in den meisten Bibliotheken alles untereinander geworfen und verwirrt an; aber doch läßt sich diese Unbequemlichkeit, wenigstens größtenteils, durch die Gefälligkeit der Römer überwinden, die ihre Schätze bloß für die Ausländer und für die Nachwelt zu sammeln scheinen, und allen Fremden den ungestörtesten Gebrauch verstatten, den man verlangen kann.

Baretti in seiner Beschreibung der Sitten und Gebräuche in Italien (1781) Th. I. S. 186 hat gewis Unrecht, wenn er den allgemeinen Ausspruch thut: „Niemand mus die Italiener für so dumm ansehen, daß sie ihre Bibliotheken bloß zur Schau halten, oder nur um des Vergnügens willen, Motten und Mäuse damit zu füttern. Man findet in denselben viele Gelehrte, aber sie haben nicht Gelegenheit sich durch Schriften bekannt zu machen, weil sie nicht alle einen König von Preußen zum Beschützer haben.“ Wo sollte man wol, wenn das seine Richtigkeit hätte, eher Gelehrte suchen,



suchen, als auf der Vatikanbibliothek? Und ich versichre, daß ich in den funfzehn Monaten, die ich dort studirt habe, auch nicht ein einzigmal einen römischen Gelehrten angetroffen habe. Wißen doch die Römer selbst nicht, was ihre Bibliotheken enthalten, und erstaunen, wenn Fremde ihnen eine neue Entdeckung bekannt machen? Aus der kostbaren Barberinischen Bibliothek wird von Zeit zu Zeit — ich bin des Augenzeuge — ein Wagen mit Büchern weggeschafft, die von Mäusen, die dort in vollen Schaaren residiren, und vom Regen zerstört sind. Aber das ist eben so wahr, und unleugbar, was Baretti daselbst S. 257 sagt: „Niemand kann mit Grund den Italienern das Verdienst absprechen, daß sie Talente begünstigen, wo sie sie finden, ohne den mindesten Zwang, ohne darauf zu sehen, ob diejenigen, die sie besitzen, Eingeborne oder Fremde, Orthodoxen oder Heterodoxen sind.“ Und das macht ihrem Charakter unendlich mehr Ehre, als wenn sie sich Verdienste andichten und damit prahlen wollten.

Die vorzüglichste aller Bibliotheken in Rom ist ohne Widerspruch die vatikanische. Alfemanni erzählt in der Vorrede zu dem Katalog der Bibliothek, ihre Geschichte also. Die erste Sammlung ward von Konstantin dem Großen veranstaltet, der viele Handschriften aufkaufen oder kopiren ließ, um sie in den Verfolgungen vor ihrem Untergang zu schützen. Zu des h. Gregorius Zeiten war sie schon so angewachsen, daß nach seinem Bericht in der Epistel an Eulogius von Alexandrien, die spanischen Bischöfe seine moralischen Werke nicht



nicht herausfinden konnten. Nachher nahmen die Päbste diese Bibliothek in Besitz, die sie bei ihrer Residenz im Lateran aufbewahrten und von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrten. Von Klemens dem fünften ward sie nach Avignon gebracht, wo sie 112 Jahre stand, und Martin der fünfte brachte sie im Jahr 1417 wieder nach Rom zurück auf den Vatikan. Nikolaus der fünfte bereicherte sie mit den Ueberbleibseln der kaiserlichen Bibliothek, die er nach der Eroberung von Konstantinopel von den Plünderern erkaufte. Sixt der fünfte verschönerte ihre äußere Einrichtung, und schenkte ihr den schönen Saal, wo sie jetzt steht, und eine Druckerei, die hernach an die Propagande gefallen ist, als die mediceische weggebracht wurde *). Leo der zehnte ließ eine reiche Sammlung griechischer Werke durch Faustus Sabäus, und Pius der vierte verschiedene orientalische Bücher und Handschriften durch Onuphrius Panvinus und Franciscus Avagnaco aufkaufen. Von Pius dem fünften ward das vatikanische Archiv mit der Bibliothek vereinigt, und ihm ein besondrer Saal bestimmt. Es soll eine unglaubliche Menge der wichtigsten Dokumente enthalten, ist aber schlechterdings unzugänglich. Paul der fünfte ließ schon den großen Saal, der 311 Palmen (oder 227 Fuß) lang ist, mit zwei Nebenzimmern zur Rechten vermehren, und Urban der achte ein andres zur Linken einrichten, in welchem die heidelbergische Bibliothek, die Gregor dem 15ten von Maximilian von Baiern ge-

*) Siehe oben S. 71.



schenkt war, aufgestellt wurde. Klemens der Siebente bereicherte sie mit den Handschriften der Bibliothek von Urbino, und Alexander der achte mit 1900 Handschriften aus der Bibliothek der Königin Christina Alexandra von Schweden, die gleichfalls in besondern Zimmern stehen. Diese Sammlungen werden durch die Beinamen, Bibliotheca Palatino-Vaticana, Urbino-Vaticana, und Alexandrino-Vaticana bezeichnet. Klemens der elfte, der sich außerordentlich für den Zuwachs und die Verschönerung der Bibliothek beeiferte, vermehrte sie mit 64 morgenländischen Handschriften des Abraham Echelensis, und mit 77 koptischen, arabischen und ethiopischen des Peter della Valle. Er selbst schickte die beiden berühmten Elias und Joseph Simon Assemani, in den Orient, um für die Bibliothek aufzukaufen, und kurz vor seinem Ende erhielt er noch 61 orientalische Handschriften von Andreas Scandari, einem maronitischen Bischof, die sein Nachfolger, Innocens der 13te aufstellen lies. Von letzterem hat sie ihre iezigen Einrichtungen und Gesezze, und 138 unvergleichliche etruscische Vasen, nebst dem albanischen Münzkabinet erhalten. Endlich schenkte ihr Benedikt der 14te, außer verschiednen Münzsammlungen, 3300 Handschriften der othobonischen Bibliothek, und lies die meisten orientalischen Sachen der ganzen Bibliothek in ein besondres Zimmer zur Rechten des großen Saals bei einander aufstellen.

Die Größe und die Verzierungen des Gebäudes entsprechen der Kostbarkeit der Bibliothek. Außer dem großen

großen sirteinischen Saal, der 311 Palmen (227 Fuß) lang ist, gehören eine Menge Nebenzimmer zur Rechten und Linken dazu. Der Saal ist ein Gewölbe und an den Wänden mit schönen Gemälden al Fresco von berühmten Meistern bemalt, die die Erfindungen der verschiedenen Schriftarten, die vornehmsten Bibliotheken, die Kirchenversammlungen und andre die Gelehrsamkeit betreffende Gegenstände vorstellen. Diese Gemälde, so schön sie sind, tragen das ihrige dazu bei, daß man den Saal für nichts weniger als eine Bibliothek halten sollte, da ohnehin alle Bücher in niedrigen Schränken unter den Fenstern und um die Pilaster, die das Gewölbe tragen, versteckt sind. Den Fremden zeigt man gewöhnlich gegen das gebräuchliche Geschenk von drei Paoli, (18 Pfl.) ein griechisches Evangelienbuch mit Goldbuchstaben, und ein paar andre Handschriften, eine vortrefliche Säule von orientalischem Alabaster, elf Palmen (acht Fuß) hoch, die unter Alexander dem achten bei der appischen Straße ausgegraben ward, ein Stük der unverbrennbaren Leinwand, Asbest, die in einer schönen Urne verwahrt wird. Sie zündet leicht und läßt sich auch leicht auslöschen; das Feuer macht sie statt zu verzehren, weißer und schöner. Ferner eine Sammlung christlicher Antiquitäten aus den Katakomben, die in den letzten Nebenzimmern zur Linken aufbewahrt wird, und das Münzkabinet, im letzten Zimmer zur Rechten, das ietzt unter Anführung des Bibliothekers, Kardinals de Polada, ganz neu ausgebaut, mit kostbarerem Marmor geschmückt und durch



eine schöne Treppe mit dem Museo Capitolino verbunden wird. Ein andres kleines Nebenzimmer wird jetzt gebaut und soll bloß für die Kupferstiche bestimmt werden.

Die Oberaufsicht über die Bibliothek wird allemal einem Cardinal anvertraut, der den Titel eines päpstlichen Bibliothekars führt. Der iezige ist der Cardinal Francesco Xaverio de Zelada, ein sehr gefälliger Herr und ein großer Freund der Wissenschaften, der selbst eine schöne Bibliothek und eine große Naturalien- und Antiquitäten-Sammlung besitzt. Ihm sind zwei Prälaten, als Rustodes unteraeordnet. Die iezigen sind beide betagte Männer, Stefano Evodio Assemani *), der bei der Bibliothek wohnt, und Suggini; beide haben sich durch Schriften bekannt gemacht. Unter ihrer Aufsicht stehen die Schreiber, von denen für jede Sprache einer, für einige, als die griechische, zwei bestimmt sind, und die beiden Scopatori oder Ausfeger und Aufwärter, alle Abati **). Ein Schreiber bekommt monatlich funfzehn Scudi oder Speciesthaler und hat sehr wenig zu thun; ein Rustos wöchentlich 30 Scudi, und hat allem Anschein nach gar keine bestimmte Arbeit. Die Aufwärter verdienen viel Geld

*) Assemani ist den 24ten November 1782 gestorben. Sein Nachfolger ist Monsignor Reggio.

**) Das heist, nicht alle Geistliche und Abati im eigentlichen Verstande. Sie werden nur Signor Abate genannt, weil sie alle in geistlicher Kleidung, schwarz mit Mänteln gehn, welches in Rom sehr gewöhnlich ist.



Geld von den Fremden, die sie in der Bibliothek herumführen. Daher sind sie auch täglich da: die Kustoden und Schreiber kommen selten, und letztere beschäftigen sich, wenn sie da sind, gegen die Gesezze, mit fremder Arbeit; und die Bibliothek bleibt in Unordnung. Sie haben außer den vielen Ferien, die sie sich selbst nach ihrem Belieben oder bei schlechtem Wetter machen, alle Festtage und Donnerstage, und den ganzen Sommer hindurch, vom 15ten Junius bis zum neunten November rechtmäßige Vakanz.

Für die Kustoden und Schreiber der Bibliothek und für die Studirenden ist ein eignes schönes Zimmer vor dem Eingang. Man erhält jedes Buch und jedes Manuscript, das man verlangt, in das Studierzimmer und braucht's nach Bequemlichkeit *). Die Schlüssel zu den Handschriftenschränken haben die Kustoden. Auch in den Ferien kann man durch ein Geschenk an die Aufwärter leicht Zugang erhalten, und studirt diese Zeit über bequemer und ungestörter, weil man allein ist, und sich den besten Platz im Zimmer wählen kann. Ich bin oft ganz allein auf der Bibliothek gelassen worden,

H 4

wenn

*) Jetzt, nach Ussemanis Kode ist der Gebrauch der Bibliothek in Ansehung der Handschriften sehr eingeschränkt. Man muß erst beim Kardinal Zelada in einem Memorial um Kommunizirung des verlangten Manuscripts bitten. Hierüber wird der Bericht der Kustoden eingefodert, und sodann erhält man zwar die Erlaubniß die Handschrift zu sehen und zu brauchen, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbot, nichts dabey zu kollationiren und noch weniger auszuschreiben.



wenn die Aufwärter andre Geschäfte hatten, oder zu haben vorgaben. Ich ging dann, wenn ich lang genug studirt hatte, in den schönen Sälen auf und nieder und empfing die Fremden.

Das einzige, was den Gebrauch dieser vortreflichen Bibliothek einschränkt, ist der Mangel eines Bücherverzeichnisses. Zwar haben die Schreiber schon lange, schon seit Innocens des 13ten Zeit, über 60 Jahre also dran gearbeitet; aber theils die Menge der Bücher, theils und hauptsächlich ihre Liebe zur Bequemlichkeit hindert sie, merklich weiter zu kommen. Im Jahr 1757 ward der Anfang mit dem Druck eines Katalogs *) gemacht, und drei Bände in Folio wurden wirklich gedruckt, davon der erste, Tomus I. Partis I. die hebräischen und die andern beiden, Tomus II. et III. Partis I. die syrischen Handschriften enthalten. Aber bei dem unglücklichen Brande im Vatikan, den 30ten August 1768, wurden alle Exemplare des Katalogs, eins ausgenommen, das in die Bibliothek gesetzt war, und etwa ein paar andre, die man verschenkt hatte, von dem Feuer verzehrt. Man scheut jetzt die Kosten, diese drei Bände nachdrucken zu lassen, und auf die Art ist die Arbeit ins Stecken gerathen. Daher wird auch der geschriebne

*) Unter dem Titel: Bibliothecae apostolicae Vaticanae codicum msc. catalogus, in tres partes distributus, in quarum prima orientales, in altera graeci, in tertia latini ceterique Europae codices Stephanus Evodius Assemani et Josephus Simonius Assemani recensuerunt, Romae e typographia Angeli Rutilli, 1756, sq.



Nächst der Vatikansbibliothek ist die Barberinische die berühmteste, die Montags und Donnerstags offen steht. Sie ist vom Kardinal Franz Barberini, Urban des achten Neveu, dem gelehrtesten Herrn, den das barberinische Haus gehabt hat, gestiftet worden. Sie steht in einem ihr recht angemessenen, über alles Geräusch erhabnen, freien Ort, in der Spitze des Palasts Barberini, zu welchem eine schöne, auf Säulen ruhende Windeltreppe von 192 Stufen führt. Ihre Handschriften werden auf 6000 geschätzt: die meisten und besten sind die griechischen; die orientalischen machen zusammen noch nicht 200 und sind in der größten Unordnung. Auch ist die Bibliothek seit dem Tode ihres Stifters nicht vermehrt worden, und das einzige Geschäft des Bibliothekars, welches jetzt der Abt Kaspar Garantonio ist, ist die Fremden herumzuführen. Von den gedruckten Büchern ist ein Verzeichniß in alphabetischer Ordnung der Namen gedruckt *).

*) Unter folgendem prächtigen Titel: Index Bibliothecae, qua



Die bequemste Bibliothek für Studirende ist die Kasanatensische der Dominikaner alla Minerva, die vom Kardinal Hieronymus Kasanata gestiftet und den Mönchen geschenkt ward. Sie ist nach dem Willen des Stifters eine öffentliche Bibliothek, und steht täglich, den Donnerstag und die Festtage ausgenommen, Vor- und Nachmittag auf. Sie ist zahlreich, und von den gedruckten Büchern ist im Jahr 1761 ein alphabetisches Verzeichniß gedruckt, das aber nur bis auf den Buchstaben J geht; das übrige ist geschrieben. Die Handschriften sind auch hier in Unordnung, weil so selten nach ihnen gefragt wird; es sind manche sehr gute und wichtige Stücke darunter. Diese ist die einzige Bibliothek, wo man Römer lesen und studiren sieht. An beiden Seiten des Saals stehen Tische mit Schreibzeug, und unten eine marmorne Statue des Stifters. Sie hat einen Fond, aus welchem sie mit neuen Schriften vermehrt wird, und man kann sie als eine Handbibliothek brauchen, wenn man keine eigne hat.

Ferner ist die Bibliothek des Kardinals Corsini alla Lungara eine öffentliche, die die beste Sammlung neuer und kostbarer Bücher, und 1357 Handschriften enthält. Letztere betreffen größtenteils die italiensche Geschichte. Auch hier sind Briefe der Königin Christine von Schweden, von deren Hand man viele Schriften

qua Franciscus Barberinius, S. R. E. Card. Vicecancell. magnificentissimas suae familiae ad Quirinalem aedes magnificentiores reddidit, Tomi III. libros typis editos complectentes, Romae 1681.



ten in den römischen Bibliotheken, vorzüglich in der Bibliothek des Cardinals Albani findet.

Außer diesen öffentlichen Bibliotheken sind eine Menge Privat- und Klosterbibliotheken in Rom, welche manche Seltenheit einschließen, und mit großer Gefälligkeit Fremden geöffnet zu werden pflegen. Blos zu der Bibliothek des Prinzen Chigi, die durch die Handschrift der griechischen Uebersetzung Daniels nach den LXX berühmt ist, erhält man nicht leicht Zugang.

Der Prälat und Kustos der Vaticansbibliothek, Stephan Evodius Assemani, besas eine sehr große Menge morgenländischer Handschriften, die sein Vorfahr, der gelehrte Joseph Simon Assemani im Orient gesamlet hatte, als er dort für päpstliche Rechnung Handschriften aufkaufte. Allein ein großer Theil davon ist mit den meisten Exemplaren des gedruckten Katalogs der Vaticansbibliothek, in dem unglücklichen Brande im Vatikan im Jahr 1768 verbrannt.

Die vallicellianische Bibliothek bei der Chiesa nuova ist wegen der lateinschen Bibel nach Aleuins Recension merkwürdig. Die Bibliothek im Kloster S. Basilio hat schöne griechische Bibelhandschriften, und das Archiv der S. Peterskirche soll viele alte lateinsche Codices besitzen.

Kurz, in Rom sind mehr unbekannte Schätze der Litteratur, als man sich vorstellt, und Rom hat alle Mittel, sie ansehnlich zu vermehren, wenn es sie nur brauchen wollte. Was könnte der Römer mit seinem Geiste



Geiste thun, wenn er die Gelegenheit benutzte, unter diesen Schätzen zu studiren!

Für die morgenländische Litteratur besonders ist das Kollegium de propagande fide äußerst wichtig. Gregor der 15te stiftete es im Jahr 1622, und bestellte zwölf Kardinäle, nach der Zahl der zwölf Apostel, zu Direktoren, und unter diesen Einen Präses. Der erste Präses war Kardinal Robert Ubal dini. Von Urban dem achten ward es ansehnlich bereichert, und der iezige Pallast dazu aufgebaut; weshalb die Stiftung auch Collegium Urbanum de propagande fide genannt wird. Der iezige Präses ist Kardinal Antonelli. In diesem Pallast werden Alumnen von mehr als zwanzig Nationen auf eine sehr freigebige Art unterhalten, gekleidet, von eignen dazu bestellten Lehrern unterrichtet, und zu den nötigen Erholungen und anständigen Vergnügungen angeführt; und sodann nach genossenem Unterricht, der zehn bis zwölf Jahre so unentgeltlich fortgesetzt wird, wird es ihrer freien Wahl überlassen, ob sie wieder in ihr Vaterland, und zwar auf Kosten der Propagande zurückkehren, oder sich zu Priestern und Missionärs einweihen lassen wollen. In diesem Pallast ist zugleich die Kirche, die Bibliothek, die Druckerei der Propagande, und die Wohnung ihres Sekretärs. An den Sekretär laufen alle Briefe ein, und von ihm werden die Dekrete der Kongregation, die durch Mehrheit der Stimmen beschloßen worden, ausgefertigt, und diese haben die Kraft päpstlicher Bullen; von ihm werden die meisten Einrichtungen vorgeschlagen,



gen, von ihm hängen die Missionärs ab, die sich über die ganze Welt zerstreuen, und er steht daher fast mit allen Theilen des bewonten Erdbodens in Verbindung. Was kann nicht, bei einem so großen Einfluß, ein Mann thun, wenn er einen solchen Eifer für die Gelehrsamkeit hat, als der iezige Sekretär, Monsignor Stefano Borgia, der sich selbst als Gelehrter berühmt gemacht hat, und durch seine Freundschaft und Güte allen Fremden, die Rom besuchen, unvergeßlich ist?

Von der Propagande dependiren auch die Alumnus in dem Kollegio der Maroniten, in dem Kollegio der Griechen, und die Chineser in Neapel, die das römische Klima nicht vertragen konnten. Auch stehen die morgenländischen Klöster in Rom unter ihrem Schutz. Die Missionärs, die aus diesem Institut ausgehn, erfüllen nicht die Absicht, die man sich vorgesetzt hat. Sie kehren in ihre Heimat, und ziehen das ruhige Leben bei den Ihrigen dem beschwerlichen Amt eines Missionärs vor, oder gehen zuweilen gar zu den Schismaticis über, von denen sie ausgegangen sind, und gegen die sie kämpfen sollten. Zuweilen kehren sie zum zweitenmal zu den Katholiken zurück, und die Propagande sieht durch die Finger. Sie ist überhaupt weniger skrupulös in Dingen, die die Disciplin betreffen, als andre Lehrstühle. So wird z. B. den Missionärs die Ehe, auch die Austheilung des Abendmals unter beiderlei Gestalt erlaubt.

Die Druckerei der Propagande steht unter der Aufsicht des Abts Christoph Amaduzzi, Professors
der



der griechischen Sprache bei der Sapienza und Propagande. Diese Druckerei ist lange die berühmteste in Europa gewesen, bis sie durch die königliche in Parma übertroffen worden; aber es gereicht ihr zur Ehre, daß der Vorsteher der parmischen, Bodoni, in der Propagande gelernt hat, und daß sie den Wissenschaften durch die Werke, die sie liefert, bei weitem vorteilhafter ist, als jene. Der erste Steinpelschneider war Stefano Paullini, ein Schüler des berühmten Raimundi, der Sixts des fünften Druckerei angelegt hatte; und der erste Aufseher der Druckerei war Achilles Venerus. Biornstahl führt 27 Sprachen an, deren Alphabete sie haben soll. Von den fremden hat sie Schriftproben herausgegeben, die unter dem Namen Alphabeta bekannt sind *). Diese Druckerei hat zwar keinen Verlag und treibt keinen Handel, doch überläßt sie ihre gedruckten Bücher, wenn man sie dort abfordert, für sehr geringe Preise.

Die Bibliothek der Propagande ist sehr schätzbar. Sie ist keine öffentliche Bibliothek; aber durch Borgias Gefälligkeit jedem Liebhaber offen. Keine Bibliothek in Rom hat mehr Seltenheiten aus allen Theilen der Welt gesammelt, und sammeln können, als diese.

Man

*) Diese sind Alphabetum Georgianum, 1629. Aethiopicum, 1631. Chaldaicum, 1634. Estranghelo, 1636. Armenum, 1673. Arabicum, 1715. Illyricum, 1753. Hebraicum, Samaritanum et Rabbinicum, 1651 et 1771. Graecum, 1771. Etruscum, 1771. Brammhanicum, 1771. Malabaricum, 1772. Tibetanum, 1773. Barmanum, 1776. Coptum, sine anno. Persicum, f. 2.



Man findet hier arabische, syrische, ethiopische Handschriften, hebräische Rollen, peguische Schriften auf langen in Falten zusammen gelegten und in einem Futteral bewarten Straifen, chinesische, mit einem Pinsel und Tusch auf feinen Bogen gezeichnet, malabarische, mit einem eisernen Griffel in Palmblätter radirt: und fast von ieder Sprache findet man zugleich unter den Alumnen des Kollegiums einen Dolmetscher. In der Sprache des Reichs Nepal oder Nevarro, deren Alphabet noch unbekannt ist, ist hier ein ganzes Buch, und eine Sammlung illuminirter Zeichnungen, mit Unterschriften, die die Sitten und den Götzendienst des Volks vorstellen. Im bramanischen ist ein eben so kostbares und seltnes Buch, auf Palmblättern, die mit Gold überzogen sind, mit einer Art schwarzen glänzenden Firnißes geschrieben, über die Einweihungsceremonien der Talapoinen oder Priester des zweiten Rangs. Unter den Kleinigkeiten fallen vorzüglich in die Augen ein chinesischer Paß für Christen, oben mit einem Kreuz geziert, und mit sechs ungeheuren Characteren beschrieben, deren ieder einen Spann hoch ist; und ein armenisches Bartabieds oder Doktordiplom mit 150 bis 200 schwarz aufgedruckten Siegeln und Unterschriften bestätigt.

Die römische Universität, la Sapienza, ist ganz verlassen, und in so schlechter Verfassung, daß ich mit keinem Begriff von ihr machen konnte. Ich hörte daselbst einst ein theologisches Doctorexamen zur laurea



rea honorata an, in dem nichts als scholastische Spitzfindigkeiten und Terminologien vorkamen.

Sonst sind zum Besten der Bürger in Rom verschiedne *scholae piae*, wo die Kinder umsonst oder für geringe Bezahlung unterrichtet werden. Einige davon sind blos Mädchenschulen. Der Unterricht hebt damit an und schließt damit, daß die Kinder auf den Knien ihr Pater noster und Ave Maria laut herbeten. Uebrigens geht es da ziemlich still und ordentlich.

An gelehrten Versammlungen oder Akademien fehlt es in Rom nicht; aber es wird in allen der Gelehrsamkeit nicht aufgeholfen. Die älteste, edelste und in ihrer Einrichtung vollkommenste ist Arkadien. Sie sollte alle Zweige der Wissenschaften und Künste, und alle Nationen umfassen, und man sucht sie auch noch zu vereinigen. Sie rühmt sich die größten Gelehrten und Künstler unter ihre Mitglieder zu zählen, einen Newton, einen Mengs, und den iezigen Pabst nicht blos zum Beschützer, sondern zum Compastore zu haben. Korilla, die gekrönte Dichterin, hat ihr durch ihre Poetereien neuen Lüstre gegeben. Sie steht unter der Aufsicht eines Custode generale, der von hundert Mitgliedern, die der Pabst ernennt, gewält wird. Sie versamlet sich gewöhnlich des Donnerstags Abends in einem schönen Saal, der mit den Gemälden der berühmtesten Arkadier geziert ist. Es wird zuerst ein prosaischer Aufsatz vorgelesen, und dann Gedichte recitirt. Diese Versammlung hat etwas feierliches, das sehr gefällt. Man muß sie besuchen — und es hat jeder Fremde Zugang —
wenns



wenns auch bloß wäre, die pathetische Art der Italiener, Gedichte zu deklamiren, kennen zu lernen. Im Sommer versamlet sie sich einmal in dem Bosco Parrasio, einem grünen, wie ein Amphitheater, mit Rasenbänken angelegten Platz, wo die Akademie sehr feierlich wird. — Die Mitglieder erhalten bei ihrer Aufnahme in die Akademie einen Schäfernamen, und einen Zunamen nach irgend einem Orte in Griechenland.

Am ersten Sonntag nach dem Fest der h. drei Könige hält die Propagande Nachmittags eine artige Akademie, die etwas über eine Stunde währt. Es wird von einem Alumnus eine kurze lateinische Rede von der Katheder gehalten, dann werden kleine Gedichte auf die Feier des Festes, in etwa 20 Sprachen von eben so viel im Cirkel sitzenden Alumnus hergesagt. Das macabrische klingt am sonderbarsten, wegen der unserm Ohre seltsamen Kadencen und weil vieles gesungen wird, und man kann sich des Lachens nicht erwehren.

Der Bücherhandel in Rom ist in seiner Kindheit. Nicht einmal alle in Italien außerhalb der Stadt gedruckte Bücher trifft man in den Buchläden; transalpinische gar nicht. Der Büchertausch ist ganz unbekannt. Monaldini war der einzige, der auf Verlangen Bücher aus Deutschland verschrieb, aber er verlor so viel dabei, daß er Bankerott machte. — Der Schriftsteller ist in eben der Verlegenheit als der Bücherliebhaber, weil sich keine Verleger finden, und er also seine Werke auf eigene Kosten und gewöhnlich mit Aufopferung einiger Summen drucken lassen muß.



Etwas über den Charakter und die Sitten der Römer, über Religion, Policei, u. s. w.

Wefhrlin hat in seinen Chronologen den Charakter der Römer sehr richtig geschildert: „Glut in der Atmosphäre und im Geiste der Menschen; — das Land, wo Natur und Genie sich unaufhörlich mit Wunderwerken beschäftigen; — unaufhaltbarer Hang zu den Künsten des Orpheus, der Virgile und Apelles; Urbanität der Seele und des Geistes; Desnung der Sinnen, ist Nationalcharakter.“

Der wohlthätige Einfluß des sanften Klimas auf den Körper und den Geist der Menschen ist hier auffallend. In keiner Stadt habe ich verhältnismäßig so viele Schönheiten unter dem weiblichen Geschlecht gefunden, als in Rom. Die Damen von Stande sieht man an den Festtagen im Kurs spazieren fahren; die Schönen von geringerem Stande bei Festen und Feierlichkeiten. — Rothe lebhafteste Gesichtsfarbe ist bei den römischen Schönen selten, aber sie wird durch zarte sanfte Gesichtszüge, und durch ein feuriges durchdringendes Auge ersetzt. Der Körper ist gewöhnlich stark und gesund, und vorzüglich ist ein runder voller Hals, und eine volle Brust ein Eigenthum der Römerinnen. Die Männer sind im Ganzen von übler Gesichtsbildung, aber ich schreibe sie mehr ihrer unordentlichen Lebensart, als der Natur zu. Die Schönheit des am
bern



ändern Geschlechts wird durch einen ihnen eignen frohen Mut und durch ungesuchte und ungekünstelte Offenheit und Freiheit erhöht. Selten sind sie stolz auf ihre Schönheit; selten suchen sie durch Kunst die Reize, die ihnen die Natur gab, zu erhöhen. Die Bürgerstöchter kennen gar nicht die Schmeicheleien, an denen die französischen verzärtelten Mädchen eine solche Wollust empfinden.

Die Mädchen in Rom leben, wenn man das Wort nicht im engsten Verstande nimmt, keusch, das ist, sie hüten sich sehr, bei allen Freiheiten, die sie sich erlauben, sich selbst zu entehren. Auch ist schlechterdings kein Bordell in Rom geduldet. Aber jedes Mädchen sehnt sich nach einem Mann, nimmt den ersten, der ihr in den Wurf kommt, und dann hört alles Gesetz der Keuschheit für sie auf. Der gute Mann muß, da die einmal geschlossene Ehe unauflöslich ist, schweigen, wenn er klug handeln will. Oft wälzt er aus Unmut oder aus Gewinnsucht den für ihn vorteilhaftern Weg, selbst seine Gattin für Geld anzubieten. Dies Laster wird, wenns bekannt wird, an dem Mann mit der Galeere, und an der Frau mit dem Zuchthause bestraft. — Der Römer ist so wenig an eheliche Liebe gewohnt, daß es in der ganzen Stadt, in allen Gesellschaften, als ganz etwas besonders, — und einige setzten hinzu, unanständiges, erzählt ward, daß ein gewisser ausländischer Fürst, der sich dort aufhielt, seine Gemalin am Fenster vor den Augen der Leute embrassirt hatte. Aber wenn eine Dame einem fremden Kavalier ihre Hand gibt, ihm alle



Geheimnisse ihres Ehebetts und ihres Verhältnisses mit ihrem Mann anvertraut, das ist Galanterie. Indessen ist das Cicisbeat in Rom der ehelichen Keuschheit so gefährlich nicht, auch nicht so allgemein als in Genua und Mailand. Die Damen werden wol, wenn sie ausfahren, von einem Kavalier begleitet, aber er darf doch nicht ängstlich auf die Minute bei ihren Toiletten erscheinen. Baretti bemüht sich auch in Ansehung dieses Punkts sein Vaterland von den Beschuldigungen der Ausländer zu retten. Diese setzen Cicisbeat und Ehebruch in gleiche Verdammnis: iener will das Cicisbeat und allen vertrauten Umgang beider Geschlechter in Rom, als bloße platonische Liebe entschuldigen. Beide gehen zu weit. Es war gewiß nicht platonische Liebe, weshalb neulich ein ganzes Kapuzinerinnenkloster angeklagt ward, die ihre Beichtväter zu Cicisbeeen zu wählen beliebt hatten, und unter denen die Hälfte schwanger befunden ward. Aber es ist auch wahr, daß man einige Beispiele solcher platonischen Zärtlichkeit in Italien antrifft. Die berühmte Korilla hatte so viele Anbeter in Rom, daß sie beinahe zu den heftigsten Debatten Gelegenheit gegeben hätte, aber keiner kann sich rühmen, daß sie ihm ihre Unschuld aufgeopfert habe. Sonderlich war Prinz Gonzaga so zärtlich gegen sie gesinnt, als nur immer ein Verliebter seyn kann. Sie wonte bei ihm, und sie sang niemals mit mehr Feuer, als in der Gegenwart ihres Beschützers. In jedes Lied floß eine Lobrede auf ihn ein, und er pries bei jeder Gelegenheit die Talente seiner Dichterin. Und eben

dies



dieser Prinz ist in der Liebe der größte Philosoph, den ich kenne. Er mußte sich von Korilla trennen, aber er war so sehr an ihren Umgang gewöhnt, daß er sich eine Gattin unter seinem Stande wälte, weil sie in ihrer Bildung und in ihrem Charakter mit Korilla viel Aehnliches hat. Er scheint sie ausnehmend zu lieben, aber sie beklagt sich gegen ihre Vertraute, daß sie nur seine Freundin, nicht seine Gattin sei. Doch sind diese Beispiele selten, und Gonzaga ist ein Schwärmer. Wer weiß nicht, in welchen Verbindungen die meisten Prälaten und Kardinäle mit den römischen Schönen stehen und vorzüglich mit den verheirateten: und wer sieht nicht, wenn er nur etwas in Rom bekannt ist, daß die Ehemänner jetzt so weit von Eifersucht entfernt sind, daß sie sich eine Ehre daraus machen, wenn ihre Gattinnen die Gunst eines Kardinals oder Prälaten besitzen?

Die Künstler haben in Rom Gelegenheit, an den schönsten Modellen das Nakte zu studiren. Es gibt viele arme und schön gewachsene Mädchen, die sich zu Modellen den Malern hinstellen, zu ihnen aufs Zimmer kommen, und ihre Ehre zum Besten der Kunst aufopfern. Aber schändlich ist's, daß bei den jährlichen öffentlichen Uebungen der Malerakademie zu S. Lukas, ein Mensch nackt ans Kreuz gestellt wird, den die jungen Maler kopiren, und dessen verzerrte Minen die Zuschauer belachen.

Wie der Körper der Römer früher zur Reife kommt, so bildet sich auch die Seele früher, als in kältern Gegenden. Ein Kind von drei Jahren ist am Verstand,



mit unsern Kindern verällichen, von sechs Jahren. Ich habe sehr oft, wenn ich mit so jungen Kindern sprach oder scherzte, Antworten erhalten, die ich in ihrem Alter bei weitem nicht erwartete.

Die Gesellschaften der Römer sind, wie sie allenthalben seyn sollten, frei und ungezwungen. Mittagsgesellschaften, oder Gesellschaften zum Essen, sind in Rom selten. Zum Essen werden nur vertraute Freunde gebeten, und dann werden gar keine Umstände gemacht. Einige geben ofne Tafel an gewissen Tagen der Woche, aber deren sind sehr wenige. Bei den Geistlichen, und das sind die Vornehmsten der Stadt, ist nie eine Dame in der Gesellschaft; aber es fehlt deswegen nicht an Munterkeit. Des Abends fahren die Vornehmen spazieren in dem Corso, in ihren Staatswagen, und andre gehen nebenher zu Fuß um iene zu sehn. Dadurch wird die Stadt wenigstens im Mittelpunkt mit einmal lebhaft. Nach der Spazierart gehen die Abendkonversationen an, die gewöhnlichsten und fast einzigen Gesellschaften, die man in Rom kennt. Man kommt und geht, wann man will, und ohne Komplimente. Man kommt in große Konversationen, zuweilen ohne den Herrn zu sprechen, der sich mit andern unterhält; man geht, ohne sich bei jemand zu beurlauben, selbst wenn es bemerkt wird, daß man aufbrechen will. In der Gesellschaft hört der Unterschied des Rangs und der Würde auf. Der Fremde ist wie der Einheimische, der Bürger wie der Edelmann und wie der Prinz geachtet. Einige dieser Konversationen sind gelehrte Zusammen-

mens



menkünste, andre bloß der Erholung gewidmet. Man scherzt und heitert sich auf, ohne zum Spiel seine Zuflucht zu nehmen, und nie habe ich in irgend einer Gesellschaft spielen gesehen. Es wird nichts gereicht, als Erfrischungen, und überhaupt wird in Rom des Abends nichts geessen. Selbst die feierlichen Festins der Minister bestehen nicht in prächtigen Dinners oder Soupers, sondern Illumination und Musik machen das Festliche. Das Haus des Ministers wird mit Wachsfackeln vor den Fenstern illuminirt, zwei Abende nach einander, und im Hause wird ein Konzert gegeben, wozu der Adel invitirt wird. Oft sind auch vor dem Hause zwei Chöre Musikanten hingestellt, die wechselseitig spielen, und an die sich das gemeine Volk hindrängt. Diese Feierlichkeit, und die ausgesuchten Erfrischungen, die einer so ansehnlichen Menge von Versammelten gereicht werden, kosten mehr als das prächtigste Dinner, aber sie geniren nicht so, und aller Zwang ist dem Römer unausstehlich.

Man spricht den Römern Hospitalität ab; aber nur, wenn man sie nicht kennt. Es ist vielleicht keine Nation gastfreier; nur sind die meisten Großen, die unverheiratete Geistliche sind, in dem Fall, daß sie keine eigne Küche haben; und es ist also bei vielen nicht Fehler des Willens, sondern Mangel an Gelegenheit, wenn sie beständig allein essen. Es sind aber doch verschiedene römische Häuser, wo ein paarmal die Woche ohne Tafel gehalten wird, zu der jeder Fremde leicht Zugang hat: und in die Abendkonversationen, die die



Liebblingsgesellschaften der Römer sind, werden mit der größten Bereitwilligkeit Fremde zugelassen, und können ohne allen Zwang an der gewöhnlich daselbst herrschenden Munterkeit Theil nehmen.

Ueberhaupt kann man keine Nation leutseliger, freundschaftlicher und bereitwilliger gegen Fremde finden, als die Römer. Fremde haben allenthalben freien Zutritt, und genießen selbst vor den Einwohnern Vorzüge. In den Zirkel, den die Garde bei päpstlichen Messen und Feierlichkeiten schließt, wird oft ein römischer Kavalier zurückgewiesen, und ein Fremder in schlechtem Kleide eingelassen. Gewöhnlich wird bei besondern Feierlichkeiten die Ordre gegeben, die Ausländer näher hinzuzulassen. Sie mißbrauchen diese Höflichkeit oft, weil sie sie für Pflicht anzusehen pflegen, und fangen dann an unverschämt zu klagen, wenn man ihnen einige harte Worte gesagt hat. Die Palläste der Großen, ihre Villen, ihre Bibliotheken, Gemäldegallerien, Musäen stehen gegen ein geringes Biergeld zum Besehen offen. Man geht allenthalben frei, wo man die Thüren offen findet, und wird, wenn man nicht angenommen werden kann, selten mit Unwillen oder Grobheit abgewiesen. Ich bin überall mit einer Bereitwilligkeit, Höflichkeit, Herablassung angenommen, die viele der großen Herren von meinen Landsleuten und von meiner Religion beschämt. Besonders habe ich unter katholischen Geistlichen einige Freunde gefunden, die sich mir weit über alle meine Erwartung gefällig erzeigt haben, und ich habe den vorteilhaftesten Begriff von dem leutseligen

seligen Charakter der hiesigen Einwohner mit mir genommen. Sonderlich muß ich die ausnehmende Freundschaft des Prälaten und Sekretärs der Propagande, Monsignor Borgia, öffentlich rühmen, der mit der gefälligsten Sorgfalt meine Arbeiten unterstützte, und in dessen Hause ich fast täglich und die letzte Zeit meines Aufenthalts in Rom den ganzen Tag über war. Ich bin seinem angenehmen vertrauten Umgange und der freundschaftlichen Verbindung mit ihm, seinem treuen Rath und seiner uneigennützigen Unterstützung zu viel schuldig, als daß das Andenken an ihn sich nicht noch oft mit zärtlicher Liebe bei mir erneuerte, und daher verzeihe man mir diese kurze Ausschweifung.

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beispiel von der Dienstbereitschaft der Römer anzuführen. Man wird nie betrogen, wenn man sich in der Stadt verirrt hat, und sich zurecht weisen lassen will. Ich hatte mich einst spät des Abends an dem äußern Ende der Stadt ienseit der Tiber verirrt: ich fand auf der Straße keinen Menschen, und ging in eine Boutique, wo ich noch Licht scheinen sah, um nach dem Weg zu fragen. Der Mann, den ich antraf, wollte mich nicht allein den weiten Weg gehen lassen, und begleitete mich selbst eine halbe Stunde weit unentgeltlich. — Man sagt, daß ein gewisser Papst, um die Einwohner zu dieser Höflichkeit aufzumuntern, jedem, der einen Fremden auf den rechten Weg führt, eine besondere Indulgenz versprochen habe. Das wäre einmal eine gute Absicht der Indulgenzen!



In der Religion ist der denkende Römer weit erleuchteter, als die Katholiken in deutschen Ländern. In der Toleranz ahmen sie uns Protestanten nach und übertreffen uns in manchen Stücken. Borgia empfing mich mit Umarmung: „Ich liebe Sie, ohne Sie zu kennen, weil Garampi sie schätzt, und schenke Ihnen meine Freundschaft nicht zum Theil, sondern ganz.“ Er machte mich nachher mit dem Generalprokurator der Auauftiner, einem lebenswürdigen Greis, P. Georgi, bekannt: „ich bringe Ihnen einen ihrer Brüder; er ist lutherisch und Luther war einer von Euch: ich bitte, daß Sie ihn wenigstens als Ihren Bruder aufnehmen mögen.“ Ich habe nie, nicht einmal im Scherz wegen meiner Religion Vorwürfe gehört. Das Mönchsleben und das Eölibat der Priester wird getadelt und gehaßt, und die Adoration der Reliquien, die Indulgenza plenaria, die Aussetzung des Sakraments in 40 Stunden, die unendliche Schaar der Heiligen und andre Cerimonien werden als Mißbräuche anerkannt. „Ich bin so gewis überzeugt, als ich lebe,“ sagte ein Abbee einst über der Tafel, „daß durch den Aberglauben der Mönche die Kirche in ihrem Innern zerrüttet, und der Religion weit mehr Schaden gethan ist, als durch die Reformation Luthers geschehen konnte.“ Die iezigen Unternehmungen des Kaisers finden überall, nur nicht bei den Mönchen, dem beleidigten Theil, Beifall, und man macht sich Hoffnung, daß der Pa'st mit dem Geiſt des Kaisers von Wien zurückkehren werde. Selbst macht man sich kein Gewissen,

sen, mancher Heiligen, als des S. Domenico und anderer zu spotten. Auch der Unterricht, den man den Kindern in der Religion gibt, ist in den Häusern der Vornehmen auf eine vernünftige Art eingerichtet. Ich habe einen Katechismus gelesen, wornach ein Fräulein von Imola unterrichtet und examinirt worden war, in dem nichts von den abergläubischen Zusätzen der Religion vorkam, und der mir so wohl gefiel, daß ich eine Abschrift zu haben wünschte.

Indessen ist es auch gewiß, daß selbst erleuchteten Römern noch Aberglauben anhebt. Sie suchen noch Wunder, wo keine sind, und erwarten sie, wo sie nicht erfolgen. Sie glauben fest, daß die Empfelung an gewisse Heilige oder die Betastung ihrer Reliquien vor Krankheiten beware, oder sie heile. Sie haben das Zutrauen, oder scheinen es zu haben, daß der Besuch einer Kirche, ich weiß nicht welches Heiligen, den Biß des tollen Hundes kure. Ein Geschäft des Papsts ist, Rosenkränze zu weihen und Reliquien auszuteilen. Er hält einen eignen Mann dazu, der über die Reliquien wacht, und an den die Supplikanten sich wenden. An gewissen Tagen, als am Fest der Maria del Rosario, werden ihm Rosenkränze zu ganzen Haufen gebracht. An diesem Fest weihen auch die Priester der Marienkirche in der Kirche alle Rosenkränze, die man nebst einem Stück Geld ihnen auf den Tisch legt. Kein Abate oder Geistlicher reiset gern von Rom ab, ohne eine gute Anzahl gesegneter Rosenkränze mit zu nehmen, die er an die Leute in den Provinzen austheilt. Die wenig-

sten



sten glauben daran, aber sie haltens für schimpflich, wenn man dergleichen Andenken von Rom von ihnen als Geistlichen fodern sollte und sie hätten nicht. — Am Fest des heil. Antonio, den 17ten Januar, werden vor den Kirchen des Heiligen, bei S. Maria Maggiore, und S. Stefano de' Mori bei den Mönchen S. Antonii, die Pferde und Hunde gesegnet. Ein Priester besprengt sie mit Weihwasser und spricht die Segensformel. Die Pferde sonderlich werden schön mit Schleifen und Bändern geschmückt hingeführt. Für ein Spann Pferde wird gewöhnlich ein Geschenk von einem Speciesdukaten gemacht, zum Besten des Klosters oder der Kirche. Eine etwas vernünftigere Einsegnung geschieht am Fest der heil. Agnese, den 21ten Januar, aufsen vor der Porta Pia in ihrer Kirche. Nach der Hochmesse werden zwei junge beinahe jährige Lämmer, die die Mönche einige Wochen vorher gefüttert haben, schön gepuzt, von dem Bischof, der die Messe gelesen, eingesegnet, und dem Cerimonienmeister von S. Johann im Lateran übergeben. Darauf werden sie an einem beliebigen Tage dem Pabst in der Antichambre vorgestellt. Der Pabst tritt aus seinem Zimmer heraus, streichelt sie und segnet sie ein, und dann werden sie gewissen Nonnen zur Fütterung übergeben. Von ihrer Wolle werden die Pallia gemacht, die der Pabst an die Bischöfe schickt.

Der gemeine Mann und die Mönche, die aus Eigensinn und Eigennuz verblendeter sind als der Pöbel, blinde Leiter der Blinden, scheinen noch sehr wenig aus
der

der Finsterniß sich hervorgehoben zu haben, obgleich die Mönche doch unstreitig um einen Grad besser und durchgehends toleranter sind, als die deutschen. Nicht mehr Verfolgungsgeist, sondern Ueberredungen sind die Waffen, die sie gegen die Ketzer brauchen. Der Franciskaner glaubt, und sehtet für seinen Glauben, daß der Körper des h. Franciskus in Assisi sich in völliger Gestalt über dem Grabe mit ofnen Augen gezeigt habe: der Philippiner, daß sein heiliger Philippus Neri Tode erweckt, und eine solche Sehnsucht nach dem Himmel gehabt habe, daß ihm sein Herz, das nicht mehr Raum hatte, im buchstäblichen Verstande, den Körper sprengte: der Barsüßer von Aracöli, und mit ihm der Pöbel, daß die Betastung seines wunderthätigen Kindes Jesus eine Universalmedicin sei. Es stirbt ein Mönch in einem Kloster, der den Geruch der Heiligkeit hinterläßt; gleich ersuchen seine Brüder, seine Mütze oder Barette einem andern Kranken aufsetzen zu dürfen, und siehe er geneset von Stund an. — Mehrere ähnliche Beispiele des Aberglaubens sind in Rom nichts weniger als selten, aber sie finden sich doch größtenteils bios bei dem gemeinen Mann, da denkende Römer dergleichen Märchen verlachen. — Und dann, wo ist der Mann, der ganz von Vorurteilen, welcher Art sie nun auch seyn mögen, frei wäre? Vorurteile sind nun einmal das Loos der schwachen Menschheit, und der Vorurteile größtes ist, wie Rousseau sagt, der Wahn, gar keins zu haben.

Die römische Inquisition ist auenemend ge,
linde,



linde. Einer meiner besten Freunde, Besitzer dieses heiligen Kollegiums, versicherte mich, daß ich über ihre Toleranz und Sanftmut mich wundern würde, wenn er mich einmal mitnehmen dürfte. Anklagen wegen veräußerter Beichte und Kommunion ist ihre Hauptsache. Ausländer und Ketzer haben nichts mit der Inquisition zu thun. Non sono Cristiano, — mit dem Wort sind alle Beschuldigungen auf einmal zu Boden geschlagen.

Die Censur in Ansehung einzuführender Bücher ist von keiner Bedeutung, und selbst verbotne Bücher werden hereingelassen, so bald man sagt, man sei Protestant. Aber die Censur in Ansehung der in Rom zu druckenden Bücher ist desto verdrieslicher und viele römische Gelehrte lassen außerhalb Rom drucken, um ihr zu entgehen. Der Censor muß zuerst die Handschrift durchsehen, oder durch seine Gehülfen durchsehen lassen, und kann wegstreichen und zusetzen nach Gefallen. Darauf folgt das Imprimatur, und der Drucker darf nun zu setzen und zu drucken anfangen. Aber noch nicht genug. Der Verfasser könnte heimlich sein Manuscript in der Druckerei ungeändert haben. Daher, wenn das Buch die Presse verlassen hat, muß es wieder an den Censor geschickt, und examinirt werden, und dann erhält man das Publicetur. Sogar gleichgültige Zeichnungen, z. B. arabischer Münzen, werden vom Censor unterschrieben, ehe der Kupferstecher sie stechen darf. — Der jetzige Censor ist ein einfältiger und stolzer Dominikaner, noch dazu ein Grieche von Geburt. Fin-

det er in einem Buche nichts wider die Religion und Sitten, so streicht er gleichgültige Dinge weg, schreibt seine Meinung in gelehrten Sachen in die Stelle der Meinung des Verfassers, und läßt ihn sagen, was er nicht sagen will, um seine Autorität zu zeigen. Ich stritt mit dem Censor, als ich eine Schrift in Rom drucken lies, über die Rechtschreibung des Worts Muhammed, und sagte ihm, daß es im Arabischen ein doppeltes m habe. Er verstand keinen Buchstaben arabisch, aber er wolte es schlechterdings mit Einem m gedruckt haben, weil er es so schrieb und es mußte geschehen. Ueberhaupt sahe mein Manuscript, das doch in Ansehung der Religion und Sitten äußerst unschuldig war, wie ichs vom Censor zurück erhielt, an einigen Stellen so durchkorrigirt und glossirt aus, als ein Schulerexercitium, und ich hatte deshalb mehrere Debatten mit ihm, wiewol er immer Recht behalten mußte.

Einst sahe ich in Rom ein Buch verbrennen. Das geschicht auf dem Campo di Fiora ohne viele Umstände. Der Büttel steht am Scheiterhaufen, liest den Versammelten das päpstliche Dekret mit gravitösisch-lanqasamer Stimme vor, nimmt dann mit eben dem Amtsernst das Buch, zerreißt es und wirft ein Blatt nach dem andern, um das Schauspiel unterhaltender zu machen, ins Feuer.

In den öffentlichen Bibliotheken sind die verbotenen Bücher, und man kann sie dort immer lesen. Es ist in der Dominikanerbibliothek alla Minerva selbst
ein



ein eignes Verzeichniß derselben bereit, und man erhält das Buch, das man verlangt, ohne Weigerung.

Die Policei in Rom ist in ihrer Kindheit, und äußerst schlecht. Eine wichtige Ursach davon mag die seyn, weil ieder Minister und Cardinal in und vor seinem Hause das ius asyli hat, wohin ieder fliehen und beschützt zu werden hoffen kann. Auch die Kirchen geben den Betrügern und Verbrechern Sicherheit. Man sieht oft dergleichen Leute vor den Kirchthüren sicher schlafen. Der iezige Thürhüter und Läuter bei der Rotunde war ein Bösewicht, der dahin floh, und man gab ihm, weil er doch immer bei der Kirche bleiben mußte, diese Bedienung. Doch kann man vom Magistrat Erlaubniß erhalten, Bösewichter von den Kirchen wegnehmen zu lassen.

Die Straßen sind ohne Leuchten, und die Nächte dunkel. Zum Glük stehen an vielen gefährlichen Stellen Madonnenbilder mit einer Lampe erleuchtet, die zur Andacht und zur Sicherheit dienen.

Sbirren oder Spionen und Häscher sind eine große Menge in Rom; ihr Oberhaupt heißt Vargello. Sie gehen in allerlei Kleidern, um unkenntlicher zu seyn und die Römer fürchten sie sehr. Ein sonderbarer Aufzug ist es, wenn die Sbirren Delinquenten vom Lande in die Stadt führen. Die Delinquenten sitzen zu Pferde; die Hände sind ihnen auf den Rücken und die Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammen gebunden; sie müssen also fast unbeweglich sitzen. Einige Sbirren führen dann die Pferde der Delinquenten, andre reiten

voraus, andre folgen, alle haben geladne Flinten quer über den Sattel.

Die Fogli segreti, oder geheimen Blätter, die in Rom herumlaufen, muß man für nichts weniger als für heimlich durch Spionen erkundschaftete Nachrichten ansehen, noch sich einbilden, daß sie Geheimnisse enthalten, die etwa nur vom Pabst und den Staatsministern gelesen würden, wie allenfalls ihre Benennung vermuten ließe. In Rom ist keine politische Zeitung als die des *Chracas*. Aber außer dieser laufen geschriebne Blätter von Neuigkeiten herum, davon einige vom Anführer der Häscher (*Bargello*) geschrieben werden, voll von Weibermährchen, andre von einem gewissen *Meri*, die die Neuigkeiten enthalten, die von Tag zu Tag in Rom vorfallen, worunter auch viele alte Weibergeschichten vorkommen. Beiderlei Blätter werden *Fogli segreti* genannt, aber ieder kann sie lesen, der ein Gewisses des Monats bezahlt. Man lernt aus ihnen die Thorheiten sowol als die Sitten des gemeinen Volks in Rom kennen.

Die Strafen der Verbrechen sind in Rom zu gelinde. Ein Mörder kommt mit der *Corda* und der *Galleere* ab, aber entgeht weit öfter den Händen der *Polizei*. Die *Corda*, oder das Wippen, die gewöhnlichste Strafe aller Verbrechen in Rom, ist wol nur in Italien bekannt und gebräuchlich. Fast in allen Hauptstraßen steht an der Ecke eine Art von hoher Winde. An dieser werden die Verbrecher an den Händen, die ihnen kreuzweise auf dem Rücken zusammen gebunden
R
sind,



sind, hinaufgezogen, und dreimal mit einem Stoß niedergelassen. Durch den Stoß reißen die Arme rückwärts aus dem Gelenk. Sie werden nach ausgestandener Strafe gleich wieder eingelenkt, und die Verbrecher mit einem Messer vor der Brust, wenn es Mörder sind, weggeführt, oder nach Befinden eine Zeit auf die Galleen geschickt.

Aber, was ist's Wunder, wenn die Policei in einem schlechten Zustande in einem Staat ist, der ganz von Geistlichen regiert wird? Ein Prälat ist Souverneur der Stadt, ein Prälat General, Prälaten sind Policeimeister; alles wird durch Geistliche verwaltet. In Rom sind etwa 150 Prälaten, und außerhalb der Stadt, als Gouverneurs und als Nuntii, ungefehr fünfzig. Die Regierungsform besteht nach der Einrichtung des Papsts Sixt des fünften, aus Kongregationen und Tribunalen. In ihnen präsidiert ein Kardinal, in diesen eins der Mitglieder, die alle Prälaten oder vornehme Geistliche sind. Die Tribunale bestehen fast alle aus zwölf Mitgliedern. Die Rota, z. B., oder das höchste Justiztribunal hat zwölf Uditoren oder Mitglieder von verschiedenen Nationen; das Kammertribunal hat ebenfalls zwölf Beisitzer. Der Kammerpräsident votirt nicht, er sagt bloß das veto, wenn die Sentenzen den päpstlichen Konstitutionen und Bullen zuwider sind. Aus den Mitgliedern der Kammer hat einer die Aufsicht über die Straßen, der andre über das Getraide, ein dritter über die Brücken und Anfert auf der Tiber, u. s. w. Der Kongre-

gatio



gationen sind sehr viele, del S. officio, del buon governo, dei Riti, di Propaganda, u. s. f. Ceremonien, und deren Bestimmung und Anordnung sind das meiste, das in diesen Kongregationen geschieht. Vor Sixt dem fünften ward alles in den Konsistorien der Kardinäle beschloßen, und nicht der Pabst, sondern die Mehrheit der Stimmen entschied. Sixt gab den Kardinälen die Ehre, in den Kongregationen zu präsidiren, aber behielt sich allein die Entscheidung der Sachen von einiger Wichtigkeit vor. — Der Governatore von Rom, oder der Polizeidirektor ist ein Prälat und der nächste nach den Kardinälen. Aber sein Amt bedeutet nicht viel, weil ieder Gesandte, Cardinal und überhaupt ieder vom hohen Adel in Rom durch das prästendirte ius asyli und Jurisdiktion über alles, was in dem Bezirk seines Pallastes geschieht, ihm Eingrif thut. Der Senat besteht aus dem Senatore und zwei Konservatori, die viele Ehre, aber noch weniger Macht haben. Der jedesmalige Senator wohnt auf dem Kapitol, und die Konservatori in den Seitengebäuden des Kapitols. Die Camera apostolica verwaltet alle Einnahmen und Ausgaben des Staats, und hat ansehnliche Schulden. Die Kanzlei, worin die Dekrete, Bullen u. s. w. ausgefertigt werden, heißt Dataria. Dem Pabst wird ein Extrakt von ieder Sache vorgelegt, und er schreibt ganz kurz seine Willensmeinung, bloß mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet. Die Kanzlei fertigt dann die Bulle in fremder alter Schrift aus, die vom Pabst

K 2 nicht



nicht unterschrieben, aber mit dem Fischerring besiegelt wird. —

An eine bessere Policei, bessere Justiz und Finanz-Einrichtungen in Rom ist also wol nicht eher zu denken, als bis der Gouverneur und die übrigen geistlichen Herren den Tempel der Themis verlassen, zu ihren Kirchen zurückkehren, und die Regierung von Weltlichen verwaltet wird.

Eben diese schlechte Regierungsform ist wenigstens zum Theil auch Schuld, daß die Handlung liegt, und Industrie in Rom nicht zu finden ist; kurz, daß Rom das nicht mehr ist, was es war und was es seyn könnte. Fleiß und Arbeitsamkeit ist überhaupt des Römers Sache nicht, den das Klima und der Hang zu erschlaffen den Wollüsten nur zu sehr zum trägen Müßiggang reizen, der in den vielen reichen Klöstern leicht auch bei der sorgenlosesten Unthätigkeit seinen Unterhalt findet, und der es sich zum Grundsatz gemacht zu haben scheint, nur so lange zu arbeiten, als der Hunger unbefriedigt ist, und sogar oft lieber zu betteln, als zu arbeiten. Die Maxime, die Baretti in seiner Beschreibung der Sitten und Gebräuche in Italien, im 1sten Th. S. 120 anführt, und vertheidigt, scheint wirklich von den Römern zu allgemein angenommen zu werden. „Wenn es wahr ist, sagt er, wie es ohne allen Zweifel ist, daß die Arbeit das menschliche Geschlecht am meisten aufreibt, wie es augenscheinlich erhellt, wenn man die kurze Lebensfrist des arbeitsamen Theils des Menschen mit dem langen Leben des müßigen Theils vergleicht;



„gleicht; wie sollten wir denn so unbarmherzig seyn,
„durch vermehrte Arbeiten das Leben abzukürzen?
„Welches Gut in der ganzen Welt verdient wol, daß
„man es besitze, wenn es um einen so kostbaren Preis,
„als Gesundheit und Leben, erworben werden muß?“
Grade so urtheilt der Römer. Daher arbeitet der Gelehrte nur wenige Stunden, und der Bürger überläßt alle schwere Handwerke den Ausländern, sonderlich den Deutschen; bloß die Schlachterzunft ausgenommen, die schlechterdings keinen Fremden unter sich leidet. — Was soll man also vom Fleiß, Arbeitsamkeit und Industrie der Römer erwarten, wenn außer dem natürlichen Hang zum müßigen Leben, noch eine Regierung da ist, die gar nicht zur Industrie aufmuntert, die Industrie nicht zu schätzen noch zu belohnen weiß?

Beschreibung verschiedener Feierlichkeiten und Ceremonien in Rom.

Die Feier der Festtage in Rom besteht vorzüglich in der Ausschmückung der Kirchen. Die Säulen, die in ihrer Simplicität schöner sind, als in allem Schmuck, werden mit rothen seidnen oder samtnen Stoffen bekleidet und mit goldnen Tressen umwunden, und die Mauern werden mit Teppichen und mit Kränzen von demselben Stoff, gleich Gardinen, behängt. Auf dem Hochaltar, wo gewöhnlich das Heilige seine Ruhestätte hat, brennen unzählige Lichte, und die Messe und die Vespern werden von Sängern gesungen und mit Musik



Begleitet. In der Kirche S. Cecilia zählte ich den 22ten November an ihrem Feste 335 brennende Wachslichter, davon 149 allein auf dem Hochaltar brannten. Die Musik war vortreflich, zur Ehre der Heiligen, die selbst eine Virtuose war.

Aber nie kann man eine natürlichere, harmonischere, entzückendere Musik hören, als das Miserere, oder den 50sten Psalm, der drei Abende hinter einander, Mittwoch, Donnerstag und Freitag der stillen Woche in der sixtinischen Kapelle im päpstlichen Pallast bei S. Peter am Schluß der Vesper gesungen wird. Sie wird von keinem Instrument begleitet, aber ist so voll, so melodisch, daß sie selbst aus den Noten von keinem nachgeahmt werden kann, sondern durch Uebung und Tradition gelernt werden muß. Sie ist mit 32 der besten Kastraten und Sänger besetzt, die nie auf einem Theater auftreten dürfen. Bei der Dämmerung des Abends, bei ausgelöschten Lichtern, bei einer feierlichen ungewöhnlichen Stille der Italiener hebt dieser Klaggesang an. Man vergißt bei diesen melodischen Tönen der Erde, wird von der Zeit in die Unendlichkeit entrückt, und glaubt die Chöre der Seligen zu hören. — In einigen Kirchen, als S. Apollinare wird das Miserere diese Abende in Musik aufgeführt und von Sängern begleitet. Die Musik ist nicht so schön, aber die Weite der Kirche ist für sie bequemer.

In dem Oratorio der Kirche S. Maria in Vallicella, oder Chiesa nuova, der Mönche della Congregazione dell' Oratorio, wird in den Wintermonaten bis
Ostern

Ostern jeden Sonntag und Festtag Abend ein Drama aufgeführt, das ich oft und jedesmal mit Vergnügen gehört habe. Die meisten Sänger, die einzigen Bassisten ausgenommen, sind Kastraten. Weder in den geistlichen Musiken, noch auf dem Theater, werden in Rom Sängern geduldet. Man will die Unordnungen vermeiden, die in einer so großen Stadt durch Frauenzimmer und Sängern verursacht werden könnten, und duldet lieber eine Gewohnheit, die abscheulich ist, und die Menschheit entehrt. — Die gewöhnliche Instrumentalmusik in Rom ist nicht schön. Der Italiener will mehr singen als spielen lernen. Die Mutter singt bei der Wiege, und die zartesten Kinder singen Arietten. Der Italiener weiß gar zu wohl, daß eine schöne ausgebildete Stimme in einer so süßen harmonischen Sprache mehr über das Herz vermag, als die besten Sonaten, wenn sie auch von Meisterhänden gespielt werden. Daher sind auch so wenig vortrefliche Komponisten in Italien, nach dem Verhältnis der vielen berühmten Sängern, und eben daher die Instrumentalmusik gewöhnlich nicht schön. Aber würde ein Ohr, das einmal an den himmlischen Gesang verwöhnt ist, nicht von der besten Instrumentalmusik zum Singspiel hineilen?

Die Feierlichkeiten der Weihnacht habe ich mir prächtiger vorgestellt, als sie sind. In vielen Kirchen wird die Mitternachtsmesse gelesen, aber in wenigen sind besondere Merkwürdigkeiten. Um etwa Ein Uhr nach Mitternacht wird in der Kirche S. Apollinare eine



schöne Pastoralmusik aufgeführt, bei welcher man beständig das Zwitschern der Vögel so natürlich hört, als wenn man auf dem Felde wäre. Es ist aber in der Kirche so viel Gedränge und Geräusch, daß man das Schöne der Musik nicht sehr empfinden kann. Gegen Morgen um fünf Uhr wird in der Kirche S. Maria Maggiore das Kind von Silber oder Metall, übergoldet, in der Krippe, in Procession getragen, welches das ganze Fest hindurch ausgesetzt bleibt. Und in der Franciscanerkirche Aracöli auf dem Kapitol wird eine perspectivische Vorstellung von Holz gemacht geöfnet, in welcher das wunderthätige Kind in einer Krippe das ganze Fest ausgesetzt steht. Am ersten Weihnachtstag Vormittag ließt der Pabst in S. Peter eine feierliche Messe. Er wird in der Kirche auf einem besondern Wagen nach seinem Thron hingerollt, und eben so nach verrichteter Feierlichkeit wieder weggefahren.

Der letzte Tag im Jahr ist das Fest des Pabsts Silvester. Am Abend gegen Sonnenuntergang wird in Aracöli auf dem Kapitol im Beisein des Senats, und in der Jesuiterkirche il Gesu in Anwesenheit der Kardinäle das Te Deum für die im verflossnen Jahre genoßenen göttlichen Wolthaten gesungen. Nachher wird das Sakrament exponirt. — Die Ceremonien der römischen Kirche haben doch so etwas Feierliches, Seelenerhebendes, daß einige sehr verdienten, in unsern Kirchen nachgeahmt zu werden. Wie festlich es ist, in dieser letzten Stunde des Jahrs das Te Deum von einem Chor guter Sänger, mit Begleitung der Orgel
und

und mit den Antiphonien des versammelten auf den Knieen liegenden Volks singen, und dabei das maiestätische Geläut der Glocken in der Kirche tösen zu hören, das läßt sich bloß empfinden. Die ganze Seele wird bewegt, und wird Dank gegen Gott.

Aber vor allen Dingen verdient die Feier der stillen Woche und der Ostern in Rom gesehen und beschrieben zu werden, die in der Christenheit gewis nicht ihres Gleichen hat.

Am Palmsonntag fängt die Feierlichkeit damit an, daß der Pabst in der Sala regia seines Pallastes, nach der Hochmesse, in Proceßion Palmen austheilt. Diese Ceremonie sah ich in der Maronitenkirche des Kollegii Maronitarum, wo sie in dem Ritus der Syrer gehalten wird. Die Messe ward auf syrisch und einige Gebete arabisch gesungen, nach einer Melodie, die dem Gesang der Juden in ihrer Schule vollkommen ähnlich klingt. Als die Hostie aufgezeigt wurde, wurde mit einer Glocke geklingelt und mit einigen dünnen Blechen, die an langen Stöcken gehalten und geschüttelt wurden, und zwei messingenen Schaalen, die man an einander schlug, wie die Bacchantinnen der Alten, eine gar sonderbare Musik gemacht. Vor dem Altar stand ein Baum, von Olivenzweigen zusammengebunden. Den segnete der Bischof, (Monsign. Arsenius) nach der Messe, ging in Proceßion mit demselben vor die Kirche und wieder nach dem Altar hinauf, und ließ hernach die Zweige unter das Volk theilen.

Am Mitterwoch, Donnerstag und Freitag



der stillen Woche wird Abends von vier bis sechs oder sieben Uhr in der sixtinischen Kapelle im Vatikan das sogenannte *Matutino delle tenebre* von einem Chor von 32 Sängern, ohne Begleitung von Instrumenten, gesungen. Es besteht aus 15 Psalmen und einigen Gebeten, und beschließt mit dem *Miserere*. Bei jedem Psalm wird ein Licht auf dem Leuchter, der 15 Arme hat, ausgelöscht, und zuletzt also die ganze Kirche dunkel, und in dieser Dunkelheit wird dann das *Miserere* angestimmt, welches einen unbeschreiblichfeierlichen Eindruck macht.

Am grünen Donnerstag assistirt der Pabst der Hochmesse in der sixtinischen Kapelle, die von einem Kardinal gelesen wird. Es werden zwei Hostien gesegnet, eine für die Donnerstagsmesse, und die andre für den folgenden Tag. Diese bringt der Pabst nach geendeter Messe in die paullinische Kapelle, und dann wird der ganze Altar entkleidet. Darauf erteilt er von der Loge der Peterskirche dem Volk den Segen, und kommt dann in die Sala Ducale zum Fußwaschen. Man kann vor dem unendlichen Gedränge des Volks unmöglich alle Feierlichkeiten sehen, und thut daher wol, gleich nach diesem Saal zu gehen, und sich da eine gute Stelle zu suchen, und den Empfang des päpstlichen Segens allenfalls bis zum ersten Oftertag aufzuschieben. Die armen Priester, denen die Füße gewaschen werden sollen, sitzen in Einer Reihe auf einer Erhöhung von drei Stufen oder Banken, in langen weißen Kleidern und mit einer runden weißen Mütze. An den Füßen haben
sie

sie eine Art Pantoffel oder Schuhe ohne Schnallen mit Bändern zugebunden, und die Strümpfe, die mit den Beinkleidern Ein Stück ausmachen, sind so gemacht, daß sie sie über den Fuß hinaufziehen können, ohne das ganze Bein zu entblößen. Sie werden aus verschiedenen Nationen gewält, und es waren ihrer dreizehn. Es wurde nämlich in den ältesten Zeiten der Kirche eine doppelte Handlung des Fußwäschens gefeiert; einmal wusch der Bischof Einem Priester den Fuß, und so stellte iener die Maria Magdalena und der Priester Jesum vor; das andremal wusch er in Christi Stelle zwölf Aposteln die Füße. Es ist jetzt willkührlich, ob der Bischof in Christi Stelle zwölf Priestern die Füße waschen, oder weil die Handlung nicht mehr als einmal geschieht, beide Ceremonien vereinigen und zugleich Maria vorstellen will. So machen Jesus und die zwölf Apostel die Zal dreizehn. Der Pabst wird auf einem Lehnstul, auf den Schultern nach dem Thron hingetragen, vor ihm das Kreuz, das ihn allemal begleitet und seine Ankunft ankündigt, und an den Seiten die großen Fächer von weißen Pfauenfedern. Er geht in ein Nebenzimmer und kleidet sich um, setzt sich dann auf den Thron und spricht einige Worte, auf welche das Chor der Sängers antwortet. Dann legt er seinen ganzen bischöflichen Ornat und seine Mitra ab, und kommt in einem weißen Talar mit einem Scherf, in Begleitung zweier Kardinäle und einiger Bedienten zu den Aposteln, die auf die oberste der drei Banken hinaufstücken, und den rechten Fuß entblößen. Er bogießt nicht, sondern wäscht



wäscht ordentlich den Fuß, troknet ihn mit einem weißen Schnupftuch ab, der einem jeden Apostel zum Geschenk gelassen wird, und küßt darauf den Fuß. Dann wird einem jeden Priester von den Personen, die den Pabst begleiten, ein Blumenstraus von weißen Blumen und ein Päckchen mit ein paar Goldstücken zum Geschenk überreicht. Darauf werden sie zu Tisch geführt, und der Pabst in eigener Person wartet ihnen, wenigstens bei dem ersten Gericht und mit dem ersten Glas rothen Wein auf. An einer andern Tafel essen später die Kardinäle.

In allen Kirchen werden an diesem Tage die Altäre entkleidet und die Hostie nur auf einem einzigen Altar aufbewahrt: theils zum Zeichen der Trauer, theils zum Andenken der ältesten Kirche, wo des Tages nur eine einzige Messe, (so wie jetzt am grünen Donnerstags,) gelesen und dann der Altar entkleidet ward.

Am Abend wird in der Peterskirche ein großes metallenes Kreuz, das an einem Seile, frei, fast in der Mitte der Kirche vor dem Hochaltar hängt, an beiden Seiten mit Lampen illuminirt. Diese Illumination macht in der großen prächtigen Kirche einen äußerst schönen Effekt. Alles ist dunkel, ausgenommen wo dieses erleuchtete Kreuz, das in der Luft zu schweben scheint, sein Licht hinwirft. Das helle Licht, das es auf die nahe Statue des h. Andreas, und auf den bronzenen Himmel des Altars, und auf die vier metallenen Säulen, die diesen Baldachin tragen, und in die Kuppel hinaufwirft, und der zunehmende Schatten der ent-

ferns



ferneren Gegenstände, und die ganze Kirche im Hellsdunkeln, nebst dem zahlreichen Volke, machen diese Erleuchtung zu einem äußerst unterhaltenden und malerischen Gegenstand. Vor den Altären brennt nur eine kleine traurige Lampe, die schön mit dem übrigen harmonirt. Bloss eine Reihe Lichter über der Thür und auf der Loge hinter dem Hochaltar, von der die Reliquien gezeigt werden, sollte fehlen, weil sie ein falsches Licht geben. – Die ganze Kirche ist voll Menschen, und allenthalben sitzen Maler, Aussichten der erleuchteten Kirche abzutuschen. – Eben so schön ist der Prospekt, wenn man außen vor der Kirche auf der ersten Stufe der Treppe, und hernach weiter entfernt auf der Base des Obelisks steht, und das erleuchtete Kreuz ganz im Dunkeln sieht.

Am Freitag ist alles Trauer in den Kirchen. Kein Weihwasser, kein Licht auf dem Altar, kein Orgelsklang oder Musik; die Altäre entblößt und die Bilder in den Kirchen mit Decken behängt. Um die Mitte des Vormittags wird das heilige Kreuz und die Hostie von dem Altar, wo sie den vorigen Tag hingesezt waren, unter vielen Ceremonien wieder nach dem hohen Altar getragen. Die Messe heißt daher, weil die Hostie den Tag vorher eingesegnet ist, *missa praesanctificationum*. Ich sah diesen Ritus in der Kirche der Propagande. Zuerst wird die Leidensgeschichte dreistimmig gesungen, so daß ein Sänger die Worte des Evangelisten, einer Jesu, und der dritte Pilatus und des Volks absang; worauf verschiedene Gebete folgten. Nach geendigten

Ge:



Gefängen und Gebeten zeigte Monsign. Borgia, Secreretär des Collegiums de propagande fide, der diese Ceremonie feierte, das Kreuz, das ein Stük des wahren Kreuzes enthält, dreimal dem Volk auf, mit den Worten: hoc est lignum crucis. *Resp.* in quo salus mundi pependit. *Chor.* Venite, adoremus, bei welchen Worten sich alle auf die Kniee beugten. Darauf ward es auf den Tritten des Altars auf ein Rißen gelegt, und vor demselben eine lange Decke ausgebreitet, um von den Anwesenden verehrt zu werden. Monsignor Borgia ging zuerst ohne Schuhe die Decke hinauf, verbeugte sich dreimal, und küßte das leztemal das Kreuz; eben so folgten die Priester und die übrigen mit ausgezogenen Schuhen, während welcher Handlung vom Chor gesungen ward. Hernach ward das Kreuz auf den Altar aufgestellt, und Gebete für den Pabst und für alle Nationen, Ketzer und Ungläubige von Monsign. Borgia abgelesen. Die geweihte Hostie ward unter einem Baldachin von dem andern Altar geholt, und damit auf dem Hochaltar die Messe celebrirt.

Freitags Abends ist das Kreuz in S. Peter wieder erleuchtet, und der Pabst kommt in Begleitung der Kardinäle hin, unter demselben seine Andacht zu halten.

Sonnabends sah ich den Feierlichkeiten in der Kirche S. Giovanni im Lateran zu. Sie fangen schon des Morgens um sieben Uhr mit der in allen Kirchen gewöhnlichen Heiligung des Lichts und des Wassers an, weil an dem vorigen Festtage das Weihwasser und die
Lichter

Lichter der Altäre weggenommen waren. Dann geschicht in dieser Kirche die Taufe der Proselyten, in dem Taufgebäude, das man Konstantin dem Großen zuschreibt und worin er getauft seyn soll; obgleich die gelehrten Italiener selbst dran zweifeln. Ich sah einen Türken taufen, der den Namen Giovanni Francesco Maria erhielt. Dann geschahen vor dem Altar der Kanonici, wo auch die erste Handlung der Einweihung verrichtet wurde, die Ordinationen der Kirchenbedienten, von dem Patriarchen Mattei. Zuvörderst erhielten zwei die erste Tonsur, indem der Patriarch ihnen einige Haare auf dem Scheitel abschnitt. Bei den übrigen Ordinationen der niedrigern Kirchenbedienten bis zu den Subdiaconis waren außer einigen Gesängen und den Anreden des Patriarchen, die man nicht verstehen konnte, keine weitere Ceremonien, als daß der Patriarch ihnen das heilige Kleid, den untersten eine weiße Schultermantel, den andern eine Art Messgewand umlegte und ihnen ihren Dienst anwies. So gingen z. B. die, die zum Aufwarten bei der Thür bestellt wurden, hin, die Thür aufzumachen, und mit der Glocke zu klingen, eine Ceremonie, die in katholischen Kirchen immer geschicht, wenn der Priester, um die Messe zu lesen, in die Kirche kommt. Bei der letzten Ordination der Diaconen war mehr Feierlichkeit. Nachdem ihnen das Messgewand angelegt war, legte ein jeder von den Kanonicis die Hand auf sie. Dann traten sie einzeln vor dem Patriarchen, der ihnen heiliges Oel in die Hand gos, und die Hände wurden ihnen, um

das



das Oel nicht zu verschütten, mit einem Taschentuch zusammen gebunden. Darauf ordinirte sie der Patriarch mit einer kurzen Anrede, accipe potestatem cet, und die Hände wurden ihnen wieder losgebunden, und sie wuschen sich. Zuletzt las der Patriarch in ihrem Beisein die Messe.

Am ersten Ostertage celebrirt der Pabst in eigener Person in der S. Peterskirche die Hochmesse oder Messa cantata im Beisein der Kardinäle. Es ist dazu ein eigner Thron für ihn aufgerichtet, auf dem er sitzt, bis die Hostie auf dem hohen Altar eingeweiht werden soll. Von diesem Altar darf niemand als der Pabst selbst die Messe halten. Das Evangelium wird in beiden Sprachen, griechisch und lateinisch abgesungen. Nach vollendeter Messe sieht der Pabst die Reliquien vorzeigen, er und alle Anwesende knieend, und darauf wird er hinausgetragen, um von der Loge (oder Gallerie) der Kirche den Segen zu geben. Am Donnerstag sah man ihn in der tiefsten Erniedrigung, jetzt sieht man ihn in der größten Majestät, der ein Mensch fähig zu seyn scheint. Mitten auf dem prächtigen S. Petersplatz, der allein einen bewundernswürdigen nie sättigenden Anblick gibt, umschließt eine Kompanie päpstlicher Soldaten einen länglichviereckten freien Platz und vor derselben hält die bürgerliche Garde zu Pferde. Diese umgibt eine fast unabsehbliche Menge Zuschauer, die bis auf die Treppen und an die Hallen der Kirche dicht an einander gedrängt stehen und voll Erwartung zur Gallerie hinaussiehn. Dann erscheint der Pabst auf dem

dem Stul getragen in der Begleitung des Kreuzes und der Pfauenschweife, die hinter dem Stul gehalten werden, auf der Gallerie unter einem schönen Baldachin. Er wird niedergesetzt und hebt sich dann nach einer kleinen Pause majestätisch in die Höhe, indem alles Volk, die Miliz ausgenommen, auf die Kniee fällt. Langsam breitet er seine Hände aus, schlägt sie über dem Kopf als betend zusammen und gibt dreimal den Segen. Alles Volk schlägt sich auf die Brust, daß der Platz ertönt. Dann sitzt er wieder nieder, und von einem Kardinal wird dem Volk die Indulgenz auf hundert Tage verkündigt, und wenn sie abgelesen ist, die Schrift zerrißen und niedergeworfen. Der Pabst hebt sich noch einmal und gibt mit Einem Kreuze den Segen. Während der Segnung wird mit den Glocken geläutet und die Kanonen vom Kastel werden gelöst. Alles gibt eine Idee von fast übermenschlicher Größe, wozu die Schönheit des Platzes selbst beiträgt: der erhabne Ort, auf welchem der Pabst in die Höhe gehoben wird, die vielen tausend Menschen, die Erwartung und Begierde des Volks, als ob ein Engel vom Himmel herabredete, das Geläute, die Kanonen. — Ganganelli, dem unsterblichen Pabst, haben wir es zu danken, daß bei dieser feierlichen Segnung, der Gebrauch, den Kezern den Fluch zu verkündigen, abgeschafft ist.

Am zweiten Ostertag hört man gute Vokalmusik in dem Chor der Kanonici der S. Peterskirche. An diesem und dem folgenden Abend ist Illumination in der Stadt wegen des Krönungsfestes des Pabsts, das vom



vom 22ten Februar auf diese Tage verlegt ist. Das vorzüglichste ist das Feuerwerk auf dem Kastel S. Angelo. Es ist nicht außerordentlich prächtig, kostet auch nur für beide Abende 500 Scudi, nimmt sich aber sehr artig aus, zumal wenn man eine Loge ienseit der Tiber hat und das Feuer sich im Wasser abbilden sieht. Es stellt dem Ort angemessen eine Kanonade und Belagerung vor, und hebt an und endigt sich mit der sogenannten Girandola, die wie ein großes Feuer aus der ganzen Oberfläche des Kastels hinaufsteigt, und zuletzt Knalle gibt. Diese gibt einen ungemein schönen Anblick.

Am 1ten December 1780 wurden vom Pabst drei Kardinäle ernannt, welches in dem geheimen Konfistorio geschah, wo sie zugleich ihre Unterscheidungszeichen, die rothe Baretta oder Mütze erhielten. An demselben Tage nahmen sie die Glückwünsche an, und diesen und den folgenden Tag wurden die Häuser der Vornemen illuminirt. Man erleuchtet in Rom mit kleinen runden Laternen von Papier, die mit den Wapen der Kardinäle, oder bei andern Feierlichkeiten mit andern Bildern bemalt sind, und ziemlich dicht an einander in die Fenster gesetzt werden. Die Vornemern setzen außerdem außen vor den Fenstern Wachsfackeln, an jeder Seite des Fensters Eine. Im Parterre der Häuser ist niemals Licht, weil unten in den Häusern nach italienischer Art bloß Boutiken sind: aber der Mangel wird durch Pechtonnen, die man in einiger Entfernung vor den Häusern abbrennt, ersetzt, und dies Lustfeuer sieht unter der ganzen Illumination am besten aus.



aus. Die Facaden der Kirchen, deren Titel die neuen Kardinäle erhalten haben, werden an den Gesimsen mit dichten Reihen papierner Lampen behängt, die in der Entfernung sehr gut aussehen. Alle Erleuchtungen in Rom dauern zwei Abende.

Drei Tage drauf, am 14ten December, wurde den drei neuernannten Kardinälen, die wie die übrigen in einem violettne seidenen Talar mit einer langen Schleppe, einem weißen hermelinen Halbmantel über der Schulter, einer rothen Barette, und in der Hand einem rothen viereckten Priesterhut, erschienen, in der sixtinischen Kapelle im Vatikan, in Anwesenheit fünf andrer Kardinäle vor dem Altar der Eid abgenommen. Darauf erschien der Pabst im Konsistoriumsfaal und setzte sich auf den Thron. Er war in einen Bischofshabit von Drap d'or gekleidet, und hatte eine goldne Bischofsmütze auf dem Kopf. (Sonst trägt er auch zuweilen eine von Drap d'argent.) An beiden Seiten des Throns wurden die beiden großen Fächer von weißen Pfauensfedern, die ihn immer begleiten, aufgestellt, und vor ihm das Kreuz, ohne welches er sich gleichfalls nie sehen läßt, gehalten. Nachdem ein ieder der versammelten Kardinäle zum Handfuß gekommen war, fielen die drei neuerwählten dem Pabst zu Fuße und wurden darauf von ihm embrassirt. Sie gingen bis ans Ende des Saals zurück, und traten sodann, einer nach dem andern, von seinem Cavaliere servente gefolgt, der ihm die Schleppe trug, wieder zu dem Thron hinauf. Bei den dreimaligen gewöhnlichen Verbeugungen, am



Ende des Saals, in der Mitte und vor dem Thron, gab der Pabst jedesmal, wie gewöhnlich, mit der Hand das Zeichen des Segens. Darauf bedeckten sie, vor dem Thron knieend, das Haupt mit den Zipseln des Talars, und über demselben hielt der Pabst den rothen seidnen dreieckten Hut, mit einer lateinischen Anrede, in welcher er sie öffentlich als Kardinäle der heil. römischen Kirche erklärte, und das Beste des päpstlichen Stuls und der Kirche zu befördern ermahnte. —

Einige Tage nachher, den 18ten December, sah ich gleich auch das Leichenbegängnis eines Kardinals. Der Leichnam wird ein paar Tage nach dem Tode, am Abend, in den Kardinalskleidern, mit der Bischofsmütze (Mitra) auf dem Kopf, und dem Kardinalshut neben sich, in seinem Staatswagen nach der Kirche gefahren, deren Titel er hat, und wo er beigesetzt werden soll. Um den Leichnam sitzen vier Geistliche, die beständig Gebete hersagen. In zwei Wagen folgen seine Bedienten, und seine Domestiken, etwa zehn, gehen mit Fackeln voraus. In der Kirche, die mit schwarzem Tuch und goldnen Treppen bekleidet ist, wird er aufs Paradebett gelegt. Am folgenden Vormittag stehen um die Leiche etwa hundert brennende Wachsfackeln, die einen freien Platz einschließen, in welchen nach einander die Kardinäle treten, das Weihwasser dreimal gegen den Leichnam spritzen und ein kurzes Gebet sagen. Vier Bediente stehen an den vier Ecken des Paradebettes mit des verstorbenen Kardinals Wapen in einer schwarzen Fahne. Vor einem jeden Cardinal wird

das Wapen des Pabsts, der ihn ernannt hat, in einer silbernen oder vergoldeten Gruppe, ein Geschenk des Pabsts, eins prächtiger als das andre, vorausgetragen. Wenn der Pabst gesund ist, pflegt er gegen Mittag zu kommen und im Beisein der Kardinäle eine feierliche Seelenmesse vor dem hohen Altar zu lesen. Darauf geht er zur Leiche und setzt sich vor derselben auf einem Kanapee nieder, und zwei Kardinäle zur Seite, liest das Gebet, und geht dann zweimal, einmal mit dem Weihwasser, das andremal mit Rauchwerk um die Leiche herum. Nach diesen Feierlichkeiten wird der Leichnam ausgekleidet, und in einem gewöhnlichen Sarg begraben.

Das Kardinalskollegium teilt sich in drei verschiedene Klassen, Bischöfe, Priester und Diakoni. Die Bischöfe sitzen in der Kapelle nächst am päpstlichen Thron, und haben den ersten Rang; die Priester folgen nach ihnen in derselben Reihe, näher nach der Thür, und die Diakoni sitzen gegen über. Alle drei Klassen sind pabstfähig. Ist der Pabst ein Diakonus, so erhält er bei der Einweihung als Pabst, zugleich die Priesterweihe. Die Kardinäle gehen im gemeinen Leben in schwarzen französischen Kleidern, mit rothen Strümpfen, einer rothen Barette und einem rothen dreieckten Hut; aber bei Funktionen, in langen rothen Talaren mit kleinen Schultermänteln und einem rothen viereckten Priesterhut; in Trauer aber und am Charfreitag in violettten Kleidern; ein einzigesmal im Jahr in brauner Kleidung, kurz vor Weihnachten, an einem ge-



wissen Feste, ehe der Pabst nach dem Vatikan hinzieht. Sie fahren, wenn sie en Galla oder in Funktionen sind, in einer unförmlich großen, entweder ganz schwarzen, oder an hohen Feierlichkeiten schön gemalten und mit Gold und Bildhauerarbeit sehr reich gezierten Karosse, in welcher sie hinten auf einer Erhöhung sitzen, und vor ihnen und an den Thürschlägen sitzen ihre Abbaten und übrige Begleitung. Andre Bediente folgen in zwei eben so großen, aber nicht so schönen Wagen. Ein vornehmerer Bediente, der die Wagen öfnet, geht in einem schwarzen langen Mantel und schwarzen Kleide zu Fuß neben dem Wagen des Kardinals, und die übrigen geringern Bedienten, sechs oder acht, gehen vor dem Wagen her. Wenn sie die Engelsburg vorbeifahren, um nach S. Peter zu kommen, werden sie von dem Balkon derselben mit Musik empfangen, zu welcher die Wache, en parade, akkompagnirt: es wird der Anfang eines Psalms gespielt. Fahren sie in wenigerm Lustre, z. B. zu der Kongregation der Propagande, so haben sie gewöhnliche Wagen, aber ebenfalls drei, mit demselben Pomp, nur daß blos zwei Personen gegen den Kardinal über sitzen, und daß die Bedienten hinten auf stehen, auf jedem Wagen viere. Zu Besuchen haben sie einen gewöhnlichen Wagen und drei Bediente, und sitzen allein. Der Pabst fährt immer im großen Kardinalswagen, mit sechs Pferden bespannt; alle andre Vornemen in der Stadt nur mit zwei. Die Prinzen dürfen Läufer vorangehn lassen, die keiner sonst, selbst der Pabst nicht, gebraucht.

Der



Der Aufzug des Papsts ist sehr brillant. Er fährt in einem großen Kardinalswagen, der mit rothem Sammt überzogen, mit goldnen Leisten geziert und mit sechs Schimmeln bespannt ist. Er sitzt hinten im Wagen auf einer Art von Thron allein, und vor ihm sitzen zwei Kardinäle. Die Karosse umgibt die deutsche Schweizergarde. Sein Gefolge ist unabsehlich. Zuerst folgen der Maggiordomo und andre Monsignori auf Mauleseln. Zwischen ihnen kommen zwei päpstliche Porteschaisen leer, deren eine von Menschen, die andre von zwei Mauleseln getragen wird. Die Monsignori in ihrem violetten Prälatenhabit und violettenen Strümpfen auf Mauleseln sitzend, machen einen seltsamen Aufzug; einige trauen sich so wenig zu, daß sie ihre Thiere von einem Bedienten ziehen lassen. Die Diener laufen zu Fuß zwischen den Mauleseln und Pferden durch. Dann folgen die päpstlichen Bürgergarden, jede von ungefehr 50 Mann, zu Pferde, die eine in rother und die andre in blauer Uniform mit Gold. Zuletzt kommen zwölf große Kardinalswagen mit den päpstlichen Bedienten. Der Papst gibt indeß während des Fahrens beständig wechselsweise, bald an einer, bald an der andern Seite, den Segen; und das Volk, das mit Begierde ihn erwartet, stürzt auf die Kniee mit dem Freudengeschrei, *Date mi la benedizione, Santo Padre: date mi la benedizione.*

Am Fest der Verkündigung Mariä, den 25ten März, pflegt der Papst in einer feierlichen Kavalkade nach der Kirche S. Maria sopra Minerva zu reiten,



und die Hochmeße zu halten. Ich habe ihn diesen Aufzug nicht, wie er eigentlich sollte, zu Pferde, sondern zu Wagen machen sehen. Voran ritten der Governatore di Roma, der der erste Prälat ist, und zur Unterscheidung eine Escorte bei sich hat; der Prinz Kolonna, dem die Person des Pabsts anvertraut ist, und der bei allen Festlichkeiten zur Seite des Throns steht, (assistente del soglio,) und ein paar andre Prälaten. Die übrigen folgten dem päpstlichen Wagen, größtenteils auf Maulseseln, und die Bürgergarde in rother und blauer Uniform und drei Kardinäle mit ihrem Gefolge beschloßsen den Zug. In der Kirche war vor dem Altar eine Ehrenpforte errichtet, durch welche der Pabst auf einem Lehnstuhl sitzend getragen wurde. Es sahe majestätisch aus, wie er so über alles Volk hervorragte und an beiden Seiten dem knieenden Volk den Segen erteilte. Er hatte die Tiara oder runde päpstliche Krone auf, die er hernach auf dem Altar mit der Mitra oder Bischofsmütze verwechselte. Ein Prälat celebrierte die Meße, bei welcher außer dem Pabst sehr viele Kardinäle assistirten. Am Beschluß traten die Mädchen, die immer an diesem Tage ausgesteuert zu werden pflegen, etwa vierzig an der Zahl, alle mit weißen Schleiern vom Kopf an bedekt, die aber doch das Gesicht frei ließen, paarweise auf den Altar, und küßten zur Dankagung dem Pabst den Fuß oder Pantoffel. Die Fächer von weißen Pfauensedern wurden auch hier neben dem päpstlichen Stuhl getragen, und hernach an beiden Seiten der Ehrenpforte aufgestellt.

Im Oktober, wenn alle Vornehmen sich aufs Land begeben, pflegt der Pabst durch die Stadt zuweilen zu Fuß spazieren zu gehen. Ich habe ihn in diesem Monat mehrmal gesehn; er geht unerwartet in die Boutiken der Maler, Bildhauer u. s. w. und kauft auch etwas. Er ist *à la campagne* gekleidet, in einem langen weißen seidnen Kleide, mit rothen Schuhen, einer kurzen rothen seidnen Schultermantel, und einem runden an beiden Seiten aufgefrempten rothen Hut. Indessen ist sein Aufzug immer päpstlich. Das Kreuz wird vor ihm her getragen, ein Prälat trägt ihm den Zipfel des Rocks nach, und der Maggiordomo nebst vielen andern Prälaten begleiten ihn. Voran reiten ein paar Kavalliegieri, oder leichte Reuter; dann kommt der päpstliche Wagen, leer, mit sechs Schimmeln bespannt, und darauf folgen einige 20 Mann von ieder Bürgergarde in rother und blauer Uniform. Dann für die Prälaten fünf oder sechs Wagen, gleichfalls leer: so, daß der Zug wie gewöhnlich ziemlich lang wird.

Am 21ten Januar 1782, Morgens um neun Uhr hatte ich bei Sr. Heiligkeit Privataudienz. Bei dieser Art Audienzen, — und das sind die, die man gewöhnlich sich ausbittet — findet keine Etiquette statt, über die man sich sehr zu beklagen Ursach hätte. Ich fuhr in meines Freundes, des Prälaten Borgia Equipage, nach dem Vatikanapallast. Im ersten Saal war die Schweizergarde in ihrer bunten sonderbaren Tracht, deren zwei beim Eingang und zwei bei der innern Thüre Wache hielten. Im zweiten Zimmer waren Bediente



in schwarzen Kleidern und Mänteln. In dem dritten mußte ich verweilen. Ich saß da mit den übrigen, die zur Audienz angesagt waren, am Kamin, wobei ein paar aufwartende Bediente standen. Von hier wurden zwei oder drei allemal zusammen in die Antichambre gerufen. Ich ging durch zwei oder drei leere meublirte Zimmer, wo Hut und Degen und Handschuhe abgelegt werden. In der Antichambre, wo, wie in den Sälen der römischen Prinzen, ein Thron mit einem Baldachin und dem Wapen steht, war der Maestro di Camera, Prinz Doria, mit der Liste derjenigen, die Audienz haben sollten, in der Hand, und drei geheime Kammerdiener, (*Kamerieri segreti*), alle Prälaten saßen am Kamin. Einer legte das Feuer im Kamin zurecht, betete dabei immer laut sein Breviarium und sprach zwischendurch mit den Fremden. Wenn einer zum Pabst hineingelassen ist, ruft der Maestro di Camera den folgenden, um sich an der Thür in Bereitschaft zu stellen. Es ist eine doppelte Thür. Wenn die innere aufgemacht wird, macht sogleich der Maestro di Camera die äußere auf, um den, der Audienz gehabt hat, herauszulassen, und faßt sodann gleich die innere Thür, geht hinein, fällt auf beide Kniee, und nennt den Namen des, der darauf hineintreten soll, Signor Adler. Sobald er hinein gegangen ist, werden beide Thüren wieder zugemacht. Der Pabst sitzt zur Rechten der Thür an einem Schreibtisch. Man knieet dreimal mit beiden Knieen, macht zwischen jedem Fussfall einen Schritt, so, daß man das drittemal neben dem

Stul

Stul knieet, wo man vom Pabst durch ein Zeichen der Hand ausgerichtet wird. Der Pabst war ausnemend gnädig. Er redete nicht in dem Ton, Wir, sondern Ich, als Privatmann, und nannte mich Sie. Als ich ihm sagte, daß ich vielleicht über Deutschland zurückreisen und da der Herold seiner Verdienste seyn würde, klopfte er mich freundlich auf die Schulter, und sagte, diese Reise mache ich vielleicht eher als Sie. Es war damals schon beschlossen, aber noch nicht völlig bekannt, daß er nach Wien reisen würde. Er erkundigte sich lange nach den Universitäten, Bibliotheken und dem Zustand der Gelehrsamkeit in meinem Vaterlande, dankte mir dann für meine Visite und reichte mir seine Hand zum Kuß. Der Fußkuß ist bei diesen Audienzen ganz abgeschafft, und es wäre auch nicht wol möglich, zum Fuß unter den Tisch zu kommen. Man geht rückwärts, ebenfalls dreimal knieend zurück. Ein Katholik erhält dabei den Segen von der Hand des Pabstes; der fiel bei mir weg. — Feierliche Audienzen werden in der Sakristei der Peterskirche gegeben, und da muß denn freilich eine strengere Etiquette beobachtet werden. Man muß da so lange auf den Knien liegen, als die Audienz dauret. Diese Audienzen werden vorzüglich nur dann gegeben, wenn eine Dame Audienz verlangt: denn das Frauenzimmer wird ohne Ausnahme, nicht in die päbstliche Wohnung hineingelassen. Selbst die Braut des päbstlichen Nevens, Grafen Onesti Braschi, ward dem Pabst in der Kirche vorgestellt und knieete. Er ward am Oftertage von der solennen Messe die Kirche herab-

getras



getragen; der Graf und seine Braut standen zur Seite, und Se. Heiligkeit ließen die Träger nur einen Augenblick halten, um den Verlobten seinen Segen zu erteilen. — Der Papst Pius der sechste ist ein ansehnlicher gut gebildeter Mann, der sonderlich viel Majestät und dabei viel Gefallendes bei den Feierlichkeiten hat, die er celebrirt. Er ist nicht gelehrt, nicht Ganganelli, aber ein sanfter und gütiger Fürst, sehr ehrsüchtig und vielleicht eben deswegen sehr zu großen Unternehmungen geneigt, und ein starker Gönner und Beschützer der Jesuiten.

Das römische Karneval ist nur kurz, aber gibt doch verschiedene Gelegenheit zu Vergnügungen. Es fängt zehn Tage vor Fasten an, und dauert bis zu der Fastenzeit; die eigentliche öffentliche Festlichkeit dauert nur ein paar Stunden alle Nachmittag im Corso, einer langen graden Straße, die die halbe Stadt durchschneidet. Die gemeinen Italiener feiern diese zehn Tage durch unmäßiges Essen und Trinken und durch insame Vermummungen, in welchen sie im Corso herumlaufen. Auf den Fußbänken der Straße sind Gerüste aufgerichtet, und Stühle gesetzt, wo sich die Zuschauer in langen Reihen setzen; in der Straße fahren an beiden Seiten einige hundert Karossen auf und nieder, so, daß nur ein schmaler Weg in der Mitte bleibt. Die päpstliche Bürgergarde zu Pferde in blauer Uniform reitet durch die Straße, um das Fest brillanter zu machen, und alle Unordnungen zu stören. Der Jubel endigt jeden Abend mit einem Pferderennen durch die

Mitte



Mitte der Wagen und Menschen, und das stehende Pferd wird mit einer Fahne von Drap'or belont. Das größte Vergnügen bei diesen Tändeleien mag für einen Fremden seyn, daß er nie bessere Gelegenheit hat, die schönen Römerinnen zu sehen, und daß er sie alle heiter und voll Freude sieht. Man findet im Corso fast lauter hübsche Mädchen, und alle artig und mit Geschmak gekleidet. — Der letzte Karnevalsabend ist der vorzüglichste. Nach geendigtem Pferderennen kauft ein ieder vom gemeinen Mann bis zum Vornemen kleine Wachellichte, die man Mocoli, Moccoletti nennt, und hält sie angezündet in der Hand. Dann bemühet sich einer dem andern sein Licht auszulöschen, und belacht ihn, wenn es ihm gelungen ist, mit dem Jubelgeschrei, Amazzate chi non ha mocoli! Erwürge den, der kein Mocoli hat! An diesem Abend scheint alles erlaubt zu seyn, jedoch ohne alle Unordnung. Ein ieder hat das Recht, in die Wagen der Prinzessinnen hineinzuleuchten, und ihnen ihr Licht auszulöschen; alles ist Freude und Scherz. Die ganze erleuchtete Straße und das Gewimmel und Geschrei des Volks macht viel Vergnügen. Mit diesem Spiel wird das Karneval gleichsam begraben. Statt des Jubels folgt traurige Stille, und statt der fetten Malzeiten, Fasten. Am folgenden Tage, le Ceneri, oder Aschermitwoch, fängt die Quaresima an, und man geht in großer Devotion in die Kirche, um die Sünden der vorigen Tage Gott abzubitten und zu büßen.

Am 20ten Mai 1781 hielt der venetianische Senat,
sandre,



sandte, Girolamo Juliani, seinen feierlichen Einzug in Rom. Die Gesandten verschieben diese Ceremonie, bis sie schon ihren Rapel haben, weil sie nachher viel Aufwand machen müssen. Der Gesandte fährt nach der Villa des Pabsts Julius des dritten vor dem Thor del popolo. Dahin schiffen die Kardinäle und Prinzen, Abgesandten in ihrer Equipage mit sechs Pferden, den Gesandten Glück zu wünschen. Und darauf gegen Abend fährt der Gesandte in seinem ganzen Aufzug, von seinen Bedienten, seinen Reisewagen und einigen Rüstwagen begleitet, in die Stadt. Acht Tage drauf, am 27ten Mai, hatte der venetianische Gesandte seine erste öffentliche feierliche Audienz bei dem Pabst. Auch dies ist eine bloße Ceremonie, die mit Fleiß bis zum erlangten Rapel verschoben wird, um die Kosten, die er sonst als wirklicher Ambassadeur machen müßte, zu sparen. Alle vorhergehenden Audienzen, die er als Gesandter in Geschäften bei dem Pabst gehabt hatte, waren bloße Privataudienzen. Die tezzige öffentliche Audienz erfolgte mit ausnemender Pracht, und vielen Feierlichkeiten. Er ließ erst, wie gewöhnlich, die Kardinäle, Gesandten, Minister, Prälaten, Prinzen und den Adel einladen, ihre Kavaliers mit ihrer Equipage zu seiner Begleitung zu schiffen. Nachdem sie in seinem Pallast kostbare Erfrischungen genommen hatten, fing der Aufzug des Gesandten Abends um 22 Uhr, (zwei Stunden vor Sonnenuntergang oder um sechs Uhr,) an und war königlich. Zuerst fuhren vier große, von Gold und Bildhauerarbeit reiche Staatswagen des Gesandten,



ten, ieder mit sechs Pferden bespannt. Voran ward ein kostbarer Sonnenschirm mit goldnen Quästen getragen. Der erste dieser vier Wagen war leer, und es lag bloß auf dem Sitz ein großes Kissen. In dem zweiten Prachtwagen, der ganz neu und der kostbarste war, saß auf dem obersten Sitz der Gesandte, in dem schwarzen Gesandtenkleid, mit der langen venetianischen Peruce, und bei ihm fünf Prälaten. Die römischen Prachtwagen sind so groß, daß zu sechs bis acht Personen Platz ist. Vor dem Wagen her gingen 24 Staffieri oder Bedienten mit einer reichen Livree von Scharlach mit Silbergalonen und seidnen Westen. An beiden Seiten des Wagens gingen zu Fuß außer dem Dekan und Unterdekan, sechs Pagen in blauen Atlas mit Silber gestickten Kleidern, ferner die Thorhüter mit Wehrgehenken, und vier Läufer in Scharlach gekleidet mit dem Schilde des Gesandten. Die Bedienten alle liefen unordentlich unter einander durch. Es folgte der Stallmeister des Gesandten in einem schwarzen seidnen Mantel zu Pferde. In den zwei folgenden Prachtwagen saßen der venetianische Sekretär, der Oberhofmarschal des Gesandten, und verschiedene Razonaledelleute. Darauf folgten noch acht Kardinalswagen für die übrigen des Gefolges, ieder nur mit Einem Spann Pferde. In diesem prächtigen Aufzug ward nach dem päpstlichen Pallast gefahren. Der Gesandte und Gesandtschaftssekretär wurden feierlich vor den Pabst geführt, und nach einem kurzen Gespräch dem Kardinalstaatssekretär Pallavicini vorgestellt. Es war Abend geworden, und



derselbe Aufzug ging mit Fackeln wieder zurück. Am folgenden Tage besuchte der Gesandte in eben dem Aufzug die S. Peterskirche und das Kollegium der Kardinalen, wo er den Anfang der Visiten bei dem Kardinalsdekan machte: Alle Livreen seiner Bedienten aber waren neu und von veränderter Farbe.

Am zweiten Pfingsttag, den 4ten Junius, sah ich eine Nonne einkleiden im Benediktinerinnenkloster a S. Ambrogio della Massima, eine rührende Funktion. Die ganze Kirche und der Klosterhof waren mit schönen Tapeten behängt, und alle Altäre wurden mit vielen Lichtern besetzt. Nachdem die Messen gelesen waren, ward die junge Braut hochzeitlich gekleidet, von ihrer Brautführerin in die Kirche, und nachdem die Nonnen von der Orgel einen Gesang gesungen, zum Hochaltar geführt, wo sie zur Rechten ihrer Führerin auf den Stufen niederkniete. Dann kam der Bischof in seinem Messgewand, mit der Mitra auf dem Kopf, und setzte sich auf dem Altare auf einen Stuhl. Er las verschiedene Gebete, und von den umstehenden Kirchenbedienten wurden einige Psalmen gesungen. Darauf schnitt der Bischof dem Mädchen über beiden Schläfen und auf dem Scheitel einige Haare ab, das aber freilich eine leere Ceremonie war, die nur die falschen Haare traf, gab ihr ein Kreuz in die Hand, das ihre Führerin ihr an der Brust befestigte, und setzte ihr die Brautkrone auf. Es ward dabel nichts gesprochen: nach andern Ritualen, z. B. der Franciskanerinnen, redet der Bischof die Braut an: *Veni sponsa Christi cet.*

Die



Die Braut nahm hierauf ein großes Wachlicht in die Hand, und ward mit demselben von dem Bischof und ihrer Führerin in das Kloster begleitet, wo sie von den Nonnen empfangen und in ihr Chor gebracht wurde, das an der Seite des Altars ist, und ein Gitter nach der Kirche hat. Vor diesem Gitter kniete die Braut, und der Bischof setzte sich in der Kirche zur Seite des Gitters. Er las wieder einige Gebetsformeln, weihte die Ordenskleider, die ihm auf einer silbernen Schale mit Rosenblättern bestreut, vorgehalten wurden, mit Weihwasser und Räuchwerk, und rückte hernach vor das Gitter, in dem man eine kleine Oefnung aufgeschoben hatte, wo die Kleider hineingereicht werden konnten. Ich stand nahe am Stul des Bischofs, so, daß ich alles sehr genau sehen konnte. Die Nonnen flechteten dem Mädchen zuvörderst die ganze Frisur aus, und banden ihr ein weißes Tuch um das Haar. Darauf wurden ihr unter einem weißen Mantel, den sie übergehängt hatte, die Oberkleider abgezogen, das die Nonnen mit vielem Anstand zu machen wußten. Der Bischof reichte dann das schwarze Ordenskleid, und nachdem sie dasselbe angelegt hatte, ein weißes Kopfstuch, ein weißes Halstuch, das fest an den Hals anschließt, und die übrigen kleinern Kleidungsstücke, zuletzt den Rosenkranz hinein, der ihr nebst dem Kreuz an der Seite angehängt ward. Das weiße Kopfstuch, das mit zwei Zipfeln auf den Rücken herabhängt, tragen die Noviziaten das Probejahr; nach Verlauf desselben, wenn sie Profesß thun, wird es mit einer schwarzen



Kutte verkauft. Sie war ein muntres junges Mädchen von 15 Jahren, und sah in ihren Ordenskleidern schöner und so froh aus, als eine junge Braut, aber freilich wol aus Zwang. Denn es ist Pflicht, mit Freuden und Lachen sich einkleiden zu lassen, und man pflegt sie immer dazu vorzubereiten. Dann stand sie in ihrem neuen Habit auf, und umarmte ihre Freundinnen und Ordensschwestern. Darauf kniete sie wieder an derselben Stelle mit einem Licht in der Hand. Der Bischof gab ihr den neuen Namen bloß mit den Worten, *vi chiamatete Porzia Maria*, (sie hieß vorher *Maria Porzia Falconi*,) und hielt eine italiensche recht gute Rede, deren Inhalt folgender war. „Es sind zwei Stücke, durch die wir Gott wolgefällig werden können, Unschuld oder Buße. Das Kleid der Unschuld haben wir in der h. Taufe empfangen, und glücklich sind wir, wenn wir in diesem Kleide unbefleckt am Gerichtstage vor Gott erscheinen können. Um diese Unschuld zu bewahren, ist kein sichereres Mittel, als die Entfernung von der Welt und die besondere Hingabe an Gott, zu der ihr euch heute eingeweiht habt.“ Er hielt ihr darauf vor, daß Gott sie von ihrer Kindheit an zu seinem Liebling ersehen, sie vor den Versuchungen der Welt unbefleckt erhalten, und ihr jetzt die heilige Entschließung eingegeben habe, in die Gesellschaft dieser ehrwürdigen Mütter zu treten. Er erinnerte sie an die Beispiele des Patriarchen Benedikts und anderer Heiligen seines Ordens, und ermahnte sie, ihnen nachzufolgen. Diese Rede hörte sie mit



mit zur Erde niedergeschlagenen Augen und mit blaßem Gesichte an, – vielleicht ein Zeichen eines innern Kampfs von Furcht und Freude. Darauf segnete sie der Bischof, wünschte ihr Standhaftigkeit und gratulirte ihr und den übrigen Schwestern. Sie ward durchs Kloster geführt und erschien vor der großen Thür, die geöfnet ward, und wo sie von ihren Freunden mit Lachen Abschied nahm. — In diesem Noviziat bleibt sie Ein Jahr, und dann thut sie grade an demselben Tage vor dem Altar des Oratoriums, nicht öffentlich in der Kirche, das Gelübde. Unter hundert Nonnen geht kaum Eine in dem Probejahr aus dem Kloster, weil alles Unglück, das ihnen etwa hernach begegnet, als ein Zeichen der Ungnade Gottes und als eine Strafe der Verlassung des Klosters angesehen wird. Ich kann es begreifen, daß aus Ueberredung oder Unzufriedenheit mit der Welt, Mädchen in ein Benedictinerinnen-, Augustinerinnen-, oder Dominikanerinnenkloster gehen, wo sie doch nicht in völliger Abgeschiedenheit von der Welt leben, und wenigstens doch ihre Freunde sehen und sprechen können: allein, in ein Kapuzinerinnenkloster zu gehen, wo die Eingesperrten nie wieder ihre Eltern und Freunde sehen, noch schriftlich sich mit ihnen unterhalten dürfen, nichts von ihnen hören, ob sie leben oder todt sind, sondern bei einem erfolgten auch noch so nahen Todesfall in ihrer Familie nur überhaupt erfahren, daß sie für die Seelenruhe eines Verstorbenen aus ihrer Familie beten sollen, wo sie endlich ohne Probejahr aufgenommen werden, dazu ge-



hört eine unbegreifliche Entschlossenheit oder Enthusiasmus. Ihre Einkleidung bekommt niemand zu sehen, weil sie das Ordenskleid im Kloster auf dem bloßen Leibe anlegen.

Die Benediktinermönche von Monte Kasino haben in Rom zwei Klöster, zum Winteraufenthalt S. Paolo vor der Mauer, und zum Sommer S. Alessio ienseit der Tiber. Sie sind die bescheidensten Mönche in Rom. Im Noviziat sind die Kinder von sechs Jahren an besonders eingeschlossen. Sie haben ieder seine Zelle, und dürfen mit niemand umgehen, als unter sich. Von ihren Aufsehern begleitet gehen sie zuweilen spazieren. Freiheit lernen sie gar nicht kennen. Im 16ten Jahre entschließen sie sich, ob sie in den Orden treten wollen, wenn sie schon Jahre lang an diese Lebensart gewohnt sind. Dann folgt nach der Einkleidung das Probefahr, dann die Profession oder das Gelübde. Noch nachher bleiben sie noch fünf bis sechs Jahr, aber in andern Zimmern, im Noviziat, unter derselben strengen Regel, mit niemand umzugehen; damit sie in ihrem Studiren, wie man sagt, nicht gestört werden. Sie sind dann Kollegiali, oder studiren im Kollegio, bis sie sich so weit gebracht haben, daß sie Rettori, oder Lehrer, u. s. w. werden. Die Profession geschieht also. Die Hochmesse (*Messa cantata*) wird bis zum Glauben gelesen. Dann kommen der Abt, die Priester und die Novizen hinter dem Altar hervor. Der neue Mönch ließt vor dem Altar das Gelübde, unterdeßen der Abt viele Gebete hersingt. Sodann wird



wird er neu gekleidet, nachdem die Kleider zuvor mit Weihwasser und Rauchwerk geheiligt sind. Nach einigen Gebeten legt er sich als ein Todter auf die Erde, wird mit einem schwarzen seidnen Todtenkleide bedeckt, zwei Lichte neben der Leiche gestellt und die Todtenglocke geläutet. Unter der Zeit wird das übrige der Messe geendigt. Dann richtet der Verstorbene sich wieder auf und empfängt das Sakrament. Auf dem Altar unterzeichnet er mit seinem Namen und einem Kreuz das Gelübde, welches Attestat im Archiv beigelegt wird. Dasselbe Versprechen wiederholt er nachher dem Abt, indem er seine Hände als ein Betender faltet, und zwischen den Händen des Abts legt, der sie mit dem Saum seines Kleides bedeckt, und gen Himmel hebt.

Am 28ten Junius, Vigilia di S. Pietro, werden Nachmittags, und am folgenden Tage Vor- und Nachmittags in der päpstlichen Kammer im Vatikan, die Feudi bezahlt. Die Kammerpräsidenten, die Prälaten sind, und deren Chef der Kardinalschatzmeister ist, nehmen sie in Empfang. — Gegen sechs Uhr Abends versamen sich die Kardinäle im Pallast, und begleiten dann dem Pabst nach der S. Peterskirche. Der Pabst wird, wie gewöhnlich, auf einem Lehnstul getragen. Wenn er auf der Haupttreppe (scala regia) des Vatikan, bei der Statue Konstantins des Großen zu Pferde kommt, hält er stille, und der Fiskal, der gleichfalls Prälat ist, lieset vor ihm auf den Knien, die Akte des Protests wegen Parma und Piacenza, die dem Kir-

M 3 chen:



chenstaat gehörten, und der Pabst genehmigt se. Darauf wird er in die Kirche, zur Konfession, d. i. zum Begräbniß des heil. Peters, gebracht, auf dem über 100 Lampen brennen. Die bronzene Statue des h. Peter, die zur Seite steht, ist mit einem reichen Bischofshabit und einer päpstlichen Krone (Tiara) bekleidet, und empfängt, wie gewöhnlich, vom Pabst und allen Versamleten, einen Fußkuß. Wenn der Pabst noch in der Kirche ist, kommt der neapolitanische Gesandte, jetzt der Kontestabile Kolonna, in einer prächtigen Kavalcade, um dem Pabst den Zelter, (Chinea,) oder den Tribut des Königreichs Neapel zu überreichen. Es reiten voraus über 50 päpstliche Kavallegieri, nebst Chören von Musikanten, in prächtiger scharlachner Uniform, dann etwa 50 Kavaliere, die von den Kardinälen und dem Adel zu dieser Feierlichkeit geschickt werden, in großen schwarzen seidnen Mänteln. Zuletzt reitet der Kontestabile mitten in einem unzählbaren Schwarm von Bedienten, ebenfalls in einem schwarzen Kleide, und vor ihm her wird das Pferd, das Geschenk des Königs an den Pabst, prächtig geschmückt, geführt. Wenn der Gesandte vor der Kirchthüre ist, wird der Pabst zwischen zwei Reihen der Schweizergarde, vom Altar, auf einem hohen Thron mit Rollen, ihm entgegen gefahren. Gegen das Ende der Kirche empfängt er das Pferd, das in die Kirche hineingeführt wird, und den Tribut von 7000 Scudi d'oro, die etwa 12000 Scudi Romani machen. Der Prinz überreicht diesen Tribut knieend, und der Pabst spricht einige Worte und den



Begen. An diesem und den folgenden Abend ist die Kirche, nebst der Kuppel und der ganzen Halle um dem Platz schön erleuchtet. Besonders schön nimmt die hohe Kuppel sich aus, die bloß einmal im Jahr an diesem Fest illuminirt wird. Sie ist zuerst von unten bis oben, selbst das Kreuz, mit Papierlaternen, womit gewöhnlich in Rom erleuchtet wird, dicht an einander besetzt, und diese machen einen ganz unvergleichlichen Anblick in der Nähe sowol als in der Ferne, besonders auf der Engelsbrücke. Auf dem Schlag Eins, (d. i. Ein Uhr nach Sonnenuntergang oder um acht Uhr,) wird in weniger als einer Minute die ganze Erleuchtung verändert, sowol der Kuppel als der Kirche und Halle. Bei jeden vier oder fünf Lampen steht ein Kerl, der, sobald die Uhr schlägt, kleine Schaalen mit Pech und andern brennbaren Materien, die schon in ihrer Ordnung stehen, anzündet. Diese machen ein helleres und größeres Feuer, aber sehen im Ganzen nicht so schön aus, als die Laternen. Eine halbe Stunde später beginnt das Feuerwerk auf der Engelsburg, das eben so wie am Osterfeste ist. Und gegen drei Uhr gibt der Gesandte, Prinz Kolonna, vor seinem Pallast, auf dem Platz der Apostel, ein Feuerwerk, das den ersten Abend eine ernsthafte, den zweiten eine burleske Vorstellung ist.

Den zoten September. Ich sah in dieser Woche zwei Bischofsweihen, eine im Kollegio Romano, des Bischofs von Oria bei Otranto, die andre in S. Maria del popolo. Die Ceremonie verrichtet ein Kardinal, und zwei andre Bischöfe assistiren. Der Kardinal



nal stellt zuvörderst auf dem Altar ein Glaubensseramen mit dem Ordinanden an. Darauf verrichtet er ein Gebet, und das Gebet an die Madonna, *Ora pro nobis, cet.* unter welchem der Ordinandus ganz aufs Gesicht hingestreckt am Fus des Altars liegt, vor dem der Kardinal stehend es anstimmt. Er richtet sich dann auf die Knie auf, und wird ordinirt, — *ut benedicat, sanctificet, consecret*, worauf wieder ein Gebet am Altar abgelesen wird. Der Kardinal setzt sich nieder, und vor ihm knieet der neue Bischof; ihm wird ein Evangelienbuch auf den Kopf gehalten, und der Kardinal und die zwei Bischöfe legen ihm die Hände auf die Stirn, *accipe spiritum sanctum*. Es folgt wieder ein Gebet, während dessen dem neuen Bischof ein Tuch vor die Stirn gebunden wird. Dann wird er auf der Scheitel, und nach einem kurzen Gebet, in die Hände, wie die Priester, gesalbet, welche Handlung gleichfalls mit einer Gebetsformel beschließt. Das Tuch dient dazu, daß das heilige Del nicht herabfließe, und verschüttet werde. Darauf empfängt er, immer knieend, vom Kardinal den Hirtenstab, *accipe baculum pastoralem cet.*, den Ring, *accipe annulum cet.*, und das Evangelienbuch, das vom Kopf heruntergenommen wird, *accipe S. Evangelium cet.* Der Kardinal wäscht sich, und dem neuen Bischof wird an einem Tisch, der Kopf und die Hände gewaschen. Der Kardinal hält ein Gebet vor dem Altar, und der Bischof vor seinem Tisch. Dann knieet er wieder vor dem Kardinal nieder, und empfängt zwei geweihte Lichte,

bei



bei deren Annahme er dem Kardinal die Hand küßt; ein Brod übersilbert, und zierlich geschmückt, und Wein, jedes in einem kleinen vergoldeten Gefäß, zum Zeichen des Sakraments. Dann wird die Messe gelesen vom Kardinal im Beisein des Bischofs, der an der Seite des Altars steht, und die Gebete mit spricht. Bis zum Genuß des Sakraments steht er zur Rechten, dann, wenn der Kardinal an die rechte Seite aufrückt, zur Linken. Nach der Messe kniet er wieder vor dem Kardinal nieder, und empfängt die Mitra oder Bischofsmütze, und ein paar Handschuh mit einem gestickten Kreuz, unter Ablesung einiger Gebetsformeln. Er nimt auch den Stab in die Hand, und der Kardinal räumt ihm seinen Stul vor dem Altar. Darauf wird er in der Kirche herumgeführt und gibt dem knieenden Volke den Segen, dann den feierlichen Segen vom Altar. Zuletzt geht er in der vollen Kleidung mit Stab und Mütze, einige Schritte vom Kardinal zurück, kniet an drei verschiedenen Stellen vor ihm nieder, und macht ihm singend jedesmal den Glückwunsch, *per multos annos*, worauf die ganze Ceremonie sich mit einer Umarmung des Kardinals und der beiden assistirenden Bischöfe endigt.

Von einigen Gegenden um Rom.

Vor der Stadt kommen zuerst die Villen in Betracht. Die iezigen Römer scheinen bei weitem nicht mit dem Enthusiasmus das Landleben zu lieben, als



ihre ehemaligen Vorfaren: die Villen der Vornehmen gehören mehr zu ihrem Staat, als zu ihrer Belustigung. Sie selbst genießen sie am wenigsten: die angenehmste Zeit des Jahrs bringen sie lieber auf kleinen Reisen, als in ihren Gärten zu; im Sommer sind die Villen vor Rom im Ruf einer ungesunden Luft, und im Winter der zu rauhen Bitterung.

Zu den Villen sind gewöhnlich Plätze gewält, denen die Natur eine angenehme Abwechslung und unterhaltende Schönheit gegeben hat, und die Kunst hat in den meisten nur farg die Schönheit der Natur erhöht. Sie sind zwischen den französischen und englischen in der Mitte, und größtentheils angenehme von der Natur selbst angelegte Landschaften, die der Verschönerung der Kunst wenig bedürfen. Nach den Bedürfnissen des heißen Klimas hat man vorzüglich dafür gesorgt, viele schattenreiche Gänge anzulegen, oder Orter gewält, die natürliche kleine Hölzungen hatten, und viele Wasser in Springbrunnen, Kaskaden u. s. f. gesamlet. Nach dem Ueberfluß des Wassers und nach den schönen Alleen mit abwechselnden angenehmen Aussichten schätzt der Römer die Schönheit eines Gartens. Angenehme Ueberraschung sucht man bei den Promenaden durch aufgestellte alte Statuen, Grotten, kleine Tempel im antiken Geschmak, Obelissen und andre Kunstwerke zu verschaffen. Frucht bäume sieht man in den Villen wenig und Blumen fast gar nicht, es möchte denn ein besonderer Plaz, etwa eine Terasse vor dem Pallast dazu bestimmt seyn. Die Betten sind gewöhnlich von Wirthen, oder

oder *Quercus reggia* (königlichen Lorbeer,) der eine sehr wolriechende Blume trägt, und einen angenehmen Duft überall verbreitet. Das ist etwa die allgemeine Einrichtung der Gärten. Uebrigens hat ieder seinen eignen Geschmack; einer liebt mehr, der andre weniger Kunst. In ieder Ville ist außer mehrern kleinen Lusthäusern, ein Pallast, an den gewöhnlich mehr verwendet wird, als an den Garten. In diesen Landhäusern findet man die prächtigsten Zimmer, zuweilen prächtiger als in den Häusern der Eigener in der Stadt, und gewöhnlich auch Sammlungen von alten Statuen und Kunstwerken.

Der größte aller Lustgärten um Rom ist die Villa Pamfili vor dem Thor S. Pancrazio, die jetzt dem Fürsten Doria gehört. Sie hat ungefehr sechs italiensche Meilen im Umfang. Ein vortreflicher Garten, mit vielen schönen Promenaden, Wasserkünsten und hohen Kassaden versehen, und ein kleiner recht schöner Pallast von Algardi gebaut. Von der Spitze dieses Pallasts hat man eine entzückende Aussicht über das römische Feld und über die Stadt. Dieser Garten wird von den Römern im Oktobermonat sehr fleißig besucht, weil er eine besonders reine Lust haben soll, und in einiger Entfernung von der Stadt liegt.

Die Villa Julia vor dem Thor del popolo gehört dem päpstlichen Stuhl, und es werden von da die Einzüge der fremden Minister in die Stadt und andre Feierlichkeiten gehalten. Das Gebäude ist eins der schönsten Lustschlößer um Rom, in sehr schönem Geschmack.



schmaß. Es ist das Meisterstück des Bignola, und der Tempel S. Andrea, der daneben liegt, ist gleichfalls von ihm. Klemens der 14te und Pius der sechste haben es ausbessern lassen. Es macht einen halben Zirkel und schließt einen schönen freien Platz ein. Dahinter ist das Bad, ganz im antiken Geschmack, und hinter dem das schöne Feld, das zum Garten bestimmt war. Die Inscription über dem Bade ist sehr artig, gleichfalls im antiken Stil. Sie ist folgende:

Deo et loci dominis volentibus.

Hoc in suburbano omnium si non quot in orbis, at quot in urbis sunt ambitu pulcherrimo, ad honestam potissime voluptatem facto, honeste voluptuarier cunctis fas honestis esto, set ne forte quis gratis ingratus fiet, iussa haecce ante omnia omnes capeffunto.

Quovis quisque ambulanto, ubivis quiescunto, verum hoc citra somnum, circum septa illud.

Passim quidlibet lustranto, ast nec hilum quidem usquam attingunto.

Qui secus faxint, quidquamve clepserint aut rapserint, non iam ut honesti moribus, sed ut fur-tis onusti in crucem pessimam arcentor.

Ollis vero, qui florum, frondium, pomorum, olerum aliquid petierint villici pro anni tempore, pro rerum copia et inopia, proque merito cuiusque largiuntor.

Aquam hanc, quod virgo *) est, ne temperanto,

*) D. i. aus der Wasserleitung aqua virginis.

to, fitimque fistulis non flumine, poculis non osculo aut volis exstinguunt.

Piscium lusu oblectentor, cantu avium mulcentor, at ne quem interturbent interim cavento.

Signa, statuas, lapides, picturas et caetera totius operis miracula quamdiu lubet obtinentor, dum ne nimio stupore in ea vortantor.

Si cui quid tamen haud ita mirum videbitur eorum causa, quae nemo mirari sat quivit, aequo potius silentio, quam sermonibus iniquis praeterito.

Dehinc proximo in templo Deo ac divo Andrea gratias agunto, vitamque et salutem Julio III. Pont. Max. Balduino, eius fratri et eorum familiae universae plurimam et aeternam precantor.

Huic autem suburbano speciem atque amplitudinem pulchriorem indies maioremque, ac in eo quidquid inest, felix faustum perpetuum optanto, hisce actis valunto, et salvi abeunto.

Die Villa Borghese, die von dem Thor del por polo bis zum pincianischen Thor reicht, ist die prächtigste und unterhaltendste. Der Garten hat drei italiensche Meilen im Umfang. Die Natur hat ihm alles verliehen, was ihn zum Lustort machen konnte. Besonders ist der schattenreiche Wald von immergrünen Steineichen und Tannen ein angenehmer Spaziergang. An der Seite sieht man in ein wildes Thal herab, das mit einigem Buschwerk bepflanzt ist, und wo Rehe, zahm gemacht herumlaufen. Allen, Fontainen,



tainen, Bassins, Inseln, Gebüsch, Terrassen, Grotten und alte Kunstwerke wechseln hier immer mit einander ab. Der Pallast ist von dem lezzigen Besitzer aufs neue in dem edelsten Geschmack ausgeschmückt, und mit schäßbaren alten Bildsäulen in der vortreflichsten Anlage besetzt worden.

Die Villa Medicis liegt am nächsten vor der Stadt auf einer ansehnlichen Höhe; sie ist daher zur Erholung am bequemsten, wenn man nicht weit gehen mag. Aber der Garten ist klein und besteht größtentheils aus Hecken. Der Pallast enthält viele Kunstwerke.

Vor allen andern Gärten unterscheidet sich die Villa Albani vor dem Thor Salaria. Sie ist ganz nach dem Plan des berühmten Winkelmanns vom Cardinal Alexander Albani angelegt, und ist ganz Kunst. Sie hat fast gar keinen Schatten, blos Terrassen mit alten Statuen und Kunstwerken, und dazwischen Kaskaden, nach dem feinsten Geschmack in einer sehr angenehmen Abwechslung angelegt. Noch mehrere und schönere alte Denkmäler sind im Pallaste versamlet. Aber man geht, so viel Vergnügen auch diese vollkommenen Werke der Kunst gewären, mehr in eine Schule, als in einen Garten.

Alle Lustgärten um Rom stehen einem jeden, einige unentgeltlich, als der schöne borghesische, pamphilische und mediceische Garten, andre gegen ein geringes Trinkgeld von drei Paoli, (18 fl.) offen, wofür man allenthalben herumgeführt, und mit allen Sehenswürdigkeiten

ten bekannt gemacht wird. Aber Schade, daß man so selten in diesen schönen Gärten Gesellschaft findet: man verliert sich in ihrer Größe und geht sehr oft einsam. Wer Lust hat in reizenden Einsiedeleien ein wenig zu schwärmen, oder sich im Stillen an der schönen Natur zu vergnügen, der hat hier alles, was er wünschen kann.

Der Berg *Marii*, (*monte Mario*) der nahe bei Rom, hinter dem Vatikan liegt, ist wegen seiner Versteinerungen sehr sehenswert. Ich besah ihn den 19ten Oktober 1782. Ich ging an der Seite hinauf, wo das Dominikanerkloster steht, gegen die Peterskirche über. Der Berg, ob er gleich ziemlich hoch, und 28 italiensche Meilen von der See entfernt ist, besteht an dieser Seite ganz aus petrificirten Muscheln und Seeprodukten. Von da ging ich auf die andre Spitze des Berges nach der *Villa Millini*, aus der man eine unvergleichliche Aussicht auf einer Seite über die Stadt nach *Tivoli*, *Frascati*, *Monte Cavo*, *Albano*, und auf der andern Seite nach der See hat. Ich stieg einen angenehmen Fußweg durch Gebüsch nach der berühmten *Villa Madama* herab, worin jetzt außer dem Plan des von *Naphtael* angelegten, aber nicht vollendeten Gartenhauses nichts zu sehen ist, als ein von Natur und Kunst in den Berg gemachter Platz, wie ein Theater, auf welchem das berühmte Gedicht, *il pastor fido*, zum erstenmal recitirt seyn soll. Seine Lage zwischen den Bergen und Gebüsch ist romantisch und die Aussicht gegen die Stadt sehr angenehm. Von der *Villa Madama* geht ein grader Weg nach dem Kohl-

und



und Holzhasen, alla ripetta, in Rom hin, wo man sich über die Tiber übersetzen läßt.

Lustreise von Rom über Albano nach Frascati, den 3ten Merz bis 4ten April 1781.

Ich machte diese Reise in Gesellschaft eines meiner Freunde, und genoß mannichfaltiges Vergnügen. Von dem Thor S. Giovanni im Laterano bis Albano sind 16 Meilen. Das ganze Feld zwischen Rom und Albano ist ungesund, und daher auch nicht bewohnt, wenn nicht selbst der Mangel an Bewohnern mit beigetragen hat, es ungesund zu machen. Die Felder sind gut gebaut; die Bauren kommen von den nächsten Dörtern, selbst von Velettri, und wohnen zur Saat- und Erntezeit, so lange sie auf dem Felde zu arbeiten haben, in kleinen Strohhöhlen, die sie mit sich führen, und kehren sodann in ihre Heimat zurück. Die ungesunde Luft in diesen Gegenden schadet also wenigstens den Erbskräften nichts.

Zwischen Rom und Albano bemerkt man an dem appischen Landweg auf dem Felde einen Platz gleich der bekannten Solfatara bei Neapel; er ist mit Schwefelsteinen bedeckt, sieht von Ferne weiß aus, und gibt einen starken Geruch.

Dicht vor Albano geht der jetzige Weg über Laticia, des Horaz Aricia *), welches Städtchen in einem

*) Vid. Horat. Satir. l. 1. sat. 5.

nem angenehmen Gehölz auf einer Anhöhe liegt, und eine recht schön gebaute Kirche hat, die der Deiparae in coelum assumtae, gewidmet ist. Die Stadt sowol als das Land gehört der fürstlichen Familie Chigi, und das Land ist an einzelne Bauern stückweise verpachtet. Daran stößt ein Landgut des Prinzen Cesarini, das sich besonders durch einige schöne Alleen auszeichnet.

Vor dem Thor von Albano steht ein ziemlich hoher alter Thurm, viereckt und pyramidal, den man Aeneas Grab nennt. An der andern Seite des Städtchens sieht man die Ueberbleibsel eines großen viereckten Mausoleums, mit einer Pyramide, die aus der Mitte hervorsteigt, und mit vier runden Thürmen an den vier Ecken umgeben ist. Man hat eine Inschrift daran gesetzt, welche es für das Grab der Curvaciæ ausgibt.

Vier Meilen von Albano kommt man an einen schönen See, Lago di Nemi, der fast nur den römischen Malern bekannt ist, und doch sehr verdient, besucht zu werden. Seine Lage ist malerisch und entzückend schön. Er macht ein rundes Bassin etwa von vier Meilen im Umfange, liegt tief und ist ganz von Hügeln und Bergen umgeben. Unten am Wasser geht ein Fußsteig, und man muß den ganzen See umgehen, wenn man seine Schönheiten sehen will. An der einen Seite hat man die Natur in ihrer schönen Blüthe, an der andern in einer angenehmen Wildnis. An einem Hügel sieht man das Kastel Nemi, das dem See den Namen gibt, und gegen über auf der Spitze eines Berg



Berges die Stadt Genzano und daneben ein Kapuzinerkloster mit seinem Garten. Hinter den niedrigen Bergen erhebt sich der hohe Monte Kavo, und der prächtige Wald la Fajola, der zwei Berge mit einander verbindet. Diese Aussichten verändern sich fast bei jedem Schritt, den man geht, so wie die Berge, Wälder und Häuser in verschiedenen Lagen, sich dem Auge vorstellen. Man geht zuerst durch ein kleines schmales Thal am Wasser, das mit Birnen, Äpfeln und Pflirsichen bepflanzt ist, und von der Natur selbst scheint angelegt zu seyn. Dann wird man plötzlich durch ein starkes Geräusch eines vom Berge herabstürzenden Bachs überrascht, den man, weil er hinter einer Spitze des Berges liegt, vorher nicht hört, oder nicht bemerkt. Darüber weiden Schaafe auf den hervorragenden Spitzen. Unten hat ein beneidenswerther Einsiedler sein Eremitorio am See aufgebaut. Von nun an sieht man bloß wilde Natur. Die am See stehenden Bäume geben auf das Wasser einen schön spielenden Schatten, und bedecken halb die Aussicht auf dem See und die Hügel, die man vorhin frei genoss. Besonders breiten sich drei maiestätisch hohe Steineichen mit ihrem dunklen beständig grünen Laub aus, berühren das Wasser mit den Spitzen der Zweige, und machen über demselben eine Laube. Dazwischen stehen einige Fichten, und dann ein paar halbverdorrte Bäume, umgestürzt und über das Wasser ausgestreckt. Unter diesen herrlichen Bäumen ruhte ich auf einem Stein aus, und hörte als aus einer weiten Ferne ein sanftes Gefäusel eines Baches. In dieser Gegend

gend stehen einige wenige Reste eines alten massiven Gebäudes von Quadersteinen, das ein Emissario oder Wasserleitung gewesen seyn soll, um das Wasser in den See abzuleiten. Hier hat das dicke Laub die Stadt Genzano und das Kastel bedeckt, und man sieht nur dunkel, Wasser und Berge durchschimmern. Am Fus der Stadt endigt das schöne Gehölz in einen freien grünen Platz, von dem man den ganzen See übersieht, und den die Genzanerinnen zum Waschplatz und Bleichen brauchen. Man kommt hier aus der Einsamkeit unerwartet wieder in die Gesellschaft des frohen Landvolks. Jedes Haus hat seinen eignen Wasch- und Bleichplatz am Wasser, der durch einen Stein bezeichnet wird, auf dem der Name des Hauses z. B. casa nuova eingegraben ist. Man findet hier einige gespaltene hohle Bäume, besonders einen, dessen Hölzung eine kleine Wohnung seyn könnte. Der Stamm ist vorne gespalten, und macht gleichsam zwei Fenster, durch welche man die Aussicht auf den See zum letztenmal genießt, und von dem Ort Abschied nimmt. Nicht leicht findet man an einem so kleinen Ort mehr angenehme und überraschende Abwechslung, als an diesem See, und nicht leicht wird ihn jemand verlassen, ohne mannigfaltiges Vergnügen empfunden zu haben.

An einer andern Seite von Albano liegt auf einem Hügel das Kastello Gandolfo, an einem größern, aber bei weitem nicht so schönen See, Lago di Castello oder Lago di Albano. Narcißen und gelbe Lilien, auch Spargel, (dünner als der in den Gärten,



ten, aber wolschmeckend und etwas bitter,) wachsen hier wild.

Man geht von dem See etwa sieben bis acht Meilen nach dem höchsten Berg in der Gegend von Rom, Monte Ravo. Auf der Mitte des Berges liegt Rofka di Papa, ein Städtchen, in einer angenehmen Lage an den Berg hinauf; daher in der Entfernung ein Haus über das andre zu stehen, oder vielmehr die ganze Stadt in ein Stück Felsen gehauen zu seyn scheint. Unter der Stadt liegen an drei verschiednen Stellen zwanzig Grotten von Tuffstein in den Berg gegraben. An keinem Orte sieht man so viele beisammen. Die zehn ersten liegen in einem halben Zirkel, und sehen, wenn man unten steht, am schönsten aus. Vor einer der letzten liegt ein ungeheures Stück Stein, das die Oefnung verschließt, und nur an beiden Seiten zwei schmale Eingänge läßt. Die Grotten dienen den Heerden der auf dem Berge weidenden Schaafse zur Nachts herberge. — Ganz auf der Spitze dieses hohen Berges liegt ein Kloster. Es ist auf den Ruinen eines Tempels des Jupiter Lattialis gebaut, zu welchem eine alte Straße, auf eben die Art als die appische gemacht, von Albana oder Albalonga ab führte, die aber jetzt nicht gebraucht wird. Also schon die Alten hatten die wirklich große Idee, die erhabensten Orter zu den Tempeln der Götter zu wählen *). — Das iezige Gebäude auf der Spitze
des

*) Aber sie wählten sie, nach den Eigenschaften der Gottheit, dem der Tempel geheiligt ward; wenigstens gingen



des Bergs Ravo, der von seiner Hölung und Gestalt den Namen hat, ist ein Kloster der Passionisten, eines Ordens, der vor etwa 50 Jahren vom Pater Paolo della Croce gestiftet ist. Sie tragen schwarz, und auf der Brust ein weißes Herz mit einem Kreuz, inwendig mit der Inschrift, Jesu Christi passio. Sie haben nur zwölf Klöster überhaupt in Italien, und im near-

N 3 poli:

gen sie selten von dieser Regel ab. Jupiter, Juno, Minerva, als Beschützer der Städte wurden auf den Höhen verehrt; Pallas, Merkur, Isis, weil sie Künste und Handel schützten, auf freien Plätzen oder Märkten der Städte; Apoll und Bacchus neben dem Theater; Herkules beim Cirkus oder Amphitheater; Aesculap und Salus an vorzüglich gesunden Orten oder bei Gesundbrunnen. So hatten Venus, Mars und Vulcan häufig ihre Tempel vor der Stadt, weil sie der Wollust, dem Krieg und Feuer geheiligt waren: in der Stadt aber hatten außer dem Schutzgott, auch die Gottheiten, die der Schamhaftigkeit, dem Frieden und den schönen Künsten vorgesetzt waren, ihre Tempel. Ferner, die Sonne, der Mond und Vesta oder die Erde, hatten ihrer Figur gemäß, gewöhnlich runde oder ründliche Tempel. Jupiter, als Herr des Himmels, sollte nach den Vorschriften der Alten, einen in der Mitte bedeckten Tempel, mit Hallen umher, haben. Für Minervens, Merkurs und Herkulestempel war die dorische Ordnung, weil die kriegerischen Götter keine Zärtlichkeit lieben; hingegen für Venus, Flora, die Musen, Nymphen und Grazien war die corinthische, die sich zu ihrem jugendlichen blühenden Alter schickt. Juno, Diana, Bacchus waren zwischen beiden in der Mitte, und hatten daher gewöhnlich die ionische Ordnung in ihren Tempeln.



politianischen feins. — Man hat auf dieser Höhe eine der schönsten Aussichten, die sich denken läßt, über die beiden Seen, di Nemi und del Castello, und über die schönsten Felder und Hügel, nach Rom hin. Selbst der Berg, der ganz mit Bäumen bepflanzt ist, ist schön. Ich konnte die Aussicht nicht vollkommen genießen, weil die ganze Gegend mit Nebelwolken bedeckt war, durch die man nur dunkel die entfernten Dörfer schimmern sah; aber auch dieser Anblick schon war angenehm. Ich aß und schlief eine Nacht in dem Kloster, in einer Mönchszelle, auf einem sehr harten Bette, aber sehr vergnügt. Eine Stunde nach Mitternacht stehen die Mönche auf, um die horas zu singen, man weckt sie durch ein hölzernes Klapperinstrument, das ein starkes Geräusch macht. Sie fasten das ganze Jahr hindurch, und scheinen überhaupt ein sehr strenges Leben zu führen, sind aber sehr gefällig und dienstfertig.

Am zweiten April ging ich von Monte Cavo durch ein Gehölz und hernach durch Weingärten nach Frascati.

Frascati, eine kleine Stadt, ist wegen seiner Lage und seiner schönen Gärten ein sehr angenehmer Aufenthalt. Es liegt an einem Hügel, von dem man einen großen Theil der Gegenden wieder sieht, die man von Monte Cavo überschaute. Unter den vielen Gärten und Lusthäusern sind die Villa Conti, sonst Ludovisi, wegen ihrer schönen hohen Alleen, die vorzüglich beim Mondschein ein herrlicher Spaziergang sind, und die Villa Aldobrandini wegen ihrer Kaskaden, die
ver:

vorzüglichsten. Diese Wasserfälle, die von einer ziemlich Anhöhe stufenweise herunterstürzen, sind vom Cardinal Peter Aldobrandini angelegt, und die schönsten in dem Gebiet der Stadt Rom. Unten sprüht das Wasser aus einem Stern und aus einer Weltkugel; man hört eine Kanonade, eine Flöte und ein Waldhorn, die von einem Faun und einem Centaur gespielt zu werden scheinen, und auf der Erde kreiten ein Löwe und ein Tiger mit einander, indem sie Wasser gegen sich sprützen, dessen Geräusch das Schnauben der Thiere nachahmt. An der einen Seite der Wasserfälle und Fontainen ist eine Kapelle mit schönen Frescogemälden, die aber durch die Feuchtigkeit ganz verdorben sind, und an der andern ein Parnas, in dem gleichfalls verschiedene Wasserfälle sind. Die Villa Mondragone hat ein kleines Museum von Büsten, Statuen und Gemälden, darunter einige sehr schöne Stücke sind. Zwei kolossallische Büsten stehen gegen einander über, eine Faustina von guter Arbeit, an der rechten Seite bis über das Ohr ergänzt, und ein bei weitem schönerer Antinous, etwas kleiner als die vorige Büste, in der Villa Adriani bei Tivoli gefunden. Dieser Kopf ist eins der schönsten Stücke der Bildhauerkunst. Er ist etwas zur rechten Seite hängend, und vorwärts niedergebeugt, in der gewöhnlichen nachdenkenden tiefsinnigen Stellung des Antinous. Mit dieser Ernsthaftigkeit ist die Schönheit und Blüthe der Jugend vereinigt. Die Augen sind mit Silber eingelegt gewesen, eine Art der Verehrung, die man einer Statue erzeugte, die aber das übrige Schöne



mehr zu verderben als zu erhöhen scheint. Die Haare sind geflochten und machen eine Art von Krone. Sie theilen sich auf dem Scheitel, machen über den Schläfen eine Art von Schleife, davon der eine Theil etwas ins Gesicht niederfällt, und fallen in zwei Locken, wovon die größere auf die Schulter niederhängt, und die andre über die Backe, so, daß das Ohr zwischen ihnen frei bleibt. Sie sind mit einem Bande gehalten, der schlangenweise sich um das Haupt windet, und hinten die Haare zu einer Schleife aufbindet. Auf der Scheitel entdeckt man eine große Oefnung, und über der Stirn und jedem Ohr vier kleinere Löcher. Die letztern haben ohne Zweifel zur Befestigung von Radiis einer Glorie gedient, womit schon die Alten die Häupter, die sie verehrten, auszeichneten. Bloss der Kopf ist alt; die Büste mit dem Gewand ist von der Meisterhand des Bernini. — In einem andern Zimmer ist eine Venus, ein Bacchus, und einige andre, wenigstens in einzelnen Theilen gute Statuen. Die Gemälde sind nicht vorzüglich, und fast alle durch Feuchtigkeit beschädigt.

Unweit Frascati haben die Benediktiner ein Kloster, *Grotta ferrata*, oder *Abbatia de Crypta ferrata* genannt. Es ist auf einem alten Kastel gebaut, und wegen zwei vortreflicher Gemälde al fresco, von Domenichino in der Sakristei berühmt. Das erste stellt den Bau des Klosters auf Monte Rasino vor, und das andre den heiligen Nilus, der vom Kaiser gesucht wird. Hinter dem Kaiser hat der Maler sich selbst

selbst in einem dunkelgrünen Kleide, und neben einem weißen Pferde seine Geliebte als einen Jüngling abgebildet. Der letzte Kopf fällt gleich in die Augen, und zeichnet sich vor allen andern aus. Er setzte aber den Künstler der Verfolgung von den Eltern des Mädchens, und fast dem Tode aus. — Ein Nebenweg führt nach einer Mühle, die tief im Thal liegt und eine recht schöne Kaskade hat. Höher liegen einige andre, die aber zum Theil verdorben sind.

Auch die Ruinen von **Tusculum** liegen nahe bei Frascati, auf einem ziemlich hohen Berge. Man muß sich wundern, daß Zeit und Barbaren eine Stadt, die Rom Gesetze vorschreiben wollte, so zerstören konnten, daß man jetzt kaum glaubt, daß eine Stadt hier gestanden habe. Man sieht nur wenig von der Grundmauer eines Amphitheatere, auf der Spitze des Berges zerstreute Ornamente und Steine von Gebäuden, und hin und wieder gemauerte Grotten. Das größte, was übrig geblieben ist, sind die sogenannten **Grotte di Cicerone**, vermutlich ehemals eine Villa, nach einem schönen Plan, in einer völligen Symmetrie, die den Alten sehr ungewöhnlich war, aufgebaut. In der Mitte eine ofne Halle, an deren einen Seite noch zehn gewölbte Säle, oder wie man sie jetzt nennt, Grotten, weil sie halb vergraben sind, ziemlich gut erhalten liegen. Die sechs mitlern haben nach der Halle hin ihren Eingang, die zwei äußersten an jeder Seite müssen inwendig durch Thüren mit einander vereinigt gewesen seyn. Der zweite Saal an der linken Seite scheint ein



Bad gewesen zu seyn. Er ist sehr tief, hat in der Mitte eine schmale Gallerie an drei Seiten herum, und an der vierten eine Treppe, die unten hinunter führt. Die Treppe ruht auf Pilastern, und scheint daher ein paar Thüren gehabt zu haben. Diese Seite des Saals ist ausgegraben, und mit der Erde die andre Seite angefüllt. Man muß aus dem dritten Saal durch ein Loch in diesen hineinkriechen, weil die Treppe, die vermutlich in der Mitte beide Säle vereinigt hat, mit Erde bedeckt ist. An den beiden Enden der Halle sind fünf kleinere Gewölbe. Gegen diese zehn halberhaltene Säle über sieht man die Reste von zehn andern, an der andern Seite der Halle, die aber, weil sie auf den Abhang des Berges standen, alle eingestürzt sind.

Auf dem Rückwege von Frascati nach Rom kommt man bei weitläufigen Ruinen vorbei, die wahrscheinlich ein kaiserliches Landhaus gewesen sind. Eine Wasserleitung geht in der Runde um die Ruinen herum, und vereinigt sich mit dem großen Aquädukt an der apischen Straße, der nach Rom führt. Aus diesem erhielt sie ihr Wasser, das sich in einem Reservatorium samlete, das noch steht, und an dem man versteinerten Tartarus des Wassers bemerkt. Die Ruinen sind ansehnlich, massiv gebaut, mit sehr großen Oefnungen, oder Fenstern, und man könnte noch sehr gut einen Plan davon aufnehmen. Die Steine, womit diese Gebäude gemauert sind, haben viele Spuren von Vulkanen, und der Mörtel ist voll von kleinen Stücken Marmor, achtelten Kugeln, wie die in der Lava, und kleinen Kristallen.

Unstreitig muß in dieser Gegend ehemals ein oder mehrere Vulkane gewesen seyn; der Berg Cayo hat die meisten Spuren davon, die vielen Höhlen von Zuf, und unter denselben noch ein großes Stück des Berges, mit Steinasche, völlig wie die Asche auf Vesuv, bedeckt, Stücken Lava und dergleichen; und es ist sehr leicht möglich, daß die Steine u. s. w. die man in der Ebne findet, von diesem vulkanischen Berge ausgeworfen sind.

Lustreise nach Tivoli, den 19ten April 1781.

Tivoli liegt 18 Meilen von Rom, und der Weg ist eher ermüdend, als angenehm und unterhaltend. Unweit Tivoli sieht man zur Linken am Wege viel Traverfino oder versteinerten Tartarus des Wassers, der zur weilen Mannshöhe hat. Ein Beweis, daß diese Gegend ehemals unter Wasser gestanden habe. Fünf Meilen von Tivoli entfernt, ebenfalls zur Linken der Straße auf einem Abweg nach Monteceli liegt die aqua solfa, nebst alten Ruinen, die man für die Thermae der Zenobia, Königin von Palmyra ausgibt, der Adrian, nachdem er sie gefangen genommen, bei Tivoli einen Wohnplatz anwies. Die aqua solfa ist ein schmaler Kanal von blauen, stark nach Schwefel riechenden Wasser; aber das ganze Stück Feld, das er umgibt, ist hohl, und nur mit einer zähen Haut bedeckt. Wenn man darauf geht, gibt sie nach, und sinkt zuweilen einen Fuß tief, aber hebt sich nachher gleich wieder zur vorigen Höhe.



Höhe. Wenn man mit einem Stof hineinbort, quillt das Waſer hervor, als wenn es kochte. Dieſe Haut beſteht aus Wurzeln, die auf dem Waſer herumschwimmen, die Unreinigkeiten, die aus dem Waſer aufſteigen, auffaſſen und dadurch zuſammen fleben. Auf einem kleinen See, der etwas weiter hin liegt, ſchwimmen dieſe zuſammenhängenden Wurzeln, wie Inſeln herum. Die Kranken bedienen ſich dieſes Waſers zum Bade.

Dicht vor dem Thor der Stadt Tivoli liegt eine kleine Rotunde, oben mit einer Oefnung, gleich dem Pantheon in Rom, und mit ſieben Niſchen, und ſieben Fenſtern über den Niſchen; an der Stelle der achten iſt die Thür, die gegen die Straße ſieht, und verſchüttet oder vermauert iſt.

Tivoli iſt eine kleine ſchlechte Stadt, aber in einer vortreflichen Lage zwiſchen Bergen, die mit Olivenwäldern bepflanzt ſind. Im Altertum war ſie unter dem Namen Tibur bekannt; man will, daß ſie eine griechiſche Kolonie geweſen, die von einem von Evanders Gefährten ſchon vor dem troianiſchen Krieg angelegt worden. Horaz redet von Tibur in mehrern Stellen ſeiner Oden, und zieht es allen ihm ſonſt bekannten Luſtörtern vor. Mäcen, deſſen ſeiner Geſchmack eben ſo bekannt iſt, als ſeine Begierde nach den reinſten und edelſten Vergnügungen der Menſchheit, nach den Vergnügungen der Natur, ſtahl ſich von ſeinen Hofgeſchäften, als des Kaiſers Günstling, weg, um hier Augenblicke in der ſüßen Vergeſſenheit ſeiner Sorgen zuzubringen.



gen. Lucull, der zuerst unter den Römern Pracht und Wolleben ausbreitete, hatte hier seine berühmten Gärten. Kaiser Adrian lies hier eine prächtige Ville anlegen, deren Ruinen noch in unsern Zeiten Bewunderung erregen, und dies Ansehen hat Tivoli zum Theil auch in den folgenden Zeiten behalten.

Die herrliche Lage dieser Stadt, ihre schönen Gärten, ihr Ueberfluß an schönem Wasser, und vorzüglich ihr großer Wasserfall machen sie berühmt. Ueber dem Wasserfall auf der Höhe stehen die Reste eines alten runden Tempels, von Travertinstein gebaut, in einer edlen prächtigen Architektur. Er ist mit freistehenden korinthischen kanellirten Säulen umgeben, die besondere Verzierungen an den Kapitälern und kleine viereckte Basen haben, und dem Tempel ein ungemein gutes Ansehen geben. Die Kolonnen sind an der einen Seite zerstört. Ueber den Säulen steht folgender Rest einer Inschrift, Gellio L. F. Einige glauben, dieser Tempel sei dem Herkul, die meisten aber, der Sibilla Tiburtina geheiligt gewesen. Das Volk heiligte ihr gleich eine Quelle, und die Höhle, wo sie gewohnt und Orakelsprüche gegeben hatte, errichtete auf derselben Stelle Altäre, und verehrte sie als Gottheit.

Der Wasserfall gibt die romantischste Aussicht, die man sich vorstellen kann. Der kleine Fluß Anieno, der vorhin Anio hieß, bildet diesen Wasserfall. Nachdem er sich zwischen Wald und Felder geschlungen, stürzt er auf einmal herab, und fällt sehr hoch auf Klippen nieder, wo er einen schrecklichen Lärm macht, immer weiß



von Schaum; er ist eine Zeitlang gleichsam im Abgrund begraben, breitet sich dann in der Ebne aus, wo er den Namen Teverone erhält, und fällt in die Tiber. Man kann unten am Fall stehen, wohin ein ziemlich beschwerlicher Weg führt, der aber Auge und Ohr durch ein sehr angenehmes Vergnügen belohnt. An einer Stelle sieht man bloß das Wasser, unter großen Felsen, wohin die Gewalt des Sturzes es hineingerißen hat, sich hervorarbeiten, und hört ein starkes Brausen. An einer andern Stelle sieht man den ganzen Sturz des Stroms, der bloß Schaum ist, und hört sein lärmendes Geräusch, das so stark ist, daß man sich kaum versteht, wenn man nicht sehr laut redet. Weiter hin verwandelt sich das Wasser in einen fein herabfallenden Regen. Ein anderer vortreflicher Anblick ist der Schein der Sonne, wenn sie in dem Wasser einen Regenbogen bildet. Wenn man zuletzt in dem Thal weiter geht, und sich in einiger Entfernung grade vor dem Wasserfall stellt, sieht man über denselben die herunterhängenden Gebüsch, die vielen Klippen des Travertinst eins, und auf der Spitze das Stadthor, zur rechten Seite den schönen Tempel der Sibilla, der recht über das Thal hängt, rings um sich Felsen, und hinter sich grüne stille Hügel, — vor sich einen Anblick voll schaudervoller Pracht, hinter sich voll erquickender Ruhe. — In dieser Gegend sind auch ein paar alte Gewölbe von opus reticulatum, die man Neptungrotte nennt. — Der Travertin, womit die ganze Gruft und der Berg bedeckt ist, bildet romantische Höhlen. Ueber denselben stehen noch einige grüne Bäu:

Bäume, die zum Theil auch schon die Kruste des Wassers annehmen. Der Travertin, der ein so harter Stein wird, ist nichts weiter als der Tartarus des Wassers. Der Bodensatz des Wassers, von Schwefel, Alkali und Kalkerde geschwängert, bringen ihn hervor. Diese Theile, wenn das Wasser, das sie aufgelöst hat, abgelaufen ist, werden so hart, als der festeste Stein. Das Wasser bespritzt oder umfließt die Bäume, Gebüsche und andre Gegenstände, die ihm nahe sind, und diese werden auf solche Weise inkrustirt, und wenn das Holz hernach herausgefällt ist, Stein. Die Alten, die das nicht genau beobachteten, legten diesem Wasser die Kraft bei, daß es versteinere. Auf gewisse Weise läßt sich das sagen, wenn mans recht erklärt. Die Bäume, die nur der feinste Staubregen dieses Wassers trifft, werden auf diese Art inkrustirt; die feinsten Wassertropfen sind schon von Kalkerde und Schwefel geschwängert. Das Wasser verdunstet, und läßt eine feine Haut zurück, über diese setzt sich wieder eine andre, und diese Lagen vermehren sich, bis auf solche Art der ganze Baum nach Verhältnis der Zeit, mit einer dicken oder dünnen Steinrinde überzogen wird. Das Holz vergeht und der Stein behält sodann die einmal angenommene Form von Büschen und Sträuchern. Der Fall des Flusses ist oft verlegt, und anders geleitet, daher kommts, daß hier so viele Berge von Travertin sind.

Es sind noch an vielen andern Stellen Kastatellen desselben Flusses, wohin das Wasser abgeleitet ist, um
Müh:



Mühlen zu treiben. Auch diese Kastellen geben schöne Aussichten. Die erste macht zwei Wasserfälle, einen über den andern, und über ihnen steht ein runder Thurm. Weiterhin sind sieben, wovon drei zusammenfließen, die durch die prächtigen Ruinen der sogenannten Villa di Mecena geleitet sind. In dem Thal steht ein Olivenwald.

Das ansehnlichste Lustschloß in Tivoli ist das *Estische*, vor mehr als hundert Jahren von Hyppolitus d'Este, Kardinal von Ferrara, erbaut. Man hat die Spitze des Berges geschleift, um da einen Pallast zu bauen. Der Garten besteht aus verschiednen Terrassen, so angelegt, daß man sehr bequem von einer zur andern niedergehen kann, zwischen Alleen, die allmählig herabführen, unter dem Schatten von sehr dicken und hohen Bäumen. Die Abwechslung ist hier beinahe unendlich. Bogengänge, Lustreviere, Irrgänge und eine große Menge Fontainen, Wasserkünste und Grotten, mit Architektur, Muschelwerk und Mosaik geziert. Das Wasser fällt hier so bequem, daß es die schönsten Kunstwerke hervorbringt. Man leitet es von der Spitze des Berges, wie man will, herab; man durfte nur die Klippen durchschneiden, um ihm den Eingang in den Garten zu öffnen. So erteilt es den Wasserkünsten beständig frisches und kühles Wasser. Das prächtigste und bewundernswertste ist die Wasserkunst, Girandola genannt, die aus einem großen Bassin besteht, das von Drachen umgeben ist, die mit erstaunender Heftigkeit und Brausen das Wasser ausstoßen. Die große Allee
ist

ist so lang als der Garten. An einer Seite sind Hecken von Lorbeern mit Cypressen vermischt, an der andern Seite eine Terasse mit Bildsäulen und Vasen in einer langen Reihe, die Wasser spritzen. An einem Ende sieht man gleichsam eine Stadt, die man das alte Rom nennt, sehr artig erfunden, die die vornehmsten Gebäude und Kunstwerke, die vormals diese Hauptstadt der Welt zierten, in Prospekt vorstellt. Von dieser Terasse sieht man das ganze römische Feld und die stolze Stadt. An dem andern Ende ist eine Quelle mit der Tiburtine Bild und vielen Grotten und Flußgöttern, die man für eine der schönsten in Italien hält.

Den folgenden Morgen ging ich vor die Stadt, um den Monte sbaccato oder gespaltenen Berg aufzusuchen. Ich kletterte verschiedne Berge vergebens hinauf, weil ich mir, da alle mit Oliven bepflanzt sind, die die Aussicht hindern, den Ort nicht bezeichnen lassen konnte. Zuletzt führte mich ein Bauer hin. Die Spalte ist eine 80 Fuß lange, und drei bis vier Fuß breite Kluft in einem Felsen an der Seite des Berges, etwa auf der Mitte desselben. Ein Stein, der herabgeworfen wird, macht einen oft wiederholten Schall, den man 30 Sekunden lang hört, und hernach verschwindet er allmählig, als ob der Stein noch nicht auf den Boden gekommen wäre. Oben über der Spalte hat man ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Den Nachmittag besahe ich auf dem Rückweg: nach Rom die Villa Adriani, aus der man so viele unvergleichliche Statuen und andre Ueberbleibsel hervors



gezogen hat, die von ihrer ehemaligen Pracht zeugen. Der ganze Platz ist noch mit Stücken des schönsten Marmors bedekt. Gleich beim Eingang sieht man die Arena und einige Reihen Stufen eines Theaters, die jetzt mit Cypressenbäumen bepflanzt sind. In der Nähe stehen ein paar alte Gewölbe, aus deren eins man ein kleines Haus gebaut hat. Hernach sieht man eine hohe Mauer von opus reticulatum, in der man oben große Löcher, als Spuren von Architraben bemerkt: es ist also an beiden Seiten der Mauer eine Kolonnade gewesen, um im Schatten darunter zu gehen. Hinter der Mauer ist ein freier grüner Platz, den man für einen Exercierplatz hält, wo man sich im Ringen, Fechten u. s. w. übte. An der linken Seite steht altes Mauerwerk, das man dann für des Kaisers Loge, aus welcher er den Uebungen zusah, ausgibt. Von der Mauer oder Kolonnade grade aus geht man nach einer Menge Ruinen, davon man eine das Bad, eine andre die Bibliothek nennt. Zur linken Seite des Exercierplatzes liegt eine kleine Rotunde, halb eingestürzt, ein Tempel des Herkules, wie man glaubt. Der Platz, an dem sie steht, scheint mit einer Halle umgeben gewesen zu seyn. Gegen über soll des Kaisers Pallast gewesen seyn, von dem man sehr wenig erkennt. Weiter hin ist die piazza d'oro, die ganz mit Kolonnen umgeben gewesen ist, und an der einen Seite Ruinen eines kleinen Tempels hat. An der andern Seite des Exercierplatzes, dem Pallast gegenüber, liegen unter der Erde viele Gewölbe in einer Reihe, die nach einigen

die



die Kammern der Soldaten gewesen, nach andern bloß zur Haltung des Erdreichs gemacht sind. Durch verschiedne kleine Felder kommt man dann zu dem merkwürdigsten Ueberrest, dem Kanopus Tempel, aus dem die schönen egyptischen Statuen von Basalt, die im Kapitolspallast stehen, hervorgebracht sind. Er ist eine halbe Rotunde, wie eine große Nische, von der die andre Hälfte scheint eingestürzt zu seyn: vorwärts ist ein langer Gang, der in der Mitte Oefnungen hat, durch die das Licht hineinfällt, und an den Seiten viele Nischen, da von einige Wasserquellen gewesen zu seyn scheinen. Von der sogenannten Akademie, die an einer andern Seite des Gartens steht, sieht man nur vier freistehende Nischen in einem Viereck, und in der Nähe Ruinen eines Apollotempels. Zuletzt kommt man zum großen Theater. Die Sizze gehen in etwas mehr als einen Halbzirkel herum, und vor der Scene steht noch die Mauer; die Sizze hingegen sind meist verfallen. Die Scene war in der Mitte der Sizze, und wie es scheint, mit einer Kolonnade umgeben. Dabei ist der Inferno, oder lange gewölbte Gänge unter der Erde, die hin und wieder oben Luftlöcher haben. Die ganze Ville ist überhaupt sehr zerstört, und man sieht mit einer Art Unwillen diese traurigen Ueberreste ehemaliger Pracht.

Von dem Wasserfall zu Terni.

Dieser berühmte Wasserfall in Umbrien, 54 Meilen von Rom, und der höchste, der bekannt ist, ist der Sturz



des Velins in die Mera, über einen hohen Felsen. Er heißt gewöhnlich Kaduta delle Marmore, Marmorfall, weil der Berg, an dem er herabstürzt, Marmore genannt wird. Der Velin entspringt in den Bergen dell' abruzzo, an der Seite, die an das päpstliche Gebiet stößt, teilt hernach die Stadt Rieti von der Vorstadt, und fließt langsam und sanft durch die schönen Felder dieser Stadt, bis er sich dem Fall nähert. Sein Wasser ist eben so von Schwefel und Alkali geschwängert, als des Anieno zu Tivoli, und man sieht daher in dieser Gegend ganze Berge von Travertin, der durch seinen Bodensatz entstanden ist. Wenn er nach langem Schlängeln mit seinen ruhigen Wasser an den Marmorberg, ungefehr in Entfernung einer italienschen Meile kommt, fängt er an brausender zu werden. So wie ein ieder Strom vor einem nahen Fall reißender fortfließt, je höher sein Fall ist, so wird der Velin so ungestüm, daß nichts seinen Lauf aufhalten kann. In der Nähe des Katarakts reißt er als der schnellste Pfeil fort, und ein ziemlich großer Stein, wenn er mit Gewalt hineingeworfen wird, hat nicht Zeit zu sinken, sondern wird mit in den Abgrund fortgerißen. Dieser ist von den Seiten zweier großen und steilen Klippen eingeschlossen, welche in der Mitte eine breite und unebene Oefnung lassen. Durch diese stürzen die reißenden Wellen, als wenn sie mit einander kämpften, hervor. Sie verwandeln sich in eine unendliche Menge Schaum, und gleichen so vielen Ballen der weißesten Baumwolle. Darauf verwirren sie sich in einen dicken Nebel, der sie

dem



dem Auge des Zuschauers verdeckt, und endlich fallen sie auf die untern Klippen, mit solcher Wuth, daß das Wasser zu der halben Höhe, von der es hinunterstürzte, wieder heraufgetrieben wird. Der Wassernebel, der durch dies Aufsprellen des Stroms geschaffen wird, bildet bei dem Schein der Sonne, in verschiedenen Punkten seiner Erhöhung, die schönsten Regenbögen, und wenn er zum zweitenmal herabfällt, verwandelt er sich in einen feinen beständigen Regen, der sich über die ganze Gegend ausbreitet. Von diesem ersten Absatz an fällt der Strom von Klippe auf Klippe, wodurch sieben andre kleinere Fälle entstehen, bis unten in das Lager der Nera. Die Nera wird dadurch in so heftige Bewegung gesetzt, daß man in einer Entfernung von einigen Meilen noch nicht durchfahren kann. Die ganze Gegend ist romantisch: besonders erhebt sich zur Linken des Marmorbergs, neben dem Katarakt, ein Felsen, dessen Spitze grade gegen den Ausbruch desselben hinwendet. Von dieser Spitze, die etwa zehn Personen faßt, überseht man ganz zuerst die Heftigkeit des Stroms, womit der Belin sich seinem Fall nähert, und darauf seinen Herabsturz in den ersten Abgrund, und von da allmäliger in die Nera. Es ist ein schöner und doch schauervoller Anblick. Man hat hier die ganze Uebersicht des prächtigsten Schauspiels, das die Natur geschaffen hat, aber an einer Stelle, wo das Gesicht vor der Höhe des Felsens schwindelt, und das Ohr durch das heftige Brausen des Wassers eine so gewaltige Erschütterung leidet, die den Kopf verwirrt. Man steht



Hier sinnlos, aber man sehnt sich stehen zu bleiben, und sättigt sich doch nicht an diesem Anblick. Weniger schrecklich, aber auch minder schön ist ein andrer Standpunkt auf einem kleinen Hügel unten bei der Mera, von dem man einen recht guten Prospekt des ganzen Katarakts hat.

Sind alle Nachrichten der Reisenden von andern Wasserfällen aufrichtig, und verstehen wir das Maas, wornach sie sie berechnet haben, richtig: so ist dieser Katarakt bei weitem der höchste in der Welt. Man hält gewöhnlich den Wasserfall zu Niagara in Kanada für den höchsten. Er ist bewunderswert durch die Gewalt, das Geräusch und die weiße Farbe seines Wassers, durch seine seltsame Gestalt, und durch die hervorstehenden Klippen, die ihn brechen und kleine Inseln machen: aber seine Höhe beträgt nur 200 römische Palmen *). Andre geben dem Chorrerafall zwischen den Provinzen Guayaquil und Quito eine noch beträchtlichere Höhe von 450 römischen Palmen **).

Der perpendikuläre Fall des Belins aber ist nach den meisten Nachrichten der Reisenden, bis auf den ersten Bruch über 200 Fuß nach unserm Maas; nach einigen 300; rechnet man nun dazu die untern Fälle bis auf das Bett der Mera, die über die Hälfte der ersten Höhe

*) Nach den neuesten Nachrichten im politischen Journal, Monat Januar 1783, ist die Höhe des Katarakts zu Niagara 190 Fuß, und des zu Montmorency 245 Fuß. S. polit. Journ. Jan. 1783, p. 18 = 25.

**) S. Prevost Voyages, Tom. XIII, p. 462.



Höhe ausmachen, so betrüge doch der ganze Katarakt zuverlässig zwischen 300 und 400 Fuß. Aber sind vollends die Zeichnungen und Ausmessungen wahr, die verschiedene Künstler und Gelehrte in Rom gemacht haben, und die Monsignor Karrara in Kupfer gestochen und nebst der Beschreibung dem Pabst Pius den sechsten, im Jahr 1779 zugeschrieben hat, so verschwinden alle übrigen Wasserfälle neben diesen bei weiten. Sein erster senkrechter Fall ist nach diesen Ausmessungen 1063 römische Palmen, der Herabsturz über die kleinern Klippen bis in die Nera noch 808 Palmen, also zusammen die ganze Höhe 1871 Palmen.

Der Velin floß vor Zeiten in einer andern Lage. Das schöne Gefilde von Rieti ward durch ihn oft überschwemmt, und man hatte daher eben so oft auf Mittel gedacht, diesem Uebel abzuhelpen. Endlich ward es von Klemens dem achten im Jahr 1596 dem berühmten Baumeister Fontana aufgetragen, Besichtigung zu thun, und deswegen Bericht abzustatten. Diese fiel dahin aus, daß es nötig sey, dem Strom eine andre Richtung zu geben, wo er zwischen Felsen eingeschlossen wäre, und gegen den See von Piediluco den Travertin als eine Schutzmauer aufzuhäufen. Es wurde eine eigne Kongregation von drei Kardinälen niedergesetzt, Aldrobandini, Salviati und Cesi, die darüber die Aufsicht haben sollten, und die Arbeit ward mit Fontana um 34,500 Scudi verdungen. Die Arbeit ging an und ging glücklich. Man fand nachher noch für gut, zwei starke Brücken zu errichten, die die Gewalt des



Wassers, wenn es überschwemmen wollte, aufhielten, und die ganze Arbeit, so wie sie jetzt steht, ward den 23ten Oktober 1601 fertig, und kostete von Anfang an 71,560 Scudi, die durch Auflagen und Schazzungen von den Rietinern, die nun viel Land gewonnen und das alte gesichert hatten, erhoben wurden. Giovanni Piccioni ließ die Geschichte dieser Operationen in Rom 1602 drucken.

Reise von Rom nach Neapel und zurück, den 14ten Januar bis den 17ten Februar 1781.

Den 14ten Januar 1781 reiste ich in Gesellschaft zweier meiner Landeleute, nach Neapel, 140 italienische oder 28 deutsche Meilen von Rom. Man kann über die Hälfte der Reise mit Horaz machen, und seine Beschreibung derselben, Sat. V. lib. I. auf dem Wege durchlesen. Wenn man aus dem Thor S. Johannis vom Lateran, der alten porta Coelimontana gefahren ist, hat man zur rechten Hand die alte appische Landstraße liegen, die bis jetzt noch selbst bei den Bauern via Appia heißt, und zum Thor S. Sebastiano oder porta Capena führt. Man erkennt sie an der langen Reihe verfallener Gräber, die am Wege stehen. Vor dem Städtchen Albano, unweit dem alten Alba Longa, und ungefehr 13 Meilen von Rom, lenkt man ein, und fährt ein ziemlich Stück auf der wirklich alten Straße. Sie ist mit großen ungleichen, doch meistens

teils fünfeckten flachen Steinen gepflastert, und besteht aus drei Wegen; der mittlere, der am breitesten ist, (etwa zwei Wagen breit,) und jetzt zum Fahren gebraucht wird, ist ein wenig gewölbt zum Ablauf des Wassers. Die beiden an der Seite liegen einen Fuß höher, wie die Fußbänke in unsern Städten.

In der Stadt Veletri, 24 Meilen von Rom, ruhte ich die erste Nacht. Am folgenden Mittag war ich in Sermoneta, 15 Meilen von Veletri. Von hier reiste ich die neue Landstraße über die pontinischen Sümpfe, die auf derselben Stelle, wo die alte Via Appia lag, angelegt wird.

Die alten Volsker waren die ehemaligen Besitzer dieser ganzen Gegend, die sie ager Pontinus *) nannten. In diesen Zeiten war von der Seeküste an bis tief ins Land hinein ein fast undurchdringlicher Wald; die Gegend selbst war aber damals weder so sumpfig, noch so ungesund, wie jetzt. Strabo **) sagt ausdrücklich, daß das ganze pontinische Gebiet ein sehr frucht-

Q 5 bares

*) Vielleicht vom Meer, (ponto) an das er gränzt; oder nach Festus de verbor. signif. lib. XIV. pag. 363 edit. Paris. 1683, von der Stadt Pontia; nach andern von pontonibus, quibus palus traiceretur; nach andern von Sueffa Pometia, oder schlechthin Pometia, der ehemaligen Hauptstadt der Volsker, so genannt.

**) Strabo Geogr. libr. 5. p. m. 223. Tota regio opulentissima et fertilissima, praeter litoralia pauca, quae palustris sunt et morbosae, veluti Ardeates et qui inter Antium Laviniumque usque Pometiam et Serinae quaedam loca et Terracinam atque Circaeium.



bares Land sey, einige Gegenden beim Seeufer ausgenommen. Eben dies erhellt gleichfalls daraus, weil bei Unteriochung der Völcker der römische Senat das pontinische Ackerland unter das römische Volk austetzelte, und daraus eine so zahlreiche Kolonie entstand, die zur Benennung und Anrichtung eines neuen Tribus Gelegenheit gab *). Auch sagt Plinius **), daß 23 Städte in den pontinischen Sümpfen gewesen. Man nannte aber schon damals die ganze weite Strecke Landes die pontinischen Sümpfe, weil diese, als ein merkwürdiger Theil darin angetroffen wurden. — Mit der Zeit wurden die Gegenden sumpfiger und ungesunder. Die von den Gebürgen herabstürzenden und sich in viele kleine Flüsse ergießenden Wasser, rißen vielen Sand und Steine mit sich fort. Dadurch ward das Bett der Flüsse erhöht, und dies veranlaßte das leichtere Ueberfließen des Wassers. Zwar machte man das Ufer der Flüsse höher, ohne doch dadurch das Uebel zu heben; denn die lockere Erde stürzte noch leichter in das Bett des Flusses hernieder, und so verbreitete sich dann die Ueberschwemmung des Flusses immer weiter. Daher hat man denn von jeher gesucht die Gegend auszutrocknen, aber nie mit glücklichem Erfolg ***). Sonders

lich

*) Dies geschah im 372sten Jahre nach Erbauung der Stadt. *C. Livius*, lib. 6. cap. 5. et 21. et lib. 7. cap. 15.

**) *Plinius* histor. natur. lib. 3. c. 5.

***) Um kurz diejenigen zu erwähnen, die sich mit dieser Arbeit beschäftigt haben, so ist unwahrscheinlich, daß schon

lich hat sich der iezige Pabst Pius der sechste, die Austrofnung und Urbarmachung dieser sumpfigen Gegens

schon zu der Censoren Zeit Appius Claudius Cæcus dies Werk unternommen haben sollte. *Livius* histor. lib. 9. c. 29. und *Diodorus Siculus* Bibl. histor. lib. 20. p. 751. edit. Hanoviae 1604, schweigen ganz davon, und reden nur von dem Weg, den Appius Claudius angelegt hat. Unzweifelhaft aber ist, daß der Consul P. Cornelius Cethegus die Austrofnung übernommen. *Livius* in epitom. lib. 46. Gehen wir zu den Kaisern, so sind die Nachrichten wieder unsicherer. Julius Cæsar hatte den Anschlag, derivandi paludes ex Serinis, ut campum faceret, die Flüße Anieno und die Tiber von Rom ab in einen breiten Kanal abzuleiten, und diesen bis nach Terracina ins Meer zur Bequemlichkeit der Handlung zu führen; *Plutarch.* in vita Jul. Caes. p. 735. Paris. 1624. *Dio Cassius* histor. roman. lib. 44. p. 383, Hamburg. 1750: aber er starb, ehe er ihn ausführen konnte. *Sueton* in vita Caesaris c. 44. Ungewis ist es auch, was Marcus Antonius Triumvir und besonders Octavius Augustus gethan haben. *Sueton* und *Dio Cassius*, die Augusti Leben beschreiben, erwähnen davon nichts; bios der unzuverlässige *Acron*, Scholiast des *Horaz*, sagt ad vers. 65 art. poet., August habe die Paluden ausgetrofnet. Selbst das ist noch nicht ganz von den Gelehrten entschieden, ob dem August die Ausgrabung des Kanals mitten durch die Paluden zuzuschreiben sey, über den *Horaz* fuhr. *Horat.* Satir. 1. 1. Sat. 5., und dem *Strabo* ad viam Appiam setzt. *Strabo* Geogr. 1. 5. p. 47. Nero fing auch einen Kanal vom See Avernus



genden sehr angelegen seyn lassen. Im December des Jahrs 1777 lies er die Austrofnung anfangen, die noch bis auf diesen Tag ohne wichtigen Vorteil fortgesetzt wird. Er lies zuerst die Besitzungen fremder Herren in

nus zu ziehen an, der bis zu ostia Tiberina gehen sollte, aber blos zum Besten der Schiffart, ohne Absicht auf die Austrofnung und er blieb unvollendet. *Tacitus annal. lib. 15. c. 42. Sueton in vita Neron. c. 31.* Gewisser ist, was vom Traian die Geschichte sagt: Er bahnte einen Weg durch die Paluden, baute Häuser an demselben, und prächtige Brücken; wahrscheinlich hatte er also auch die Absicht der Austrofnung. *Dio Cassius lib. 68. p. 1132.* Jetzt ruhte vom Traian an bis zu Theodorich, König der Gothen, die Arbeit und der Gedanke daran. Der Patricius Decius soll unter diesem Fürsten die Sümpfe ausgetrofnet haben. In Terracina ist eine alte Inschrift, nach welcher Decius die Sümpfe PER PLVRIMOS QVI ANTE NON (ERANT) ALBEOS DEDUCTA IN MARE IGNOTAE ATAVIS ET NIMIS ANTIQVAE REDDIDIT SICCITATE. — Wir kommen auf die Päbste. Ganz unerweislich ist es, daß Martin der fünfte etwas in dieser Absicht unternommen haben sollte, gewisser, daß Leo der zehnte einige Versuche gemacht habe. Sixt der fünfte wendete desto mehr Fleiß daran, aber freilich auch vergeblich. Im Oktober 1589 reifete er selbst hin den Ort zu besuchen, und lies nachher den nach ihm genannten fiume Sistino anlegen, der aber nicht einmal geendet worden, weil der Pabst zu früh starb, und in einem Walreiche, vorzüglich in Rom, der Nachfolger selten die Entwürfe seines Vorgängers ausführt, sondern lieber selbst neue erdenkt.



in und um den Sümpfen ankaufen, um in der Arbeit nicht verhindert zu werden. Die Anordnung der Arbeiten ward dem Gaetano Rappini von Bologna unter der Oberaufsicht des Kardinals Protesoriere, Wilhelm Pallotta, aufgetragen. Im April 1780 reiste der Pabst selbst hin, und besahe das Werk; er gestand aufrichtig, daß solche unendliche Schwierigkeiten, als er nun sähe, und der Aufwand und Aufopferung von Zeit, Menschen und Geld ihn abgeschreckt haben würden, wenn er vorher die Sümpfe gekannt hätte. — Eine sehr genaue Charte der Sümpfe hat Giambattista Ghigi im Jahr 1778 gestochen, worauf sowol die alten Kanäle, Städte, Ruinen u. s. w. als die neuen Arbeiten nach dem Plan Pius des sechsten gezeichnet sind. Sie wird aber, so viel ich weiß, nicht verkauft, und ist daher wenig bekannt.

Von Sermoneta ging der alte Weg nach Neapel, am Fuß der Apenninen, dicht um die Sümpfe herum, ein sehr schlechter Weg und ein Umweg von vielen Meilen. Jetzt fährt man von Sermoneta an stinkenden schwefelhaften Quellen zur rechten Hand ein Stück über die Sümpfe bis nach dem neuen Weg, der über der alten via Appia in grader Linie bis beinahe nach Terracina hinführt. Die alte Straße wird aufgedigelt, und mit Sand und Steingrus bedekt, weil die flachen Steine für unser iezziges Fuhrwerk beschwerlich sind. Sie geht in einer graden Linie 25 Meilen bis beinahe nach Terracina, und soll auf der andern Seite noch bis eine Meile vor Velettri verlängert werden. An



der rechten Seite des Bege von dem Thurm tre ponti an, ist der große Kanal von Pius dem sechsten gezogen, der alles Wasser aus den kleinen Kanälen auffassen soll, wodurch das Land dann trocken und urbar gemacht werden würde. Dieser Kanal vom Torre tre Ponti an bis zu seinem Ausfluß ins Meer, den Portatore mitgerechnet, in den er sich ergießt, wenn er bei Terracina von dem Bege rechter Hand abweicht, ist 22 Meilen lang. Er ist oben 60, und bei seinem Ausfluß ins Meer ungefehr 180 Palmen breit. Abfall soll er im Ganzen 48 Palmen haben, also ungefehr zwei Palmen für jede Meile. Indessen zweifeln viele, ob jemals nivellirt worden, und glauben, man habe nur eine Charte, worauf alle alten Kanäle und alle Erhöhungen und Vertiefungen des Landes angezeichnet standen, gehabt, und zur Richtschnur gebraucht. So viel ist gewis, daß die Anlage des Hauptkanals in dem Zimmer des Pabsts entworfen worden. Die meisten, die befragt wurden, riethen, man solle den Hauptkanal in den Kanal Martini, der quer durch die Sümpfe ins Meer gehet, leiten; aber ihr Rath, dessen Ausführung wahrscheinlich minder kostbar gewesen wäre, weil die Linie kürzer ist, wurde nicht angenommen, und die längere Linie, die der Länge nach die Sümpfe durchschneidet, und die der Pabst selbst in seinem Zimmer auf der Charte gezogen hatte, mußte in Ausführung gebracht werden. Zur Rechtfertigung dieses Projekts sagte man, daß iener andre Kanal quer durch die Sümpfe nicht alles Wasser fassen könnte, und von den Hans

delse



belsstädten zu entlegen, also zum Transport nicht vortheilhaft wäre. Die Hauptursach aber, warum man den Kanal in die Länge der Sümpfe angelegt, ist wol die größere Eleganz dieses Werks. Der Pabst wollte nämlich die alte appische Straße erneuern lassen, die in grader Linie durch die Sümpfe führt, und nun sollte daher der Kanal Symmetrie mit ihr haben, und dicht an der Seite der Landstraße in derselben Linie fortlaufen. Diese approbirte Linie ward also so gezogen, daß sie in den Fluß Uffente, der gewöhnlich Portatore heißt, und von den Apenninen herfließt, bis er unter dem Thurm Badini schnell ins Meer strömt, einfiel; und nach dieser Zeichnung ist auch dieser Kanal wirklich angelegt worden. In diesen Hauptkanal wird das Wasser durch kleinere Kanäle, die das Land durchschneiden, hineingeleitet. Diese kleinern Kanäle gehen von hier bis an den von Sixt dem fünften angelegten fiume Sisti, der zur Rechten des neuen Kanals in die See fällt. Gegen Terracina fallen außer dem Fluß Uffens noch ein paar breite Kanäle von der linken Seite in den Hauptkanal, der bald darauf zur Rechten ablenkt, und mit einem ziemlich starken Fall in die See geht.

Der schöne Weg an der Seite des Kanals wird mit Bäumen bepflanzt, und macht wegen des graden und durch nichts gehinderten Blicks einen schönen Prospekt. Er wird in wenigen Monaten fertig; zum Kanal aber, der noch sechs Meilen höher nach Belerri geführt werden muß, werden noch ein paar Jahre erfordert. Es arbeiten an dem Kanal und an der Straße ungefehr



anderthalbtausend Menschen, die Mitleiden erregen. Sie hauchen nicht nur die unreine Luft beständig ein, zu der sie sich vielleicht gewöhnen könnten, sondern trinken selbst das unreine Wasser, stehen meistens mit bloßen Füßen bis an die Kniee im Morast, und wohnen und schlafen in dieser ungesunden Gegend in niedrigen Strohhütten. Sie tragen auch zum Theil die Schwere und Todtenfarbe im Gesicht, und man sieht sie hin und wieder krank liegen. Doch sind sie alle freiwillige Arbeiter, und viele aus dem Neapolitanischen. Des Winters kommen die Bewohner der Gebürge, von Piperno und andern Orten, wo sie wegen des Schnees nichts auf dem Felde zu thun haben, und arbeiten mit an den Kanälen. Jeder Arbeiter erhält täglich 25 Baiocchi, oder einen halben Gulden, welches in dem Lande ziemlich gut bezahlt ist, wo man z. B. eine Foglietta, oder halbe Bouteille Wein für Einen Baiocco, oder halben Schilling Lübsch, und zwei kleine Weizenbrodte für einen Schilling kaufen kann. — Der Kirchensstaat würde durch diese Arbeit, wenn sie zu Stande käme, einen Strich schönen Landes gewinnen. Die Erde ist durch den Sumpf so gedüngt, daß das Getraide, das man zur Probe gesät hat, alles andre an Schwere und Fruchtbarkeit der Aehren weit übertroffen hat. Man brennt die Gesträuche aus, womit fast der ganze Strich bewachsen ist, und säet dann ohne allen Dünger.

Man fährt auf diesem Weg durch die pontinischen Sümpfe über und neben verschiedenen Ruinen, die man für Ueberbleibsel von Lusthäusern und Städten hält,

hält, die vormalß in dem Thale lagen, und man hat viele Münzen ausgegraben, die alle, vermutlich durch die Schwefeldünste, eine schöne Goldfarbe haben, und theurer als gewöhnlich bezahlt werden. Man zeigt z. B. Ruinen des forum Appii, der Stadt Regata, jetzt S. Giacomo, und der Stadt ad Medias, jetzt Mesa, die am appischen Wege liegen. Wo der Kanal in den Portatore abfließt, fährt man über eine schöne alte Brücke, die von Traian auf der appischen Straße angelegt worden, und hernach sieht man noch verschiedne andre zum Theil verfallne, die gleichfalls von ihm angelegt seyn sollen. Sodann fährt man noch einmal auf dem alten Pflaster der appischen Straße, bis nach Terracina.

Die pontinischen Sümpfe bedecken überhaupt das Thal, das zwischen den Apenninen und dem Vorgebürge an der See liegt: sie reichen bei weiten nicht an das Meer. Ihre größte Länge ist ungesehr 20 italiensche Meilen; ihre größte Breite ist sechs bis sieben Meilen. Das Vorgebürge an der See ist ebenfalls unbewont, den Berg Circe, der wegen des Tempels der Göttin Circe berühmt war, an der Spitze gegen Terracina über, ausgenommen, worauf ein kleiner Ort S. Se-lice liegt.

Terracina, der letzte päpstliche Ort, ist das Anru des Horaz. Es ist hoch auf einem Berg von weißlichen Steinen gebaut, die Horaz late candentes nennt, weil sie, wie immer die weiße Farbe, von weitem schimmern. Der Berg endigt gegen die See mit einem höhern maiestätischen schroffen Felsen. Man sieht bei



Terracina noch einige Ruinen des alten Hafens, den Antoninus Pius und Darsena erneuerten.

Sondi, Horazens Sondi, ist das erste neapolitanische Städtchen, zwölf Meilen von Terracina, und hat eine glückliche Lage. Es ist mit den fruchtbarsten Feldern und Ebenen umgeben, die sich mit der Aussicht auf die See endigen. Die Felder grüntem und standen voll Blumen im Januar; Wirthen und Lorbeer wachsen als Hecken am Wege, und ich sahe ganze kleine Wälder von hohen Pomeranzen, die mit ihren goldnen Früchten einen herrlichen Anblick machten. Die Bauern in dieser Gegend tragen noch den alten römischen Kothurn, oder Solen unter den bloßen Füßen, die an das Bein mit Riemen festgebunden sind. Auch in andern Gegenden Italiens, als in Frascati bei Rom, werden sie getragen, aber seltener.

Das alte Mamurrae heißt jetzt Itri, sechs Meilen von Fondi an einem Berge. Eine schmutzigere Stadt habe ich ohne Ausnahme niemals gesehen. Die Leute wohnen in dunkeln Gängen, zwischen alten schwarzen Mauern, ohne Fenster, und fast ganz ohne Licht, das bloß durch die Thüre hineinfällt. Die Straße liegt mit Mist angehäuft; von vielen, wirklich bewonten Häusern ist das Dach eingefallen, andre sehen durch andre Verstörungen, Ruinen gleich. Die Kleidung der Einwohner ist eben so schmutzig, und wahrscheinlich auch ihr Kopf eben so unordentlich. Der obere Theil der Stadt scheint ein wenig bessere Häuser zu haben.

Von da kommt man durch einen schönen Olivenwald
nach



nach Mola di Gaeta, dem alten Formia, in dessen Gegend der von Horaz gepriesene Formianer wuchs. Der lezzige Wein in Mola ist ein schöner heller rother Wein, der an Geschmak dem Florentiner gleicht, und wir stimmten, als wir ihn bei Tische tranken, gerne in Horazens Lob ein. Mola ist ein artiges Städtchen, in der reizendsten Lage am Meer, sechs Meilen von Jtri, gegen Santa über, das ins Meer hineingebaut ist. Ich brachte hier einen der vergnügtesten Abende meiner Reise zu. Aus der Auberger, in der ich abgetreten war, hatte ich die freie Aussicht auf den Meerbusen, auf welchem viele kleine Fischerkähne mit Fackeln von Rohe herumtrieben, die bei dem dunkeln Abend einen unvergleichlichen Widerschein im Wasser gaben. Die Fische werden durch den Schein angelockt, und mit einer Art von Spießen aufgefangen. Es war mir sehr unterhaltend, dieser Fischerei bei dem Scheine des Lichts zuzusehen. Hernach ging ich hinunter am Wasser, wo ich einen sehr angenehmen Spaziergang machte. — In Mola ist die erste neapolitanische Dogane, wo man visitirt wird. Der Berg Sperlonga, worauf der bei den Alten berühmte Wein Caecuum wuchs, liegt in der Nähe.

Acht Meilen von Mola fährt man auf einer Fähre über den Fluß Garigliano, dem alten Livio, der die Gränze des Latium war, und hinter dem Magna Graecia anfing. Kurz vor demselben durchschneidet die lezzige Landstraße eine lange gut erhaltene Wasserleitung, die sich vom Gebürge bis ans Meer erstreckt.



Man sieht auch noch verschiednes altes Mauerwerk, das man für die Reste der Stadt Minturnum hält. Ebenfalls sieht man auf einem Hügel am Meer Reste einer alten Stadt. Vom Flusse bis nach dem Wirtshause S. Agatha, nahe bei der Stadt Sezze, dem ehemaligen Sueffa oder Sinuessä der Volster sind noch zehn Meilen. In dieser Gegend weicht man von der alten appischen Straße ab, die über Benevent, Rubi und Bari, nach Brindisi führt, und verläßt seinen Reisegefährten Horaz. Man erkennt die alte Landstraße, die an den meisten Stellen bedeckt ist, sicher an den Ruinen alter Gräber, die man beständig am Wege bemerkt. Diese sind selten von flachen Mauersteinen, sondern meistens von viereckten Steinen, die auf den Spitzen stehen, gebaut, welches man *opus reticulatum* nennt.

Von Sezze bis neu Kapua, das am Volturno liegt, 18 Meilen, geht der Weg durch eine fruchtbare Ebne, und rechter Hand ist der ager Falernus, der das Lieblingsgetränk des Horaz, den Falerner Wein, hervorbrachte. Er wuchs nicht auf dem Berg Gauro oder Caurus, bei Puzzuolo, wie einige Reisende behauptet haben. — Kapua ist eine mittelmäßige Stadt, eine Meile von dem alten Kapua, das wegen seiner Bollwerke, die Hannibal selbst seßelten, berühmt war. Auch das heutige liegt in einer fruchtbaren vortreflichen Gegend, und verdient noch einen großen Teil des Namens, Capua amorosa, Capua felix. Von da bis Neapel geht der Weg, 16 Meilen lang, durch beständige

dige Weinsfelder. Das Land trägt dreifache Früchte zugleich. Der Wein wird entweder an Sporn, oder gewöhnlicher an Pappelbäumen gepflanzt, und von einem Baum zum andern geleitet, so, daß das ganze Feld Eine Laube von Weinranken zu seyn scheint. Die Pappeln geben Brennholz. Unter ihrem Schatten wächst Korn, oder Lupinen zum Futter für das Vieh. Diese Felder müssen unvergleichlich in der Ernte seyn: ganze Felder gleichsam mit Alleen bepflanzt, die voll Trauben hängen, und auf der Erde Lupinen und andre Blumen: es ist kein Wunder, daß die Landleute die Ernte für eins ihrer frohesten Feste halten. — Ueberhaupt ist das neapolitanische das schönste und fruchtbarste, auch das bevölkerteste Land in Italien. Selbst der Winter ist ein beständiger Frühling. Die Felder sind immer grün, allenthalben begegnet man Oliven, Palmen, Pomeranzen mit ihrem immerwährenden Laube und mit Frucht; nur die schlechtern Bäume, Pappeln, Sporn und dergl. werfen auf ein paar Monate die Blätter ab. Aber es wird auch nicht leicht ein Land so sorgfältig bearbeitet, als das Neapolitanische. Der Pflug ist ein einfaches spitziges Holz, das von Ochsen gezogen wird, und die Erde durchwühlt. Zum Weizen wird die Erde einmal, zum türkischen Korn aber fünfmal umgepflügt. Mit demselben Pfluge werden auf dem besäten Felde etwa in dem Abstand von zwei oder drei Fuß, lange Furchen gezogen, die das Wasser abziehen. Sehr oft wird das Land, sonderlich unter dem Schatten der Bäume, anstatt des Pfluges mit Schaufeln umgegraben. Ich



Habe große Felder auf solche Art von Menschenhänden umgraben sehn. Sie arbeiten, selbst im Januar, im bloßen Hemde, das mit den Beinkleidern zusammenhängt und Ein Stück ausmacht, aber beständig sehr weiß und nett ist.

Neapel hat durch seine vortrefliche Lage, durch sein sanftes den frohen Mut so sehr belebendes Klima, und durch seine Bevölkerung vor allen italienschen Städten Vorzüge. Es liegt auf Hügeln in einem halben Zirkel an dem angenehmsten Meerbusen gebaut, der der Stadt zugleich einen sichern Hafen gibt. Das Klima ist merklich wärmer, aber weit angenehmer als das römische. Der Winter ist nicht so naß und so empfindlich kalt, als zuweilen in Rom, und die Hitze des Sommers nicht so schwul und erstickend, weil die Luft durch kühle gesunde Seewinde gereinigt und erfrischt wird. Auch hat Neapel verhältnismäßig weit mehr Einwohner, als Rom. Nach dem neapolitanischen Staatskalender war im Jahr 1781 die Volksmenge in der Stadt Neapel 176,715 männlichen, 181,164 weiblichen Geschlechts, 2912 Priester, 4293 Mönche, 6339 Nonnen. Im ganzen Königreich Neapel war nach eben dem Kalender die Volksmenge, 2,184,347 männlichen, 2,223,285 weiblichen Geschlechts, 46,216 Priester, 25,461 Mönche, 20,733 Nonnen. Die jährliche Konsumtion der Stadt Neapel beträgt, nach Hamiltons Berechnung, ein Jahr ins andre gerechnet, 1,212,206 Tomoli Roggen und Weizen, 274,377 Tomoli Gersten und Haber, (der Tomolo Getraide hält 48



Rotuli, und der Rotulo $33\frac{1}{2}$ Unze:) 21,800 Stück Hornvieh, 5500 Schweine, 160,000 Schafe, 82,000 Lämmer, 16,000,000 Stück Geflügel, 40,000 Cantari (ein Cantar ist 150 Pfund) Fische, 25,000 Cantari gesalzne Fische, 25,000 Cantari Käse, 20,000,000 Eier, 3,000,000 Melonen, 90,000 Botte (oder Fässer) Wein.

Von dem Charakter der Einwohner machte ich mir in den ersten Tagen, da mir zweimal hinter einander des Abends die Taschen bestolen wurden, einen üblen Begriff, und hielt das Sprichwort wahr: Napoli e un paradiso, ma abitato di diavoli, Neapel ist ein Paradies, aber von Teufeln bewont. Allein, dies erstreckt sich bloß auf den gemeinen Haufen, und da findet man in ieder volkreichen Seestadt mehr loses Gesindel, als in andern Städten. Unter den andern Ständen habe ich das Sprüchwort schlechterdings falsch gefunden, und viele sehr brave Leute kennen gelernt.

Die Bauart der Stadt ist nicht schön. Sie hat weder Mauer, noch Festungswerke; die Häuser sind zum Theil hoch, und haben flache Dächer mit Geländern; die Straßen, die das schönste sind, sind mit breiten Steinen von Lava gepflastert. Von schöner Architektur und mit Geschmak gebaut sind unter ihren 528 Kirchen, nur ein paar, S. Philippo Neri vorzüglich, und Spirito Santo, (zum Unterschied einer andern Kirche San Spirito.) Der königliche Palaß ist groß, und wird wegen seiner Treppe, die in die obern Stokwerke geführt ist, gerühmt. In demsel-



ben ist die königliche Tapissierie von hautelice, (fabrika degli arazzi); die königliche Reitbahn, und ein Platz, wo der König Ball spielt. An der Seite stehen Stühle und Bänke für die Zuschauer, und am Ende ist eine Gallerie mit einem Gitter, hinter welchem die Königin mit ihren Hofdamen zusieht. In der königlichen Menagerie werden ein Löwe, zwei Löwinnen, ein paar Tiger, ein schöner junger Elephant, viele Adler und Vögel unterhalten. Sie sind in Kammern eingeschlossen, die einen viereckten freien Platz umgeben, und ein Gitter gegen den Hof haben, durch welches man sie sieht. Kameele sind die gewöhnlichen Lastthiere des Königs, die zwischen der Stadt und den Lustschlössern gehn. Das große Theater, S. Carlo, soll das schönste in Italien seyn, und ist ganz mit Spiegeln besetzt, die sich schön ausnehmen, wenn es illuminirt wird. Die Opernsänger und Sängerinnen sind unvergleichlich, und nebst denen in Florenz die einzigen, die mit recht gefallen haben.

Man findet wenige vorzügliche Gemälde in Neapel, und noch weniger alte Statuen, die ausgenommen, die man bei den iezigen herkulanischen Entdeckungen hervorgezogen hat, und die noch nicht öffentlich aufgestellt sind. Das königliche Museum hat eine außerlesene Gemäldesammlung, die in vier und zwanzig Zimmern in dem Pallast Kapo di Monte steht, und den besten römischen Kabinetten gleich zu schätzen ist. In demselben Pallast ist eine schöne Bibliothek, die ziemlich reich an lateinischen und griechischen Handschriften, und



und nebst der Sammlung auf Monte Olivetto und der Bibliotheka Farnesiana das wichtigste für einen Gelehrten in Neapel ist.

Das Kollegium Sinicum ist ein artiges Institut, in welchem junge Chinesen in der Religion unterrichtet werden. Es sind ihrer jetzt sieben, recht artige freundschaftliche Leute; sie bleiben zehn bis zwölf Jahr in Neapel, und kehren dann als Missionärs in ihr Vaterland zurück. Ihre Physionomie ist völlig so, wie man sie in den chinesischen Gemälden sieht, platte Nasen, ausgedehnte Augenlieder, und ein zusammengepreßter Kopf. Ich sah bei ihnen verschiedene artige Sachen von Porcellain, Papier von Seide, und dergl. das sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten. Das Kollegium steht unter der Propagande in Rom. Die jungen Chinesen konnten die römische Luft nicht vertragen, und starben in wenigen Monaten; sie wurden daher nach Neapel geschickt, wo die Luft reiner ist.

Es fehlt Neapel, wie fast allen italienschen Städten, an Promenaden. Der einzige, mit Kunst angelegte Spaziergang ist in der Vorstadt Chiaia, eine dreifache breite Allee am Meer, die sehr angenehm werden muß, wenn sie bewachsen ist. Jetzt ist die gewöhnlichste Promenade auf dem Molo, welche durch die Schiffe im Hafen und durch die Aussicht auf die See sehr unterhaltend ist.

Ein Ueberbleibsel des Altertums ist in Neapel merkwürdig, die Katakomben, die in einem Berg hinter der Kirche S. Gennaro de' Pezzenti oder al Cimitero



tero gegraben sind. Der Berg hat Adern von gelbem leichten Sandstein, oder Puzzuolana, und diesen Adern folgen die unterirdischen Gänge, die daher ganz ohne Symmetrie in die Quer, bald hoch, bald niedrig gearbeitet sind. Ganz ohne Zweifel sind diese Katakomben nichts weiter, als Puzzuolangruben gewesen, woraus man die Erde zum Bauen nahm, wie noch jetzt in Italien aller Kalk mit Puzzuolana und Kalk eingelegt wird. Auf dem Wege von Rom nach Frascati besinne ich mich neue Puzzuolangruben gesehen zu haben, die völlig eben solche gewölbte Gänge machen, als die Katakomben, und doch gewis nicht mit Kunst, oder zu Wohnungen angelegt sind. Die neapelschen Katakomben bestehen jetzt aus drei Gewölben über einander. Das mittelfte liegt mit dem Erdboden gleich; das unterste ist ganz verschüttet. Beim Eingang in die mitlern Gewölbe steht ein alter Altar, wo die Gebeine des h. Januars 200 Jahre aufbewahrt gewesen seyn sollen, bis sie nach ihrer iezigen Ruhestätte, der Domkirche, hingebraucht sind. In den dunkeln Gängen sind an beiden Seiten länglichte horizontale Löcher in den Stein gehauen, die zu Begräbnissen gebraucht worden sind. Sie sind von verschiedner Größe; verschiedne ganz kleine für Kinder, die größten grade von der Länge eines vollgewachsenen Körpers. Die Leichen müssen ohne Sarg hineingelegt, und darauf die Oefnungen zugemauert worden seyn. Zwischen diesen Särgen sind hin und wieder ganze Kammern oder Stanze, wie man sie nennt, zwei über einander eingehauen, die für Familienbegräbnisse ausgegeben



ben werden. Aus dieser mittlern Reihe Gewölbe sieht man verschiedne niedrige Gänge ausgehen, die alle aber, zum Theil mit Fleis, verschüttet sind. Die Führer geben vor, daß einer nach dem Schloß Poggio Reale, einer nach Cimiterio, einer nach der Certosa, und der vierte nach der Kirche la Sanita geführt habe. Das ist gewiß, daß in der Sanita unter dem Hauptaltar ein Eingang in die Katakomben ist. Ferner fand ich eine runde große Oefnung, die durch den ganzen Berg hinaufgeht, und einen tiefen Brunnen mit Wasser, über dem gleichfalls eine Oefnung ist, und zu dem ein schmaler Gang hinführt. — Die oberste Reihe Gewölbe sieht ganz anders aus. Es sind keine Kammern da, sondern große Nischen, in welche die Särge gegraben sind, und ein großer freier Platz mit zwei Kolonnen, alles aus dem Berg gehauen. Dieser Platz soll von den Christen als eine Kirche gebraucht worden seyn. So gewiß es ist, daß die Katakomben nicht zu Wohnungen angelegt sind, eben so gewiß scheint es mir auch zu seyn, daß sie nachher zwar nicht zu Wohnungen, aber doch zu Begräbnißen eingerichtet worden. Vielleicht schon in ältern Zeiten zum Begräbniß der Sklaven, und nachmals von den Christen in den Zeiten der Verfolgungen. Gewont werden sie nie mitten unter den Leichen haben, und wie konnten sie hoffen, dort sicherer, als in der Stadt zu wohnen, da sie unmöglich unbekannt daselbst bleiben konnten? Aber ihren Gottesdienst haben sie an entlegenen Orten halten müssen, und dazu waren die Katakomben bequem. In den Nischen findet man wirk-

lich



lich gothische christliche Gemälde, Kreuze und Inschriften; *z. B. ιησους χριστος υιου α.* Ueber der sogenannten Kirche hat man christliche Inschriften auf Marmor gefunden, die zerschlagen und in den Fußboden der Kirche eingelegt sind.

Die Gegend um Neapel ist unvergleichlich. Allenthalben hat man die schönsten Aussichten, und prächtige Ruinen ehemaliger römischer Größe. Ich habe verschiedne Lustreisen in diese Gegenden, von Neapel aus, in Gesellschaft meiner Landsleute gemacht, an die ich noch immer mit vieler Wonne zurückdenke.

Eine unserer ersten Spaziersfahrten war zum Lustschloß Poggio Reale. Man fährt aus der Vorstadt des h. Anton's durch eine schöne lange Allee dahin. Es ist wegen des Aufenthalts der Königin Johanna, und der Ausschweifungen und Unmenschlichkeiten, die sie da begangen haben soll, berühmt. Man zeigt noch ihr Bad und verschiedne Zimmer. Die Lage ist sehr schön; aber die Gebäude ganz, gleich den alten römischen, verfallen.

Auf der Abendseite von Neapel liegt recht über der Stadt das Kastel S. Elmo auf einem hohen Berge. Es ist von Karl dem fünften angelegt, und ganz im Felsen gehauen. Gegen über auf demselben Berge ist S. Martino, oder die Karthause, die von der berühmten Königin Johanna zur Versöhnung ihrer Sünden angelegt ist. Die Pracht dieses Klosters ist außerordentlich. In der Kirche sieht man nichts als feinen Marmor, orientalsche Edelsteine und Gold. Der

Hoch:



Hochaltar ist mit Statuen von Silber geziert und ganz vergoldet. In der Sakristei ist ein solcher Schatz von Silber, worunter die Brustbilder von S. Martin und S. Bruno in Lebensgröße sind, und ein solcher Reichtum der kostbarsten Edelsteine, der das Auge blendet. Auch sind in diesem Kloster einige vortreffliche Gemälde; in der Sakristei die Pieta von Spagnuoli, oder ein todter Christus, den Johannes hält, Maria beweint, und dessen Füße Magdalena küßt. Alle Teile der Malerei sind in hohem Grade darin schön. Und in den Zimmern des Priors, das berühmte Crucifix des Michael Angelo, in dem ein so sprechender Ausdruck ist, daß man geglaubt hat, Michael Angelo müsse wirklich einen gekreuzigten Menschen kopirt haben. — Man sagt, daß das Kloster das reichste in ganz Italien sey, und täglich eine Einnahme von drei Pfund Gold habe, welche übermäßige Einnahme ihm aber jetzt vom König etwas eingeschränkt ist. Oben auf dem Kloster, und vorzüglich in einem eigentlich dazu angelegten Saal, Belvedere, ist eine entzückende Aussicht. Man hat die Stadt in ihrem ganzen Umfang tief zu seinen Füßen, die sich mit ihren flachen Dächern von der Höhe sehr gut ausnimmt. Man hört ein tiefes Getöse der Wagen und das Gewimmel der Einwohner herausschallen, und am stillen Abend hört man bisweilen vernehmliche Worte. Vorwärts sieht man die Insel Kapri und verliert sich in eine grenzenlose Ferne. Zur Linken erhebt sich der majestätische Vesuv, und zur Rechten ist die himmlische Gegend von Posilip, Puzzuoli und Baia.



An diesem Berg von S. Elmo gränzt der Berg Posilipo, der ungefehr eine halbe Stunde von der Stadt liegt, und von *πρωσις λυπη* den Namen hat. Wirklich muß auch die schöne Lage dieses Berges alle Traurigkeit und üble Laune vertreiben. Die Stadt scheint sich wie ein Amphitheater gegen die Berge prächtig zu erheben, und macht hier einen noch schönern Effekt, als auf S. Elmo. Der ganze Berg ist wegen seiner vielen Grotten, höhern und niedern Hügel, und Abwechselungen von Gebüsch und wilden Klippen romantisch. Mitten in diesen Schauspielen der wilden Natur, in einer Gruft des Berges steht ein altes vier Ecktes Mausoleum, mit zehn Nischen in der Mauer, das man für Virgils Grab ausgibt. Wenigstens sagt es die Inschrift, die dem Monument gegen über auf einem Stük Marmor, in die Wand des Berges eingesetzt ist:

Quae cineris tumulo haec vestigia? conditur, olim

Ille hoc qui cecinit, pascua, rura, duces.

Auf dem Grabe wuchsen vor Zeiten Lorbeern, von welchen man behauptete, daß sie von selbst hervorgekommen wären, und nicht ausgerottet werden könnten, sondern immer wieder hervorwüchsen. Die Markgräfin von Bareuth schickte einen Zweig davon mit sehr artigen französischen Versen begleitet, an den König von Preußen. Jetzt aber ist von dieser sogenannten sponte nata laura nichts mehr als eine einzige vertrocknete Wurzel übrig. — Unweit dieses Grabes ist in der Servitenkirche das prächtige und schöne marmorne

Mos



Monument des Dichters Sannazars, mit der Inschrift:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus, Musa proximus, ut tumulo,
Vixit an. LXXII. obiit a. MDXXV.

Actius Sincerus war der Schäfername, den Sannazar in der Gesellschaft der Arkadier zu Rom angenommen hatte. — Oben auf der Spitze des Berges liegt ein Kloster des h. Antonii, und am Fuß ein königliches Sommerhaus, das auch Posilipo heißt, in welchem sich der König der Fischerei wegen aufhält, von der er ein großer Liebhaber ist. Der Berg besteht größtenteils aus Asche, Sand, mit untergemischten Stücken Glas und Schlacken, die Spuren eines vormaligen Vulkans zu seyn scheinen. — Durch diesen ganzen Berg ist ein Weg durchgehauen, der Grotta di Posilipo heißt. Er ist tausend Schritt lang, dreißig Fuß breit, und am Eingange funfzig, in der Mitte aber etwa zwölf Fuß hoch. Ohne Zweifel ist diese Höhle, wie die Katakomben, anfänglich eine Puzzuolngrube gewesen, welches verschiedne Höhlen, die an der Seite eingegraben, und zum Teil zugemauert sind, bestätigen. Nach und nach ist sie erweitert, geebnet und zu einem bequemen Wege gemacht, um sich das beschwerliche Steigen über den Berg zu ersparen. In der Mitte sind ein paar Oefnungen gemacht, wo ein wenig Licht hineinfällt, das aber die ganze Höhle sehr wenig erleuchten kann. Man sieht an einigen Stellen nichts, als vor sich den Tag hineinschimmern,



und die Fuhrleute müssen sich zurufen, an welcher Seite sie fahren sollen, *alla montagna* oder *alla marina*, an der Berg; oder an der Seeseite. Des Abends nimmt man Fackeln mit, und so kann man recht die innere Wölbung betrachten. Der Weg ist wegen der beständigen Dunkelheit und wegen des erstickenden Staubes etwas beschwerlich; übrigens kan man fast nichts größers und prächtigers von Menschenhänden sich vorstellen, als dieses Gewölbe. In der Mitte hat in einer Gruft ein Einsiedler seine Wohnung und Kapelle.

Durch diese Höhle geht der Weg nach **Puzzuoli** und den Ruinen der alten Städte **Puteoli**, **Baiä**, **Cumä**, **Linternum**, **Misenum**. Ich machte diese Reise, die mich unbeschreiblich vergnügt hat, in Gesellschaft meiner Landsleute zweimal, den 23ten und den 29ten Januar. Den 23ten Januar fuhren wir des Morgens früh nach **Puzzuoli**, wo wir, ohne uns aufzuhalten, uns auf den Weg nach dem Golf und nach den Ruinen der alten Stadt **Baiä**, ietzt **Baia**, begaben. **Puzzuoli**, das alte **Puteoli**, dessen in der Apostelgeschichte Kap. 28, v. 13 erwähnt wird, das zu der Römer Zeiten sich bis an die *Solfatara* erstreckte, ist ietzt eine kleine Stadt, von 10,000 Einwonern, acht Meilen von Neapel. Hier nimmt man, um die Antiquitäten der Gegend zu besehen, einen Antiquar, oder sogenannten *Cicerone*, und Fackeln mit, und macht die Reise in einer Chaise, oder auf Eseln, auf welchen man freilich etwas unbequemer, aber wolfeiler und besser durch die schmalen steilen Wege fortkommen kann. An
den



den Cicerone bezahlt eine Gesellschaft für den Tag zwölf Karolinen, oder etwas über einen Reichsthaler, und die Malzeit; den Esel, freilich mit einem schlechten hölzernen Sattel, worauf die Lasten geladen werden, hat man den ganzen Tag für zwei Karolinen, und ein Karolin Trinkgeld für den Führer, welches zusammen ein halber Gulden ist.

Der Golf von Puzzuolo ist ein paar Meilen breit, und geht eben so tief ins Land. Er hat die angenehmste reizendste Lage und die Römer wälten ihn zum Wonsitz der Ruhe und Wollust. Es liegen verschiedene höhere und niedrigere Berge an demselben, die ihn sehr verschönern; unter diesen war vormals der Berg Gaurus der berühmteste, weil er eine Art, freilich ausgearteten, Falerner Wein hervorbrachte *). Er ist jetzt ganz wüste und kahl. Hingegen ist ein anderer Berg desto merkwürdiger, der Monte novo, der durch ein unterirdisches Feuer in Einer Nacht, zwischen dem 19ten und 20ten September 1538 aufgeworfen ward. Der Vulkan warf eine solche Menge Steine, Asche und Sand in die Höhe, daß ein Berg von 400 Ruthen in Perpendikulärhöhe, und drei italienischen Meilen im Umfang entstand. Das Meer wich über 300 Schritt von seinem Ufer zurück, und der See Lucrino ward über die Hälfte verschlungen.

Die ersten Ruinen, denen man auf dieser Lustreise begegnet,

*) Plinius l. 4. c. 3 sagt, Gauranas uvas a Falerno translatas vocari Falernas: celerrime ubique degenerantes.



begegnet, liegen auf einem Hügel am Meere und werden für Ciceros Akademie ausgegeben. Man sieht einige Reste des berühmten Portikus. Das war das Landhaus, wo Cicero seine quaestiones academicae schrieb, wo Kaiser Adrian, der zu Baia starb, begraben ward, und bei dessen Grabe Antonin einen Tempel aufbaute. Plinius lib. 31. c. 1. beschreibt seine Lage.

Von da geht man, um alle Merkwürdigkeiten mitzunehmen, zum See Lucrino, der bei den alten Römern wegen seiner Schnecken berühmt war, (Horat. od. 2. Martial. l. 13. ep. 90.) jetzt aber nichts als eine gute Lage hat. Etwas weiter liegt der See Averno. Er hat seine pestilenzialischen Dünste, die die Vögel in der Luft ersticken, und woher er den Namen erhalten, (von *aeovos*, ohne Vogel,) ganz verloren, und ernährt jetzt Fische. Er macht ein Bassin von 300 Klaftern im Durchmesser, ist etwa 20 Klafter tief und etwas über eine italiensche Meile vom Meer entfernt. Die Hügel, von denen er ganz eingeschlossen ist, und die ehemals mit dicken Hölzungen bedeckt waren, geben ihm eine einsame melancholische Lage. — Am Ufer dieses Sees in einem Berge ist eine lange dunkle Höhle gegraben, 200 Fus lang, 18 Fus breit und 15 Fus hoch, die man die Höhle der kumanischen Sibille nennt, deren Virgil Aeneid. 6. v. 235. erwähnt. Beinahe am Ende ist zur Rechten ein schmaler mit Wasser angefüllter Gang, durch welchen man sich nach einem dunklen Zimmer tragen läßt, wo die Sibille ihre Orakelsprüche gegeben haben soll. An diese Kammer stößt ein Bad,

Bad, und weiter hin ist eine schmale Oefnung, die ein Ausgang in den Berg hinauf gewesen zu seyn scheint. Am Ende der Höhle sind zwei verschüttete niedrige Berge, deren einer grade aus, der andre zur Rechten abführt. Man will, daß die Höhle in spätern Zeiten zu den Versammlungen der Freimäurer gedient haben soll. — An der andern Seite des Sees liegen schöne Ruinen eines achteckten, inwendig runden Tempels, den man für Apolls Tempel ausgibt, weil Sibilla eine Priesterin Apolls war, und weil man annimmt, daß ihre Höhle eine unterirdische Gemeinschaft mit dem Tempel gehabt habe. Dieser Mutmaßung aber steht die Behauptung alter Schriftsteller entgegen, daß der Apollstempel in dieser Gegend so hoch gelegen habe, daß er von den Schiffen auf dem Meer gesehen werden konnte. Der Tempel hat 136 neapelsche Palmen im Durchschnitt, und steht ziemlich gut. Vor dem Tempel liegt ein Bad, mit einem Wasserbehältnis, und zwei Kammern mit Nischen und Bänken an den Seiten. Ein andres Bad ist an den Tempel angebaut, das jetzt zum Weinlager gebraucht wird, und wovon man den Fremden ein Glas zur Erfrischung anzubieten pflegt. An der andern Seite des Tempels ist wieder eine runde gewölbte Kammer, 18 Fuß im Durchschnitt, vorwärts mit einem tiefen Brunnen, und an den Seiten mit Bänken, die ohne Zweifel auch ein Bad gewesen ist.

Wir ruhten unter diesen Ruinen ein wenig aus, und gingen darauf zu unsern Eseln zurück, die vor dem See geblieben waren. Wir ritten den lucrinischen See



wieder vorbei, nach den Schwizbädern zu Tritoli, dicht am Meere, die man *bagni di Nerone*, *Neronsbäder* nennt. Sie sind ein bewundernswertes Naturphänomen. Unten an der Erde sind drei Kammern in den Berg gegraben, die zu kalten Bädern gebraucht wurden. Bei der obersten ist eine Quelle von heißem Wasser, und der Sand ist um derselben ganz warm. Ueber diesen Gewölben sind die warmen Bäder. Es sind verschiedne schmale dunkle Gänge in den Berg gehauen, wovon zwei zusammenstoßen, und nach einer Quelle von kochendem Wasser führen. Die andern sind vielleicht, um die Quelle aufzusuchen, gemacht, und man hat der rechten Stelle verfehlt. Durch die heißen Dünste, die jetzt durch diese Oefnungen nach der frischen Luft hinausziehen, sind sie fast unerträglich. Es ist eine solche verzehrende erstickende Hitze in denselben, sonderlich nach oben zu, daß der ganze Körper gleichsam in Schweiß aufgelöst wird, obgleich man ganz nackt hineingeht. Indessen kam ich bis an die Quelle. Man hat bis dahin etwa 200 Schritt zu gehen; dann geht es sehr steil zu dem Wasser hinunter, dessen Behältnis wie ein viereckter Brunnen aussieht. Das Wasser, wovon wir eine Schale voll herausbringen ließen, war so heiß, daß wir in ein paar Minuten Eier darin kochten, die uns zum Frühstück dienten. Die Kranken des Hospitals der *Annuntiata* in Neapel werden des Frühjahrs hieher gebracht, um sich der Schwizbäder zu bedienen, wozu neben den heißen Gängen einige Kammern eingerichtet sind.



An der Seite dieser Bäder hat Karl der zweite, dem auch daselbst ein marmornes Denkmal errichtet ist, einen Weg durch den Berg hauen lassen. Durch diesen ritten wir weiter, und sahen unten am Meer die ersten Ruinen der alten berühmten Stadt Baiä, jetzt Baia. Die alten Schriftsteller reden mit Enthusiasmus von ihren Annehmlichkeiten, reden von ihr, als von einem Paradiese. Die Römer hatten die schönsten Landhäuser daselbst, wo sie alle Arten der Wollüste genossen. Julius Cäsar hatte eine Villa, wo Marcellus von Livia vergiftet ward. Hirrius hatte, nach Varro, ein schönes Landhaus bei Baiä. In Pisons Gartenhaus zu Baiä ward nach Tacitus die Verschwörung gegen Nero verabredet. Auch hatte nach demselben Domitian ein Lusthaus daselbst. Der Julia Mama hatte Alexander Severus ein Haus gebaut, und Seneka redet von den Lusthäusern Cäsars, Pompeius und Marius in dieser Gegend. In Baiä ward das berühmte Triumvirat Cäsars, Pompeius und Antonius gestiftet, und Kaiser Adrian starb daselbst. Das Land ward ihnen zu enge, und sie bauten prächtig in die See hinein. (Horat. l. 2. od. 18.) Ernsthaften Männern, Männern, die wichtige Aemter in Rom bekleideten, ward es übel genommen, wenn sie nach Baiä, diesem Wonsitz aller Wollüste, gingen. Martial besingt es in seinen Epigrammen, L. XI. epig. 81.

Litus beatae Veneris aureum Baias,
Baias superbae blanda dona naturae;



Ut mille laudem, Flacce, versibus Baias,
Laudabo digne non satis tamen Baias.

Alle diese ehemalige wollüstige Pracht ist dahin; alle diese schönen Gebäude sind zerstört, oder von dem Meer weggespült; und von allen Schönheiten Baias ist jetzt keine mehr übrig, als die, die ein Geschenk der Natur ist, die unvergleichliche entzückende Lage. Nicht leicht kann man eine angenehmere Gegend sehen als diese. Man hat hier fast alle Schönheiten der Natur beisammen, in sonnichten Hügeln und schattichten Thälern, in den schönen fruchtbaren Fluren, und in der angenehmen Verwilderung, und dabei immer die herrliche Aussicht auf den kleinen Golf, auf bewonte Inseln, auf höhere ferne Berge. Man empfindet hier alles, was die schöne Natur Süßes, und zugleich alles, was die Ruinen der ehemaligen Größe und Pracht der alten Könige der Welt Begeisternendes erwecken können. Man erquikt sich an der schönen Gegend, aber man denkt zugleich voll trauriger Empfindung an die Hinfälligkeit der menschlichen Glückseligkeit, wenn man über die Ruinen hinwandelt, wo die Römer ehemals im Stolz ihrer Größe, und im Rausche ihrer Vergnügungen, als Götter auf das menschliche Geschlecht herabsahen, und wo jetzt der Staub ihrer Gebeine ein Spiel der Winde, und ihre prächtigen Palläste und Tempel ein Raub der Verstorbenheit geworden sind. — Die ersten Trümmer, die man am Meere sieht, sollen von Julius Cäsars Lustschloß seyn. Dann kommt man zu einem schönen runden Tempel, der am Fuß eines Berges etwas

land:



landwärts ein, in einem Weingarten liegt. Er hat ein schönes maieſtatiſches Gewölbe, oben ohne Deſnung, aber an den Seiten mit Fenſtern. Er ſteht nur halb, und ſieht in der Ferne wie eine große Niſche aus. Man hält ihn für einen Tempel des Merkur oder der Venus. Nahe dabei liegt ein kaltes Bad. Weiter hinauf ſieht man in einem niedrigen ſumpfigen Boden drei verfallne, mit Geſträuch und Moos bewachſne Gewölbe oder Niſchen, die einen ſehr ſchönen Anblick geben. Hinter denſelben liegt ein kleines rundes ganz erhaltenes Gebäude, oben mit einer Deſnung, wie die Rotunde in Rom, und mit vier Fenſtern. Es iſt eini- ge Fuß hoch mit Waſer angefüllt, und man läßt ſich von Bauern hineintragen. Wahrscheinlich iſt es ein Bad geweſen, das zu dem Tempel der Venus Genitrix gehört hat. Die Bauern nennen es *truglio* (*trogolo*,) oder *Merkurtempel*. Inwendig iſt, wie in ſol- chen Gewölben gewöhnlich, ein ſtarkes Echo, und zwei an den gegenüberſtehenden Seiten befindliche Perſonen können, wenn ſie leiſe reden, einander verſtehen, ohne daß die mitlern es hören. Darauf kommt man zu ver- ſchütteten Kammern, die jetzt *stanze di Venere* hei- ßen, und gleichfalls zum Venustempel gehört haben ſollen. Die erſte iſt viereckt und ſteht nur halb; aus dieſer kriecht man durch eine niedrige Deſnung mit Fak- feln in ein dunkles rundes Zimmer, das mit unvergleich- lichen Baſreliefs geziert iſt, die ſich auf die Liebe bezie- hen. Von da kriecht man zur rechten Seite in ein drit- tes von beſondrer efigter Form, in welcher Tropfen



von versteinerten Wassertartarus herunterhängen, die die Bauren und Eiceronen für einen versteinerten Baum halten. In dieser Gegend liegen ungemein viele Bäder, deren einige sehr schön sind. Dann kommt man zu dem Tempel der Venus Genitrix, nach andern der Diana, der auswendig achteck, inwendig rund ist, und wovon noch ansehnliche Ruinen stehn. — Man sieht, was Baiä in ihrem größten Glanz für eine Stadt gewesen seyn muß, und geht mit innigem Bedauern weiter, daß das, was man gesehen hat, doch nichts weiter als Ruinen waren.

Hierauf ritten wir etwas weiter nach Bauli, wo wir einen Ruhestand machten, und bei einem Baurens Hause unter freiem Himmel, unter dem Schutz einer schönen grünen Steineiche unsre Mittagsmalzeit nahmen. Hier genoßen wir zum zweitenmal das Vergnügen, das uns unsre bisherige Reise veranlaßt hatte, indem wir alle einzelnen angenehmen Ausstritte dieses halben Tages überdachten, und uns einander erzählten. Wir hatten so manche Arten von Schönheiten der Natur in beständig veränderten Scenen gesehn, bald von der Höhe hinunter, bald im Thal, hatten bald an einem stillen einsamen See, von sanften grünen Hügeln umgeben, erquickende Ruhe, bald beim Anblük der wilden Natur auf öden Klippen, schaudervolle Bewunderung gefühlt, und fast auf jedem Fusstritte das traurige gewißeste Denkmal irdischer Vergänglichkeit, in den Ruinen verwüsteter Städte vor uns gehabt. Alle diese Eindrücke waren neu und lebhaft bei uns. Dabei un-

fre



fre Reisebegebenheiten, wie wir zwischen den alten Ruinen auf unsern trägen Eseln, und ihren harten Satteln herumritten, in jede Höhle hineinkrochen, jeden steilen Hügel erstiegen, bald sich einer vom Wege verirrte, dann ein andrer von seinem Thier sich in den Sand herabwälzte, und zuletzt alle sich in einer Reihe an einander festhielten, um die letzten Esel, die nicht mehr gehen wollten, fortzuschleppen. Endlich der schöne warme Sommertag mitten im Winter, die vollkommene Ruhe nach einem so ungewohnten Ritt, und die kleine Anhöhe, worauf wir unsern Tisch bereitet hatten, und die eine ganz artige Aussicht gab, erhöhten unsre Wonne, und alles das machte unsre sonst nur kärglich eingerichtete Malzeit für uns zu einem der herrlichsten Festins.

Nach Bauli war vordem ein berühmter Ort; jetzt ist kaum ein Stein übrig. Nero hatte daselbst ein vortrefliches Landhaus, wo er seine Mutter Agrippina herrlich bewirtete, bis er sie an das Schif brachte, das er zu ihrem Untergange bestimmt hatte. (Tacit. anal. lib. 14.)

Wir kamen auf unserm Rückwege zuerst zu einer unterirdischen Höhle am Meer, die unser Cicerone Agrippinens Grab nannte. Weiter hin, hinter der Kirche S. Anna, sind *le cento cameroni di Nerone*, wie die Antiquare sie nennen, ein weitläufiges Gebäude mit vielen unterirdischen oder verschütteten Kammern. Sie liegen an einem Hügel, auf dessen Spizzen eine vortrefliche Aussicht auf den schönen Golf



von Baia ist. Zur Seite ist die sogenannte *piscina mirabile*, ein großes Gewölbe unter der Erde, mit vielen hohen Bogen, die von 48 Pfeilern getragen werden, und oben in den Gewölben mit Oefnungen. Man will, daß dieses große Gewölbe von Agrippa angelegt sei, um das Waßer aus dem *Fiume Sabbato* darin zu sammeln. Winkelmann sagt, es sei ein Regenwaßerbehälter für die römische Flotte, die bei Misenum lag, gewesen, und die Soldaten haben oben in die Oefnungen der Gewölbe das Regenwaßer hineingetragen. Daß es ein Waßerbehältnis gewesen, es sei nun zu welchem Gebrauch es wolle, ist unstreitig. Die ganzen Wände sind mit petrificirten Tartarus bekleidet, worunter man sehr artige Stücke findet. Man verkauft in Neapel geschliffene Stücke davon. Jetzt ist das ganze Gewölbe trocken und völlig erhalten.

Nähe dabei ist der See, *il mare morto*, und bei demselben die *Kampi Elisei*. Romantisch ist die Gegend, aber sumpfig, und nicht mehr so reizend, als sie zu der Römer Zeit gewesen seyn muß. Der See macht ein schönes Bassin, das mit Bergen umgeben ist, und am Fuß der Berge liegen diese eliseischen Gefilde. Wahrscheinlich, und man hat Beweise davon in der Erde gefunden, ist der *mare morto*, die Spitze oder der Krater eines Vulkans gewesen, der die Berge um die eliseischen Gefilde hervorbrachte. — Mit dieser schönen berühmten Gegend endigten wir die Beobachtungen dieses Tages, und eilten grade nach Puzzuolo, von da wir in schönem Mondschein nach Neapel zurückfuhren.

Am



Am 29ten Januar machten wir die zweite Reise in die Gegend von Puzzuolo. Wir wichen vor dem Städtchen zur Rechten nach der berühmten Solfatara ab. Sie ist wenig vom Golf entfernt, und gränzt an der Landseite an den Berg Gauro. Die ganze Ebne, die etwa tausend Fuß lang und von allen Seiten mit Bergen umgeben ist, ist die Spitze oder der Krater eines versunkenen Feuerberges, von welchem noch die Hügel übrig sind, die sie einschließen. An einigen Stellen ist sie zwar mit Erde bedeckt und mit Bäumen bepflanzt; aber der größte Umfang besteht aus Asche und Schwefel, und der Vulkan ruht noch nicht ganz. Der Boden ist hohl; wenn man in einer Oefnung von ein paar Fuß tief, einen Stein hineinwirft, hört man einen dumpfen Wiederschall, als aus einem Gewölbe. Die Erde ist hin und wieder heiß, und an vielen Stellen setzt sich Schwefel an. Ueberall ist ein unausstehlicher Schwefelgeruch. Besonders ist eine Oefnung, aus der ein brennendheißer Schwefeldampf hervorsteigt. Eine ziemlich große Fläche in der Mitte des Thals ist mit einer weißgrauen Erde bedeckt, woraus Alaun, (alume di rocca, Steinalaun,) gemacht wird. Hiezu ist nicht weit vom Eingange der Solfatara eine Hütte gebaut. Die Alaunerde wird 24 Stunden in einen Kuben mit einem mineralischen Wasser geschüttet, dann 24 Stunden in einen andern, worin das Wasser durch die natürliche Hitze des Bodens siedet, und darauf in Balgen ausgegossen, wo der Alaun sich ansetzt.

Auf einem Hügel nahe an der Solfatara haben die



Kapuziner ein Kloster an der Stelle, wo der h. Januar den Märtyrertod gelitten haben soll. Auf dem Hofe dieses Klosters übersieht man die ganze himmlische Gegend des Golfs von Baia. Unten liegt Puzzuolo, und so weiter hinauf die Ruinen der alten Städte bis Kapo di Misene, verschüttet und mit Moos bewachsen. Hinter dem Gebürge Misene scheint die Insel Ischia hervor, und läßt eine schmale Oefnung, durch die man das Meer sieht. Zur Seite hat man das freie Meer. Ein Anblick, an dem man sich nicht satt sieht. Zeigen die Kapuziner gleich in keinem Stücke Geschmak, und fast keine Empfindung des Schönen: so haben sie doch immer zu ihren Klöstern die schönsten reizendsten Gegenden zu wählen gewußt, und der Ort ihres Aufenthalts wenigstens ist beneidenswert.

Auf dem Wege vom Kloster nach **Puzzuolo** kommt man vor einem Stück eines alten Aquädукts vorbei, das noch gut erhalten ist; oben drauf ist eine große Cisterne angelegt. Von dem alten **Puteoli**, (woraus **Puzzuolo** entstanden,) das zu der Römer Zeiten eine so berühmte Stadt war, daß Cicero sie klein Rom nennt, und C. Silla sie allen andern zu seinem Aufenthalt vorzog, um hier seine übrige Lebenszeit in Ruhe zuzubringen, sind sehr wenige, aber schöne Reste übrig. Von einem alten Amphitheater sieht man nur wenig Mauerwerk, und den Korridor oder gewölbten Gang, worin man die Thiere bewarte, und wo auch der h. Januar eingeschlossen gewesen seyn soll, dem daher mitten in den Ruinen eine Art von Kapelle gemacht ist.

Die



Die Arena ist ein Weingarten. Weiter hin findet man Ruinen eines alten Tempels, den man dem Neptun zuschreibt, und gegen über einen kleinern; beide so verfallen, daß man ihre Form nicht mehr erkennt. — Unten an einem Hügel, einige 50 Schritte vom Meer liegen die Reste des Serapistempels, (so nennt man ihn gewöhnlich, andre nennen ihn Aeskulaps oder Bacchustempel,) einer der schönsten Ueberreste des Alterthums. Die besten Stücke desselben hat der König zum Bau seines neuen Lustschloßes zu Kaserta brauchen lassen. Es stehen also nur noch drei Säulen, und zerbrochene Stücke und Kapitälcr liegen auf dem Boden. Der Fußboden von weißem Marmor steht ganz und unbeschädigt; sogar sieht man noch einen metallenen Ring in demselben, an dem das Opfervieh angebunden ward. In der Mitte des Tempels ist ein runder erhöhter Platz zum Opfern, das eigentliche Heilige des Tempels, der mit kleinern Säulen umgeben war. An der Seite steht eine steinerne Vase, worin, wie man glaubt, die Asche geschüttet und mit Wasser vermischt, zum Waschen oder Benezzen der Brust gebraucht ward. Hinter dem Tempel ist ein Zimmer zum Bad der Priester. Es stehen noch die Wasserkanäle nebst ihren kupfernen Röhren, die das Wasser hineinführten. Es ist merkwürdig, daß die Säulen, die von dem härtesten egyptischen Granit sind, sowol die noch stehen, als die umgeworfenen, bis zu einer Höhe von etwa zwölf Fuß ganz durchlöchert sind, doch sind die untersten sechs Fuß unbeschädigt. Ich fand in verschiednen dieser runden

glaz



glatten Löcher, die mit einem Bohrer gemacht zu seyn schienen, Seemuscheln und Seethiere. Diese Bemerkung beweist, wie auch Winkelmann anführt, daß vormals der Tempel zwölf Fuß hoch von der See über schwemmt war und also die See allerdings steigt und fällt. Die untersten sechs Fuß sind wahrscheinlich mit Schutt und Erde bedekt gewesen, und neulich, als man Materialien zum Bau von Kaserta suchte, aufgegraben. Die unvergleichlichen Ornamente und die edle Architektur in den noch übrigen Stücken beweisen die Schönheit und die Pracht dieses Tempels. Bei dem Eingang wont ein alter Invalide, der die Fremden herumführt, und ihnen, auf königlichem Befehl, alles Zeichnen, Messen und selbst Schreiben verbietet. — Auf der Höhe, an der Stelle, wo jetzt der Dom oder die Kathedralkirche von Puzzuolo liegt, stand vormals ein alter, vielleicht Jupiterstempel, von dem noch fünf eingemauerte Säulen übrig sind. Nicht weit davon ist das sogenannte Labyrinth, oder verschiedne in einem halben Zirkel in den Berg gemachte gewölbte Kammern, die inwendig durch kleine Oefnungen mit einander vereinigt sind. — Zuletzt sah ich in der Stadt in der Mauer eines Privathauses die in Pompeio Sarnelli Guida per Puzzuolo abgezeichneten kufischen Grabschriften, die ich verglich und sehr richtig kopirt fand.

Es war schon Mittag, und wir gingen nach unsers Ciceronen Wohnung, um unsre kleine Malzeit zu halten. Nach Mittag bestellten wir wieder Esel, als das erstemal und ritten nach den Ruinen von Ruma,
die



die an einer andern Seite des Meers liegen. Wir kamen durch einen hohen gemauerten Bogen, der in der Mitte eines durch Natur oder Gewalt gespaltenen Berges liegt und arco felice heißt. Man sieht auch hier Spuren der alten Landstraße, die Appius anlegte. Weiter kommt man zu den Ruinen eines kleinen Gebäudes, das man tempio dei Giganti nennt. Dicht daran stößt der Berg, worauf die uralte feste Stadt Ruma gelegen war. Man hat auf diesem Berg eine angenehme Aussicht in die freie See und nach Gaeta, das grade über zu liegen scheint. Die Stadt Ruma war die älteste in Italien, berühmt durch die Wohnung der Sibilla und durch den Tempel des Dädalus.

- - - posuitque immania templa.

Virgil. Aeneid. VI. 19.

Man glaubt den Eingang der Grotte der kumanischen Sibille in einer Höhle im Berge, an der Meerseite gefunden zu haben. Sie ist wenigstens sehr weit in den Berg hinein gegangen, jetzt aber verschüttet. Ueber derselben ist eine andre Oefnung in den Berg gemacht, die aus fester Erde und Stein besteht, in welcher man auf eine in den Berg gehauene Treppe von 53 Tritten stößt, die in den Berg hinauf zu einem kleinen Platz führt, in dem man zwei verschüttete Wege bemerkt. Die Treppe soll von dem kaiserlichen General Benzel angelegt seyn. An der andern Seite des Berges ist eine Cisterne, und das ist alles, was von der berühmten Stadt übrig ist. Der ganze Berg ist halb wüste und mit Schutt bedekt, halb mit Wein bepflanzt und



und besäet, und man würde, wenn man nicht bei einem Nachgraben im Jahr 1606 unter dem Vicerè D. Alfonso Pimentello Beweise genug unter der Erde gefunden hätte, nicht mal mit Gewisheit sagen können, hier lag Kumä. Es würden vielleicht hier wichtigere Entdeckungen beim Aufgraben gemacht werden, als man bei Pompeii machen kann, das, wie man aus allen Ruinen sieht, nur eine mittelmäßige Stadt gewesen ist.

Jakob Sannazar hat die Ruinen von Kumä in einer schönen Elegie besungen.

Ad ruinas Cumarum, urbis vetustissimae.

Hic, ubi Cumaea surgebant inclyta fama

Moenia, Tyrrheni gloria prima maris;

Longinquis quo saepe hospes properabat ab
ortis,

Visurus tripodas, Delie magne, tuos,

Et vagus antiquos intrabat navita portus,

Quaerens Daedaliae conscia signa fugae,

(Credere quis quondam potuit, dum fata manebant?)

Nunc silva agrestes occulit alta feras.

Atque ubi fatidicae latuere arcana Sibillae,

Nunc claudit saturas vespere pastor oves.

Quaeque prius sanctos cogeabat curia patres,

Serpentum facta est, facta alitumque domus.

Plenaque tot passim generosis atria ceris

Ipsa sua tandem subruta mole iacent.

Calcanturque olim sacris onerata trophaeis



Limina, distractos et tegit herba Deos.
Tot decora, artificumque manus, tot nota
sepulcra,
Totque pios cineres una ruina premit.
Et iam inter solasque domus disiectaque passim
Culmina, setigeros advena figit apros.
Nec tamen hoc Graiis cecinit Deus ipse carinis,
Praevia nec lato missa columba mari.
Et querimur, cito si nostrae data tempora vitae
Diffugiunt! Urbes mors violenta rapit.
Atque utinam mea me fallant oracula vatem,
Vanus et a longa posteritate ferar.
Nec Tu semper eris, quae septem amplecteris

arces;

(i. e. Romā)

Nec Tu, quae mediis aemula surgis aquis.

(Venetiae.)

Et Te, (quis putet hoc?) altrix mea, (Nep-
olis) durus arator

Vertet, et, urbs, dicet, haec quoque clara
fuit.

Fata trahunt homines; fatiis urgentibus, urbes
Et quodcunque vides auferet ipsa dies.

Auf dem Rückwege kamen wir über die sogenannte
Rampagna dicht bei Pozzuolo. Es stehen daselbst
im Berge ganze Reihen von Gräbern eingegraben und
gemauert, wovon einige sehr artig sind. Ich sah un-
ter andern ein rundes von zwei Stöckwerk, und in dem
obersten drei Reihen, jede von 20 kleinen Nischen in



der Ründe. Es war schon finster, als wir in Puzzuolo ankamen, und wir fuhren mit Fackeln in die Stadt.

Am 31ten Januar machten wir die letzte Reise in diese Gegend von einem halben Tage. Wir lenkten hinter der Grotta di Posilipo zur Rechten, und kamen auf einem angenehmen Weg durch Weingärten nach einer großen von Bergen umgebenen Ebne, die wie die Solfatara der Krater eines Vulkans gewesen zu seyn scheint. Alle Hügel, die sie umgeben, hießen ehemals *Colles Leucogaet*. In der Mitte derselben liegt ein See von einer Meile im Umfang, dessen Ufer Asche und Lava zu seyn scheint. An diesem See lag die Stadt *Agnano*, von der aber nichts mehr als wenig verfallenes Mauerwerk übrig ist. Auch liegt an demselben die berühmte Hundshöhle, *Grotta di Cane*, die jetzt mit einer Thür verschlossen ist. Sie ist eine schlechte kleine Gruft in einem Berge, aber wegen der Experimente, die man seit langen Zeiten darin macht, berühmt. Es steigt nämlich aus der Erde etwa einen Spann hoch ein warmer tödtender Dunst auf, der die Luft in diesem Raum wie in einer Luftpumpe so verdünnt, daß alles Lebende in kurzer Zeit erstikt. Man hält zu diesem Experiment besonders Hunde, die sich wieder erhohlen, wenn man sie früh genug an die frische Luft bringt. Am artigsten sieht das Experiment mit dem Feuer aus. Man nähert eine brennende Fackel allmählich dem luftleeren Raum; zuerst scheint sich die Flamme von der Fackel abzusondern, dann in der Luft zu erlöschen, und der Dampf zieht horizontal zur

Höhle



Höhle hinaus. In der Nähe sind Schwizbäder, Sutori di S. Germano.

Von dem See gingen wir theils durch Weingärten, theils durch Gebüſche gegen Weſten nach dem Berg Secco, deſſen andre Seite an der Solfatara gränzt. Hier iſt offenbar ein Vulkan geweſen, und man kann ſich nicht beſſer einen Begriff von dem Innern des Beſſus machen, als wenn man dieſen geſpaltenen Berg anſieht. Sehr wenige Reiſende ſehen ihn und auch wir fanden ihn, ohne ihn geſucht zu haben. Der ganze Berg, auf dem kein Kraut und kein grüner Graſhalm wächst, beſteht inwendig aus zuſammengeſchmolzenen und zum Theil falcinirten Steinen, die wie Klippen über einander liegen. Sie ſind von verſchiednen Farben, purpurroth, hellroth, weiß, gelb, ſchwarz, mit untergemischten Stücken Schwefel. Aus den Ritzen des Berges ſteigt warmer Rauch auf, der von den in dem Berg enthaltenen heißen Quellen entſteht. Unten am Fuß des Berges iſt eine ſtarke warme Quelle, die viel Alaunſäure hat, und aus welcher das Waſſer zur Bereitung des Alauns in der Solfatara geholt wird. Sie dringt mit einem ſtarken Geräuſch aus den Steinen hervor, und das Echo des Berges vermehrt den Schall. Noch an einigen andern Stellen quillt warmes Waſſer, und die Oefnung iſt hin und wieder mit Moos bewachſen. — Der ganze Berg iſt romantiſch. Das Auge wird durch die vielen, zum Theil ſchönen Farben der Steine, durch den Rauch, der zwiſchen ihnen aufſteigt, und durch die Form des Berges ſelbſt



unterhalten, und das Ohr vergnügt sich an dem schönen Geräusch des Wassers. Wenn man zurückgeht, sieht man rechter Hand das hohe Kamaldolenserkloster, und grade vor sich die Reihe von Hügeln, die die Ebne von Agnano einschließt, hinter welchen sich der dampfende Vesuv emporhebt. In diesen Gebürgen hat der König ein Lustschloß, das Astruni heißt.

Ich wollte noch eine vierte Reise nach Misene machen, das am Ende des Golfs von Baiä liegt, und das wir bei den ersten Reisen aus Mangel an Zeit nicht sehen konnten; ich wollte zu gleicher Zeit die schönen Inseln Kapri, Nisita, u. s. w. besehn, aber ich hätte sodann bei meinem kurzen Aufenthalt in Neapel andre eben so angenehme Untersuchungen aufgeben müssen. Zu Misene sah Plinius einer Eruption des Vesuvs zu, als er mit der römischen Flotte daselbst lag, und seine Neugierde kostete ihn das Leben. Agrippa lies zu Misene einen der größten römischen Häfen anlegen. Lucull hatte ein Landhaus daselbst, wo Tiber starb. Man sieht noch jetzt einige Reste eines Theaters und einige Gräber.

Auf der andern Seite von Neapel, drei Meilen von dem Ponte della Maddalena liegt Portici und das königliche Lustschloß in einer reizenden Gegend am Meer. Von der alten verschütteten Stadt Herculænum, auf welcher Portici gebaut ist, macht man sich weit größere Erwartung, als sie verdient. Man hat verschiedne Gebäude aufgegraben, und wichtige Denkmäler hervorgezogen, aber sie hernach wieder verschüttet,



ter, und jetzt liegt die Arbeit ganz, weil man die Stadt Portici zerstören mußte, um das alte Herkulanum hervorzugraben, und weil es gar zu mühsam ist, durch die Lava hindurch zu arbeiten. Die wichtigste und erste Entdeckung, und die noch offen ist, und besehen werden kann, ist das alte Theater. Es ist ganz mit Lava durchfloßen, in welcher theils von den Zeiten der Römer her, die aus dem verschütteten Herkulan Statuen hervorsuchten, theils bei der neuen Entdeckung schmale Gänge Kreuz und Queer gehauen sind. Es ist oben mit Lava bedeckt, und daher dunkel, und man hat hin und wieder Pilaster aufmauren müssen, um die Lava und Erde vor dem Einsturz zu sichern. Durch die vielen Gänge, die auf das Theater stoßen, und durch die aufgemauerten Säulen wird es sehr schwer, sich einen deutlichen Begriff von der eigentlichen Einrichtung des Theaters zu machen, obgleich hinreichend aufgedeckt ist, um den Plan desselben aufzunehmen.

Alle Denkmäler, die man in Herkulan und in andern verschütteten Städten gefunden hat, sind bis jetzt in dem königlichen Pallast zu Portici. Die Gemälde haben sich in der Lava sehr gut erhalten, und kaum das Kolorit verloren, sind aber zum Teil durch die Meißel beim Abnehmen beschädigt, denn sie sind alle auf den Wänden der Zimmer und Tempel gemalt gefunden. Man besieht sie, weil sie schon in völliger Ordnung sind, für ein Trinkgeld, und sie machen sechs Zimmer aus, in deren einem eine ganze Wand aus Pompeia befindlich ist.



Das Museum von Altertümern zu besuchen, wird eine königliche Erlaubniß erfordert, die gedruckt ist, und nur vom Minister unterschrieben wird. Dieses Museum ist, wo nicht von allen das reichste, gewis wegen der Mannigfaltigkeit bei weitem das angenehmste und unterhaltendste, das auch daher von Frauenzimmern fleißig besucht wird. Es steht in vielen Zimmern, deren ich nach ihrer iezigen Ordnung folge, obgleich sie nächstens verändert werden wird. Im ersten Zimmer sah ich verschiednes Opfergeräth von Metall, und in der Mitte zwei schöne Tripoden, davon einer drei Priapen vorstellt, einige Altäre, und einen Götterstul, der einem gewöhnlichen Sessel ohne Lehne gleicht. Im zweiten Zimmer sind eine große Menge Lampen, theils von Stein, theils von Metall, einige sehr artig gearbeitet, wie Köpfe oder andre Vorstellungen. Sie wurden auf hohe Leuchter, die auf der Erde standen, gesetzt, wie unsre Kerzen bei Leichenbegängnissen. In einem andern Schrank sind chirurgische Instrumente, worunter ein Bestek von Bronze, gleich unsern gewöhnlichen Bestecken befindlich ist, das eine Lanzette, eine Sonde, eine Röhre, den Urin abzulaßen, eine Zange u. s. w., von den unsrigen im geringsten nicht verschieden, enthält. Ferner verschiedne musikalische Instrumente, Flöten und Becken, die an einander geschlagen und bei den Bacchanalien gebraucht wurden. Endlich zwei Stücke von äußerster Seltenheit, und dergleichen wahrscheinlich in keinem andern Museo befindlich sind, ein Diskus von Erz mit einem runden Loch in der Mitte, und eine

Taf.



Tessara oder ein Komödienbillet von Knochen, aus dem Theater zu Herfulan, auf der einen Seite mit einem Basrelief, und auf der andern mit der Inschrift, XII ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΙΑ, die anzeigt, daß diese Tessara zu einem Schauspiel des Aeschylus gebraucht worden. Noch in demselben Zimmer ein Kästchen mit Würfeln, worunter einige hohl sind, die vollgegoßen und verfälscht waren. Ferner ein Schrank voll Priapen in allerhand Gestalten, und von närrischen Figuren, wovon einige dazu eingerichtet sind, daß sie von den unfruchtbaren Weibern an dem Halse getragen werden konnten, um von dem Gott der Fruchtbarkeit gesegnet zu werden, andre gleich einem Becher ausgehöhlt, um daraus zu trinken, andre in voller menschlicher Figur. Unter diesen ist eine kleine einen Finger lange Figur von Erz, das Kleinod dieser ganzen Sammlung, ein Priap in völliger Menschengestalt, so wohl gestaltet und mit solchem Fleiß bearbeitet, daß man alle Muskeln des kleinen Körpers entdeckt. Er hält die rechte Hand an den Kopf, und den vierten Finger an die Waffe, ein pantomimisches Zeichen, das noch zuweilen von den Italienern gebraucht wird, und bedeutet, Capisco, ich verstehe es schon! ich verstehe schon, was ihr guten Frauen von mir verlangt! Mit der Linken macht er die Figur, die die Italiener eine Feige, fica, nennen, (womit das pudendum muliebre bezeichnet wird,) oder hält den Daum zwischen den beiden nächsten Fingern, so, daß seine Spitze über denselben etwas hervorragt. — Noch sind hier viele Klokken von Metall, die den Thieren,



sonderlich den Röhren und Eseln an den Hals gehängt wurden, und die man noch überall in Italien braucht. Im dritten Zimmer ist verschiednes Spielzeug, hölzerne Regel, kleine Altäre mit allem Opfergeräth im Kleinen, die einige für Kinderspiele halten, andre für Geräth, das zu den aediculis Penatum gehörte, die man besonders in jedem Hause verehrte. Ferner Naseln von Knochen, Kämme, grobe und feine. In einem andern Schrank metallene Badergefäße, und in einem dritten, Gefäße von Glas, das durch die Hitze der Asche und Lava undurchsichtig und blättericht geworden ist. Das vierte Zimmer enthält verschiedne Wagschalen, theils Wagebalken mit Einer Schale, gleich denen, die noch die Italiener brauchen, theils mit zwei Schalen, aber ohne Zunge. Die Gewichte sind Büsten und Figuren. Ueberhaupt ist alles Geräth bis auf die Kleinigkeiten mit Geschmak erfunden, und fein und schön gearbeitet. Alle Formen sind auf Grundsätze des guten Geschmaks, so sagt Winkelmann, gebaut, und die Leichtigkeit, Rundung und Grazie der sanftgeschweiften Linien bildet sich in allem bis auf die Handhaben der Gefäße. Ferner findet man hier das Maas zu trocknen und feuchten Sachen, modii und halbe modii, amphorae und halbe amphorae. Die Prätores hatten ein Maas einer jeden Art, mit allen seinen Abtheilungen, wornach die andern untersucht wurden; (auf italiensch *campioni*,) auch ein solches hat man gefunden. Das fünfte Zimmer ist mit Büsten von Bronze und Marmor geziert, worunter ein vortreflicher *Sene-*
neca



neca von Bronze ist. Unter einer Büste eines jungen Helden steht die Inschrift: ΑΠΟΛΛΟΝΙΟΣ ΑΡΧΙΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΟΗΣΕ, derselbe Name, der unter der mediceischen Venus steht. (S. oben S. 63.) In demselben Zimmer ist die Bibliothek von alten römischen Rollen. Diese Rollen Papier sehen völlig wie abgehauene Wurzeln aus, und sind auswendig ganz verbrannt. Es sind einige mit unglaublicher Mühe und Geduld auf einem Instrumente, das Winkelmann beschreibt, entwickelt; sie enthalten aber grade sehr unbedeutende Fragmente. Daher ist auch lange Zeit die Arbeit nicht weiter fortgesetzt. Nachher ist sie zwar wieder angefangen, aber es arbeitet nur Ein Mann daran, und in einem ganzen Tage können nur wenige Zoll entwickelt werden. Die Blätter lösen sich stückweise, wie kleine zerrissne Stücken Papier von der Rolle ab, und kleben an einer mit Harz bestrichenen Blase, die hinter der Rolle aufgespannt ist. Diese Arbeit, und nächst dem die Erweichung der hartgewordenen Materie, und die Behutsamkeit die erfordert wird, damit nicht doppelte Stücke von der Rolle zusammengeklebt abgehn, welches eine Lücke im Text machen würde, kosten unglaubliche Zeit und Geduld. In einigen Rollen sieht man noch den Umbilicus, oder das Holz worauf sie aufgerollt wurden. Daneben stehen verschiedene Tintefässer, und Bleisafeln, worauf mit Griffeln die ersten Entwürfe geschrieben wurden. Im sechsten Zimmer stehen viele hohe metallene Leuchter, worauf die Lampen gesetzt wurden, und zwei artige Maschi-



nen zum Wasser kochen, worauf zugleich Speise gekocht werden kann. In der Mitte liegen die Kohlen, und an den Seiten sind Behältnisse für das Wasser, das durch eine Röhre abgelassen werden kann. Die eine Maschine stellt eine Festung oder eine Mauer mit vier Thürmen vor; auf der andern steht ein runder Thurm, in den das Wasser oben eingegossen wird, welches so dann den mitlern Platz, wo die Kohlen liegen, die es siedend machen, umfließt, und an der andern Seite durch eine Röhre abgelassen werden kann. Zu den Leuchtern gehört ein Baum von Bronze, ganz artig gearbeitet, an dessen Zweigen die Lampen gehängt werden. Noch sind in diesem Zimmer verschiedene Sonnenuhren von Marmor. Neben demselben ist eine Kammer bloß mit Leuchtern besetzt, und eine andre, die eine vollständige römische Küche, Heerd mit allem dazu gehörigen Geräthe, Röstern, Tortenpfannen, Formen auf die Kuchen zu drücken, u. s. w. enthält. Zwei Zimmer sind mit Büsten von Marmor und Bronze geziert. In einem andern fällt ein schön gearbeiteter trunkner Faun von Bronze, auf dem Rücken liegend, vorzüglich in die Augen. In den Schränken sind Karneen, goldner Armschmuck, goldne Münzen, kleine runde Schilde von Gold, (italiensisch bolli,) die die jungen Edelleute bis zum zwölften Jahr vor der Brust, und das Frauenzimmer von Adel an den Armbändern, die sie um den Ellenbogen banden, zu tragen pflegten. Ferner ein schönes silbernes Gefäß, worauf ein Relief die Vergötterung Homers vortreflich abgebildet ist. Ein Adler trägt.



trägt ihn auf den Himmel; an den beiden Seiten sitzen zwei weibliche Figuren, deren eine zur Rechten, bewafnet, die Ilias, die andre zur Linken, nachdenkend, die Odyssee vorstellt. Nächstdem sind hier verschiedne runde Spiegel von Metall; auf einem ist auf der umgekehrten Seite der Tod Agrippinens in Basrelief in Silber abgebildet. In einem andern Schrank ist eine artige Sammlung verschiedner Früchte, die schwarz verbrannt sind, aber ihre Formen so gut erhalten haben, daß man sie ohne Mühe kennt, gleichfalls aus den Ruinen der verschütteten Städte hervorgebracht, Grütze, Datteln, Mandeln, Birnen, Korn, Rosinen; ferner ein Klauenzwirn, nach unsrer Art gewickelt, ein Netz von Filet, und Filetnadeln von Bronze, völlig so wie sie jetzt bei uns gebräuchlich sind, nur nicht so fein, gut erhaltene Schminke, und eine Sammlung schöner ungeriebner Farben. Ferner ungebackenes Mehl und ein Brod, das uns die Form der Brödtchen der Römer kennen lehrt. Es ist rund, ein Spann und zwei Zoll im Durchschnitt, und fünf Zoll dick, hat einen Einschnitt in der Künde herum, als wenn es aus zwei auf einander liegenden Brodten bestünde, und acht Kreuzeinschnitte oben. Daneben steht ein Gefäß mit vino affumato, oder geräucherten Wein, der zum Desert getrunken ward, nebst dem Siebe, wodurch man ihn läuterte. Die Alten pflegten ihren Wein zu räuchern, um ihn zu reinigen und geschwinder zur Reise zu bringen. Er ist jetzt ganz dick, wie Harz. In dem folgenden Zimmer sind kleine bronzene Büsten und Figuren, die meisten



sten eine Spanne hoch, unter welchen der Kopf des Demosthenes ist. Das nächste Zimmer hat Gemälde von Mosaik; auf einem bemerkte ich den Namen ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΗΣ ΣΑΜΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ. In der Mitte des Zimmers sitzt ein junger Faun von Bronze, schlafend. Eine schönere Statue steht in dem folgenden, ein junger Merkur von Bronze, mit zwei kleinen Flügeln an den Füßen, die unter den Fußsolen mit Riemen oder Schleifen in Gestalt einer plattgedrückten Rose gebunden sind: die schönste unter allen großen Statuen des Museums, der nur das Göttliche oder Erhabne im Angesicht fehlt. In einem andern Zimmer sind Helme, und in dem folgenden steht bloß ein Fechter von Bronze in einer schönen Stellung. In einem Zimmer ist ein unvergleichlicher Alexander, (wenigstens gibt man ihn dafür aus,) zu Pferde, von Bronze, dreiteilhalb Palmen hoch. Der eine Arm ist ergänzt. Die Augen des Pferdes und der Zaum sind von Silber eingelegt. Die Figur wendet sich an die eine Seite, und ist im Begriff mit dem Schwerte zu hauen. Im vorletzten Zimmer ist auf dem Fußboden in Mosaik eine Festung vorgestellt, und oben gegen die Thür über ist mit großen eingelegten Buchstaben geschrieben, SALVE. Die Fußböden aller Zimmer sind alter Estrich und Mosaik aus Herkulan und Pompeia, einige sinnreich erfunden und gut gearbeitet. — Es wird jetzt der königliche Befehl, im Museo nichts aufzuschreiben oder abzuzeichnen, nicht mehr beobachtet. — Unten im Hofe steht das einzige metallene Pferd, das aus den Stücken der



zerschlagnen vergoldeten Quadriga, die auf dem Theater zu Herkulan stand, zusammengesetzt ist. Das übrige hatten die Aufseher aus Unwissenheit eingeschmolzen. Auch steht im Hofe noch ein drei Palmen hohes irdenes Gefäß, Glirerium, mit gewundenen oder Schneckenumgängen, worin das Thier Glis, eine Art Feldmaus, unterhalten ward. Endlich noch in einer Kammer am Hofe etwa zehn große Statuen von Kaisern und Kaiserinnen in Lebensgröße von Erz, von mittelmäßiger Arbeit. In einem Privathause eines der Aufseher steht noch eine Statue, die ohne besondre königliche Erlaubniß niemanden gezeigt werden darf. Wir erhielten die Erlaubniß, an der uns sehr viel gelegen war, weil das königliche Verbot unsre Neugierde nur um so mehr gereizt hatte. Allein, man verliert im Grunde nichts, wenn man sie nicht sieht, und man hätte sie gern, denkt mich, zerstören können, denn die Arbeit ist nur mittelmäßig. Sie stellt einen wollüstigen Faun vor, der sich mit einer Ziege, die er auf den Rücken geworfen hat, paart. — Der königliche Bildhauer und Ergänzer zu Portici heißt Joseph Cauart. Die marmornen Statuen, die noch in der Arbeit waren, um ergänzt zu werden, und darunter einige merkwürdige seyn sollen, habe ich nicht gesehen.

Am vierten Februar machte ich in Gesellschaft meiner Landsleute eine Reise nach Pesto. Wir nahmen zwei Wagen bis Salerno, und wechselten daselbst die Pferde, weil wir am folgenden Abend wieder in der Stadt seyn wollten. Der Weg geht bei der halbaufgedeckten

alten



alten Stadt Pompeii, ietzt Pompeia vorbei, die wir daher zweimal zu besehen Gelegenheit hatten. Sie liegt hinter Herkulanum, 13 Meilen von Neapel, und etwa eine Meile vom Meer entfernt, an einem Hügel. Sie ward zu gleicher Zeit mit Herkulan in dem grossen Brande des Vesuv vom Jahr 79 begraben; doch konnte die Lava sie nicht so schnell erreichen, und sie ist größtenteils nur mit Steinregen von Bimstein und heisser Asche zerschmettert und verbrannt, welches die Arbeit des Aufdeckens sehr erleichtert. In einem Keller sah ich ganz deutlich, daß der Grund der alten Stadt ebenfalls Lava war, ein Beweis, daß der Vesuv schon vor 79 Lava ausgeworfen hat. Pompeii ist also auf Lava gebaut und von Lava verschüttet, und in ähnlicher Gefahr schwebt Portici beständig. Man hat sehr viel von der alten Stadt aufgedeckt, und setzt die Arbeit fort, weil nur einige Weinberge, die auf dem Schutt stehen, dabei eingebüßt werden. Zur Rechten, wenn man von der Landstraße in diese alte Stadt hineinkommt, geht man nach einem Hause, das am Hügel herabliegt, an welchem man die Gewölbe der Zimmer, die in den andern Gebäuden alle eingestürzt sind, besser bemerkt. Das Dach und der oberste Stof ist eingestürzt. Im Parterre sind verschiedene sehr kleine viereckte Zimmer, die kein andres Licht, als durch die Thür haben, die aber deswegen nicht, wie Winkelmann sagt, unregelmäßig groß, sondern so niedrig ist, daß ein erwachsener Mann kaum ungebüßt hineingehn kann. Die Zimmer sind alle gewölbt. Wlos eins hat eine kleine Oefnung
nach



nach außen, die ihm Licht gibt. Weiterhin ist ein großes, noch einmal so hohes, ebenfalls gewölbtes Zimmer, das wir den Saal nennen würden. Der Fußboden ist allenthalben mit kleinen viereckten Würfeln von verschiedenen Farben in Mosaik belegt, und Wände und Gewölbe mit Stukkatur und artigen Arabesken bekleidet. Die Farben, sonderlich die rothe, haben sich in allen Zimmern ungemein gut erhalten. Vor den Stuben liegt nach dem Meer hin ein viereckter freier Platz, um frische Luft zu schöpfen. Neben dem Hause ist eine Schule, oder eine steinerne Bank in einem halben Zirkel, unter freiem Himmel, auf welcher die Schüler saßen. Weiterhin ist ein sehr zerstörter Tempel aufgedeckt. Vom Theater hat man bloß den Korridore oder die Halle umher entblößt, aber hinter denselben einen ganzen, bis auf das Gewölbe gut erhaltenen Tempel, der der Isis heilig war. Er hat die Inschrift, N. Popidius N. F. Celsinus aedem Isidis terrae motu collapsam a fundamento S. P. restituit. Hunc Decuriones ob liberalitatem, cum esset annorum sexaginta, ordini suo gratis adlegerunt. Im Vorhof dieses Tempels steht ein Altar, und gegen über ist ein tiefer Keller, oben offen, in welchen die Asche geworfen ward, jetzt ein Brunnen. In der Mitte, auf einer Erhöhung von sieben Stufen, steht die Kapelle, in welcher hinten eine kleine hohle Bank mit ein paar niedrigen Oefnungen befindlich ist, aus welchen, wie man glaubt, die Priester die Orakelsprüche gegeben haben. Hinter dem Tempel ist ein freier Platz, worin



man einen langen Tisch gefunden hat, und den man das
her für den Speiseplatz der Priester hält. Der Fuß-
boden desselben ist Mosaik, und an der rechten Seite
sind über einander in gleicher Entfernung drei Namen
eingelegt.

N. POPIDI AMPLIATI

N. POPIDI CELSINI

CORELIA CELSA.

Dabei liegt ein kleines Haus mit einem Garten. Dann
geht man über ein weites Feld, das mit Weinstöcken
bepflanzt ist, zu der schönsten Entdeckung. Es ist die
Hauptstraße der Stadt, vom Stadthor an, in einer
Länge von 200 Schritten, nebst den Häusern an der
rechten Seite vom Thor, aufgedigelt: die andre Seite
der Straße liegt noch im Schutt. Die Straße ist
schmal, mit breiten Steinen von Lava, die größtenteils
unregelmäßig fünfeckig sind, gepflastert und sehr ausge-
fahren. An der Seite sind schmale Fußbänke für die
Fussgänger. Die Häuser sind alle nach hinten zu en ter-
rasse an den Hügel hinabgebaut, und man geht drei
oder vier Stufen von der Straße zur Thür hinauf.
Ich habe bemerkt, daß die oberste Stufe in den aufges-
deckten Häusern, wornach sich also auch die Thür rich-
ten müssen, schief liegt, wie überhaupt die alten Häu-
ser und viele Zimmer mit Fleiß schief angelegt zu seyn
scheinen. Die Hausthür ist sehr groß, und neben ders-
selben pflegen noch zwei kleinere Thüren zu seyn, davon
eine, wie noch in den italienschen Häusern nicht unges-
wöhnlich ist, grade zu den obern Zimmern hinaufführt.

Unter



Unter den Häusern sind nach der izeigen allgemeinen Gewonheit in Italien, Boutiken, die blos das Licht von einer Oefnung nach der Straße zu haben, in welcher Oefnung eine steinerne Bank eingemauert ist, die ihre halbe Breite einnimmt, worauf die Waaren ausgelegt werden. Man erkennt in diesen Boutiken keine Thürangel, oder andre Zeichen von Thüren: sondern in der Schwelle ist eine Falze oder Furche eingehauen, worin vielleicht eine hölzerne Falle eingelassen wurde, um auf solche Art die Boutiken zu verschließen. Die Thüren der Häuser haben sich in Angeln bewegt: sie sind aber, weil sie Holz waren, verbrannt. Der Thürangel der Alten ist ein metallener Cylinder oder Stift, oben sowol als unten an der Thür, der in einem viereckten Stük Marmor herumläuft, das in der obern und untern Schwelle befestigt ist. Von den Thürangeln in Pompeii sieht man nur den Stein mit einer Höhlung in der untersten Schwelle. Alle Häuser sind im Viereck gebaut. Im Parterre, (denn den öbern Stok sieht man nicht mehr,) ist in der Mitte ein viereckter freier Platz, (impluvium, atrium,) mit einer Cisterne, und diesen Platz umgeben die Zimmer. In wenigen Zimmern sind andre Oefnungen, als die die Thür macht; nur in einigen wenigen habe ich solche Oefnungen, als etwa unsre Fenster sind, gesehen. Alles, was man in den Zimmern gefunden hat, selbst die besten Malereien von den Wänden hat man nach Portici gebracht, und sie sehen daher izezt noch zerstörter aus, als sie anfänglich waren. In der zweiten und dritten Tes-



rasse am Hügel herunter sind Bäder und andre Zimmer. Hinter dieser Reihe Häuser stehen noch Stücke von der Stadtmauer. An dem letzten Hause vor dem Thore ist an einem Thürpfeiler ein Priap ausgehauen, vermutlich ein Zeichen, daß daselbst unzüchtige Mädchen gehalten wurden. An demselben liegt das Stadthor, von welchem noch die beiden gewölbten Gänge an der Seite, die für die Fußgänger waren, stehen. Dicht vor dem Thore steht an der rechten Seite ein Grab, an der andern eine Bank oder Schule. Einige hundert Schritt von dem Thor an der Landstraße, die nach Rom führte, ist eine Villa ausgegraben. Man geht von der Straße vier Stufen hinauf, wovon die oberste und also auch die Hausthüre schief liegt. Im Parterre ist ein freier Platz mit Kolonnen umgeben, mit einer Cisterne, und um denselben liegen ein kaltes und warmes Bad, und kleine Zimmer. In der zweiten Terasse am Hügel hinunter ist eine Halle auf Kolonnen ruhend, um freie Luft zu schöpfen. Sie umgibt einen viereckten kleinen Garten, in welchem eine Cisterne, und ein erhabnes auf sechs Kolonnen ruhendes Lusthaus, wie ein Tempel, steht. Unter dieser Halle ist ein andrer gewölbter Gang, der ein Dreieck macht, und nach oben kleine Luftlöcher hat: er diente zum Weinkeller, und es stehen noch in demselben in Einer Reihe an der Mauer in ihrer alten Lage, 50 und einige Amphorä. Noch an einer andern Seite der Stadt hat man einen mit Kolonnen eingeschlossnen freien Platz ausgedeckt, um welchen herum kleine Zimmer liegen. Man schließt
aus



aus den Helmen, die man darin gefunden hat, daß sie das Quartier der Soldaten gewesen sind. Die Zimmer machen ein artiges Quarrée. In dem Hofe, durch den man nur Gänge durchgegraben hat, sieht man recht die Schichten des Steinregens, der Asche und der Lava, die die Stadt bedeckten. Die Lava hat hier einen Menschen erreicht, von dem noch Gebeine übrig sind, und die ganze Form des Körpers ist in der Lava eingedrückt zu sehen. — Uebrigens sind alle Gebäude der Stadt Pompeii von mittelmäßiger Baukunst, und die Stadt scheint keine der berühmtesten gewesen zu seyn.

Ungesehr gegen Pompeii über, an einem Hügel, lag Stabia, wo man ebenfalls gegraben, und verschiedene Denkmäler entdeckt, aber die Stelle wieder verschüttet hat. Diese Stadt kann nicht durch Lava vom Besatz untergegangen seyn. Sie liegt zu weit entfernt und auf einem Hügel, wo die Lava nicht hinausschließen konnte. Sie soll durch die Zeit und durch die Barbaren verwüstet, und durch Einsturz des Berges begraben seyn. Die alten Römer pflegten daselbst wegen der schönen Kräuter und der guten Milch, eine Milchkur zu gebrauchen, und noch jetzt wird die Milch und der Käse von Salerno, das nahe dabei liegt, für besonders schön gehalten.

Pesto, Pästum, das alte Posidonia, eine andre alte Stadt, die durch die Zeit und durch Menschenhände verwüstet ist, liegt 60 Meilen von Neapel, oder 45 von Pompeii, beinahe anderthalb Meilen vom Meer, am Fuß des Gebürges. Wir hatten die Nacht



in Salerno ausgeruht, und kamen am folgenden Morgen früh bei den Ruinen dieser Stadt an. Man fährt auf dem Wege von Pompeii nach Salerno, einen kleinen Ort, la Rava, vorbei, der wegen seiner Bibliothek, oder seines Archivs, das wichtige zur neapolitanischen Geschichte gehörende Dokumente enthält, berühmt ist. Ich bedaure, daß ich sie nicht sehen konnte; aber es ist billig, daß in einer Gesellschaft von Reisenden sich einer nach dem andern richtet, und bisweilen etwas aufopfert: und zudem war uns, da wir noch an demselben Tage nach Neapel zurück wollten, die Zeit sehr kurz.

Pesto oder Posidonia war von den Doren oder Sibariten gegründet. Ihre Ruinen sind wegen der besondern Architektur und wegen der vorzüglich guten Erhaltung unter allen die merkwürdigsten. Die Stadtmauer, obgleich verfallen, umschließt noch die ganze Stadt, und macht ein unregelmäßiges Viereck von 4000 Schritt. Sie ist von großen viereckten Steinen gebaut. Volkmann sagt, daß die Steine nach außen, wie Diamanten zugespitzt gewesen: allein, ich habe nicht die geringste Spur davon entdecken können. Man erkennt deutlich die Thürme und Thore der Mauer, und das eine Thor gegen die Berge steht noch ganz. Ueber demselben ist an beiden Seiten, nach außen und nach der Stadt zu, eine Figur, vielleicht das Wapen der Stadt gehauen, die man aber nicht mehr erkennen kann. Auf vielen in den Ruinen der Stadt gefundenen Münzen steht ein Schweinskopf: vielleicht mag das ihr Wapen



pen gewesen seyn. Philip Morghen hat in seiner Zeichnung von Pästum Figuren über das Thor gesetzt, die er vermutlich selbst erfunden hat. Die merkwürdigsten Ruinen dieser Stadt sind drei große Gebäude oder Tempel, die in Einer Reihe liegen und sehr gut erhalten sind. Von dem mitlern stehen noch sogar beide Giebel an beiden Seiten. Die Säulen aller drei Gebäude, die unverlezt stehen, sind von einer besondern dorischen Ordnung. Sie gehen ohne Basis aus den Austritten zum Tempel hervor, gehen oben schmaler zu, und tragen fast ohne alle Ornamente eine flache Schale statt des Kapitals. Sie sind vielleicht die ältesten Monumente der Architektur und im Anfang der Kunst gebaut. So einfach sie sind, nehmen sie sich doch, sonderlich in dem mitlern Gebäude, dessen Proportion besser ist, sehr gut aus. Alle drei Gebäude haben einen Säulenumgang und vorn und hinten eine Halle: das Innere war, wie bei den Tempeln gewöhnlich, mit einer Mauer eingeschlossen. Alle Reste dieser Stadt sind von Travertino oder Tropfstein gebaut, der sehr hart, aber löchricht ist, und daher mit Stuk überzogen war, wovon ich an verschiedenen Stellen die Spuren gesehn zu haben glaube. Von einem Amphitheater steht nur ein Stük von der Halle, die es umgab; die Arena ist, wie alles übrige der Stadt, bepflanzt. Zu Volkmanns und Winkelmanns Zeit standen noch zehn Reihen Sizze, davon man ietzt nichts mehr erkennt. Von den drei vorhergemeldeten Gebäuden hält man das entfernteste für ein Gymnasium oder Fechtschule; die



beiden andern für Tempel, und einen davon etwa für einen Neptunstempel, der in Posidonium vorzüglich verehrt ward. Gegen das Gymnasium über sieht man das Fundament eines Gebäudes, das auch ein Tempel gewesen zu seyn scheint, und vor dem ganz erhaltenen Thor ebenfalls alte Ruinen. Das übrige ist alles ebnes Kornland, und weil kein Schutt die Tempel vergräbt, ist es wahrscheinlich, daß die meisten Gebäude von Menichenhänden zerstört, und die Steine zu andern Gebäuden weggefahren sind. — In dem mitlern Tempel nahmen wir sehr vergnügt unsre Mittagsmalzeit, und fuhren darauf nach Neapel zurück, wo wir noch denselben Abend nach einer Tour von 60 italienschen, oder 12 deutschen Meilen, ankamen.

Die letzte Reise machten wir zum Vesuv, den achten Februar. Wir fuhren bis nach Resina, einem Dorf dicht hinter Portici. Hier nahmen wir Maulesel, und ritten noch drei italiensche Meilen an dem Fuß des Berges über Asche und Lava herauf; doch hatten wir zur Seite Felder und schöne Weingärten. Dann ward der Berg so steil, daß wir auch unsre Esel zurücklassen und zu klettern anfangen mußten, und wir brauchten, bis zur Spitze des Berges, weil wir mehrere Raststellen machten, noch eine Stunde. Ich stand beinahe eine halbe Stunde über den Schlund des Berges und sah sechsmal, so oft nämlich der Wind den Rauch hinreichend vertrieb, sehr deutlich die ganze inwendige Höhlung oder den Krater des Berges, ein ungeheures Becken von Schwefel und calcinirten Steinen,



nen, von rothen, weißen und schwarzen Farben, die durch einander gemischt sind, und einen schönen Anblick geben. Es ist sehr selten, daß der Berg so wenig raucht, daß man die Gruft sehen kann, und er dampft doch immer zu stark, wenn nicht zuweilen ein starker Wind den Dampf auf einmal herausstößt. Das ist die Minute, die man abwarten muß, um das Innwendige des Berges zu sehen; aber wenn er sehr stark raucht, kann man sich der Oefnung nicht einmal nähern. Wir hatten in dieser Rücksicht grade einen der besten Tage zu dieser Reise getroffen. Es ist jetzt kein Abgrund in dem Berge zu sehen, sondern die ganze Höhlung ist eben; aber allenthalben steigt Schwefeldampf herauf, der wie die Flamme von angezündeten Spiritus, zwischen den Steinen spielt. Aus hundert Rissen um und unter uns stieg der Rauch hervor, und gegen uns über sah ich Stücke vom Berge in die Gruft herabfallen, die ein vortrefliches Getöse machten. Auch dies Stück des Berges, worauf wir standen, stürzte einige Tage nachher ein. Das Herabsteigen, zu dem wir uns alle freuten, war noch beschwerlicher. Ich glitschte geschwind genug über die Asche hinunter, füllte aber meine Stiefel so voll kleiner Steine, daß ich nicht mehr auf die Füße treten, und eben so wenig die Stiefel abziehen konnte. Ich mußte mich also auf der scharfen Lava niedersezzen, und sie von einem unsrer Führer, der ein Schuster war, aufschneiden lassen, und den übrigen Weg mit hängenden Stiefeln machen. So stieg ich mit meiner Gesellschaft noch eine Stunde be-



ständig über die Berge von Lava fort, zu einem kleinen Hügel am Fuß des Berges, wo ein Eremit wohnt, und wohin wir unsre Maulesel voraus geschickt hatten. Der gute Alte war ein Franzose, ein guter artiger Mann; er erfrischte uns, nach der Gewohnheit, mit Brod und Wein gegen einige Erkenntlichkeit, welches uns überaus willkommen war. Wir ritten darauf gegen zwei Uhr veranügt auf unsern Eseln nach Resina zurück, wo die Wagen uns erwarteten.

In Neapel ruhten wir noch ein paar Tage aus, und verdingen mit einem Betturin unsere Rückreise nach Rom, über Monte Casino. Wir fuhren den 12ten Februar früh Morgens ab; aber in Kapua hatte der Betturin seine Meinung geändert, und war weder durch Bitten noch Drohen dahin zu bringen, die Straße von Monte Casino zu nehmen, weil der Weg sehr schlecht seyn sollte. Wir gingen also zum andernmal über die pontinischen Sümpfe, und kamen den 17ten Februar, Abends, von dieser äußerst angenehmen Reise wieder in Rom an.

Rückreise von Rom nach Paris.

Der zehnte April 1782 war der Tag meiner Abreise aus Rom. Die Trennung von meinen Freunden, die mich mit so viel entgegenkommender Liebe aufgenommen hatten, denen ich in aller Hinsicht so viel zu verdanken habe, und die ich nun wahrscheinlich für immer zum letztenmal umarmte; und überhaupt die Verlassung



sang eines Orts, wo ich so viel gelernt, und so viel Gutes und so unendlich viel Vergnügen genossen hatte, war schmerzhaft, äußerst schmerzhaft. Traurig und ungern verließ ich diese schöne Stadt, und diesen schönen Himmel; mit Thränen entriß ich mich meinen Freunden, die mich hielten und mich bald wieder sehen wollten: aber voll Freude genoß ich zugleich das Gefühl der Ruhe nach der Arbeit, und so wie ein Faden, der lange Zeit eine schwere Last getragen hat, endlich auf einmal reißt und leicht aufschwebt, so leicht war meine Seele bei dem Gedanken an die Menge der Arbeiten, die nun vollendet waren. Diese Gefühle, mit denen ich abreisete, begleiteten mich auf die romantischen Höhen der Berge zu Radicofani, in die eliseischen Gefilden von Toscana, in die schauervollen Wälder bei Pisa; ich sahe traurig hinter mir das melancholische Bild von genossenen aber vergangnen Freuden, von süßen und genauen, aber getrennten und gewissermaßen aufgelöseten Freundschaftsverbindungen; aber zugleich das sanfter freuende Bild vollendeter Arbeit und darauf folgender erquickender Erholung; und vor mir hin sah ich voll Liebe der Annäherung meines Vaterlandes und voll Sehnsucht den Umarmungen meiner Freunde, die dort meiner warteten, entgegen.

Ich habe die Reise von Rom nach Livorno, 117 Meilen, in sechs Tagen gemacht. Man bezahlt das für an den Veturin die Person sechs Zechinen mit Beköstigung, und einen halben Zechin oder etwas mehr Trinkgeld. Man fährt bis über Siena denselben



Weg, der nach Florenz führt. Bei Radicofani, das
 in den Apenninen liegt, genoß ich des feierlich schönen
 Anblicks der über den Bergen aufgehenden Sonne. Ich
 war auf einer Höhe und ganz umher von rauhen Berg-
 spitzen und Grüften umgeben. Aurora ging maiestä-
 tisch über einem hohen Berg auf, und beschien die ge-
 genüberstehenden. Unten war dicker Nebel, in der
 Mitte Licht vom Gegenschein der Morgenröthe, und
 die Spitze wieder in Nebel verhüllt. Dies war der
 erste frohe Anblick, den ich genoß, nachdem ich das öde
 traurige päpstliche Gebiet verlassen hatte. — Toscana
 ist bevölkert und fruchtbar, und man merkt den großen
 Unterschied, wenn man vom päpstlichen Gebiet her-
 kommt, sehr lebhaft: dort ist Armut, hier Ueberfluß;
 dort Wüste, hier Paradies; selbst die Berge hier sind
 bewont und bebaut, und die Luft ist gesund. Man
 kommt durch S. Quirico delle belle donne, und
 drei Posten weiter über Monterone, das auch den
 Beinamen delle belle donne hat, nach Siena. Von
 Monterone bis Siena sind neun Meilen. In Siena
 wird das beste italienisch gesprochen; nur ist die Aus-
 sprache in Siena, wie in ganz Toscana unrein. Die
 Toscaner sprechen durch die Kehle, und sagen Radichos-
 fani für Radicofani, chasa für casa u. s. w. Daher
 sagt man, la lingua Toscana nella bocca Romana
 sei das schönste Italienisch. Von Siena bis la Sta-
 gia sind zwölf Meilen, und von da bis Poggibonsi
 vier Meilen. Beide Oerter haben ihren Ursprung von
 den Gothen: jener hat noch eine gothische Ringmauer
 mit



mit Thürmen, aber nur 50 Einwohner; dieser ist größer und hat gothische Thore. Ueberhaupt findet man fast keinen Ort auf dieser Reise, so klein er auch seyn mag, der nicht ein gutes massives Thor, obgleich oft ohne Thüren, hat.

Sobald man aus dem Thor von Poggibonsi gefahren ist, geht zur linken Hand der Weg nach Livorno, grade aus die Landstraße nach Florenz. Sieben Meilen von Poggibonsi kommt man auf Cetaldo, das an einem Berg liegt und ein gothisches Schloß gewesen zu seyn scheint. Unten fließt der kleine Fluß Elza, der mit dem Wege fortläuft, und nachher in den Arno fällt. Fünf Meilen weiter liegt Kastelflorentino, ein großer Ort, an einem Berg hinauf. Auf der Spitze liegt eine Kirche, wohin einige hundert Tritte aufführen. Unten fließt wieder die Elza, die hier breiter wird und eine schöne Brücke hat. Das Erdreich ist leimigt und fest, und daher der Landweg, der mit Sorgfalt unterhalten wird, überall vortrefflich.

Von Kastelflorentino an fährt man wie durch einen Garten. Das Land wird gleich dem Neapelschen mit Händen umgegraben. Am Wege stehen zwei Reihen Ulmen mit Weinreben umwunden, die im Frühjahr beschnitten und von einem Baum zum andern gleich Lauben übergeleitet werden. Dieselben Bäume, an denen sich Weinstöcke aufschlängeln, machen in langen Reihen die Scheidungen der Felder. Mit dem Pfluge werben nur in Entfernung von ein paar Fuß Furchen gezogen, die das Wasser sammeln. — Der Weg ist schön und führt



führt in Thälern fort. Nach Ponte d'Elza, einem kleinen Ort mit einer Brücke öfnet sich eine herrliche Aussicht. Man fährt auf einer Anhöhe, und hat zur Seite das fruchtbarste Thal, ganz mit Häusern, Landhäusern und Flecken besäet, in dessen Mitte der Fluß sich herumschlängelt. Weiter hin bei Ponte d'Erra fährt man auf einer schönen Brücke über den Strom Erra, der ebenfalls in den Arno fällt. Von Kastelflorentino bis Ponte d'Erra sind 22, und von da bis Pisa 13 Meilen. Es geht ein acht Meilen näherer Weg nach Livorno an der Seite von Pisa vorbei, der aber, wenn es viel geregnet hat, nicht gut gefahren werden kann.

Pisa ist eine artige, aber wenig bevölkerte Stadt. Sie ist wegen ihrer gesunden Luft berühmt, so wie sie es vormals wegen der ungesunden war; und man reiset jetzt zur Gesundheit dahin.

Der Dom in Pisa ist das schönste Gebäude, das man auf dieser Reise sieht, von gothischer Bauart. Er macht ein lateinisches Kreuz. Die Koionnade, die durch die ganze Kirche an beiden Seiten geht, hat 70 Säulen, 56 von Granit und 14 von Marmor. Die marmorne Kanzel ruht auf zwei kleinen Säulen, einer von Porphyre, der andern von rothem gestreiften Marmor. Der Fußboden ist Mosaik, und die Wände und Altäre sind mit schönen Gemälden geziert. Aber sie hat den großen Fehler der Dunkelheit. — Das Battisterio ist ein rundes Gebäude mit einer Kuppel, worauf Johannes der Täufer von Bronze steht. Der Taufstein

stein steht in der Mitte, und hat an den vier Ecken vier Cylinder, die so hoch als das Geländer sind, das sie mit einander vereinigt, in welche die Kinder nach Gewohnheit der griechischen Kirche eingetaucht wurden. Der Raum ist von vier Pilastern und acht hohen Säulen von Granit eingeschlossen, wovon zwei beim Eingang aus Einem Stück sind. — Der berühmte hängende Thurm steht unweit der Kirche. Er hängt funfzehn Fus über seine Base hinaus. Der unterste Absatz ist mit großen Kolonnen, die mit einer Mauer vereinigt sind, eingeschlossen. Darauf stehen sechs andre, von gleicher Größe, mit Bogengängen umher, wovon ieder 30 kleine Säulen, also der ganze Thurm 180 solcher Säulen hat; und auf dem obersten kleinern Absatz ist ein flaches Dach und Geländer. — Der nahe gelegene *Kampo santo* ist der Begräbnisort des Kirchspiels und der schönste, den ich in Italien gesehen habe. Ringsumher umgibt ihn eine auf Säulen ruhende Halle und eine Mauer. Unter dieser Halle liegen die vornehmsten und berühmtesten Männer begraben. Das Monument von Matteo Kurtio aus Pavia, von Michael Angelo ist wol das schönste; das neuere ist des berühmten Algarotti, vom König von Preußen errichtet, mit der Inschrift:

Algarotto Ovidii aemulo

Newtonis discipulo

Fridericus Magnus.

Unter dem Brustbild, Algarottus non omnis. Unten



ten, Anno Domini MDCCLXV. Es stellt eine liegende Muse mit der Harfe und dem Zirkel vor.

Die Kirche der Kavalieri di S. Stefano ist ganz mit erbeuteten Roßschweifen behängt. Ihr Palast ist neben der Kirche.

Die schöne Brücke über den Arno mitten in der Stadt ist wegen des Gefechts mit Kolben, Streithammern u. s. w. berühmt, das vor Zeiten jährlich von den Einwohnern daselbst gehalten wurde. Die Stadt theilte sich in zwei Parteien; die eine, die aus den Einwohnern disseits der Brücke bestand, führte den Namen von S. Antonio, die andre ienseits von S. Maria, und jede Partei bestrebte sich und rang in vollem Ernst, um ihrem Heiligen den Sieg zu verschaffen. S. Antonio selbst soll auf dieser Brücke gefochten haben.

Von Pisa nach Livorno sind 14 Meilen, und man fährt fast durch einen beständigen Eichen- und Steineichenwald, in sandigten Erdreich.

Livorno, eine der berühmtesten Handelsstädte Europens, hat nur zwei bis drei italiensche Meilen im Umfang, aber 50,000 Einwohner, worunter 10 bis 12,000 Juden sind. Sie ist daher eine der lebhaftesten und muntersten Städte Italiens. Alle Nationen sind geduldet und frei. Die Juden haben eine große Synagoge, die sie für schöner als die Amsterdammer halten, und wohnen unter und neben den Christen, wo sie wollen: sie sind reich durch Handel und Fabriken. Die Griechen haben zwei Kirchen, eine für die vereinigten oder lateinischen Griechen, und die andre für die

getrennten, (Schismatikos.) Sie sind beide von gleicher Bauart, aber iene ist größer. Der Altar steht hinter einer Wand, die mit Gold und Gemälden geschmückt ist, und kein Frauenzimmer darf diesen Ort betreten. Man sieht keinen Altar weiter in der Kirche, aber einen abgesonderten Ort für das Frauenzimmer. Die Kirche der Armenier ist groß, aber weniger geschmückt und fast wie die lateinischen Kirchen eingerichtet. Es ist falsch, daß die Türken eine Moschee in Livorno haben sollten; es sind auch sehr wenige Muhammedaner da, und keiner ist etablirt. Aber sie haben ihren eignen Begräbnisplatz vor der Stadt, den ich des schlechten Wetters wegen nicht besuchen konnte. Katholiken setzen ihren verstorbnen protestantischen Freunden in Livorno Monumente und Grabschriften, und beide Religionen treten in Handlungsgesellschaften. Der Begräbnisplatz der Katholiken ist vor der Stadt und ungefehr so wie der Pisaische eingerichtet: in ieder Ecke steht eine Kapelle mit einer Kuppel. Nicht weit davon ist der Begräbnisplatz der deutschen Protestanten. Er ist ein Garten, der von katholischen Aufsehern unterhalten wird: in den Gängen desselben liegen die Verstorbnen, und einem jeden ist ein Marmor mit einer Inschrift gelegt. Die Engländer haben ihren eignen Begräbnisort.

Die Stadt ist frei und schön. Sie hat breite Straßen, viele schöne Brücken über den Kanal, der durch sie geführt ist, und einen vortreflichen großen Platz in der Mitte. Am Hafen steht die marmorne Statue

Fer:



Ferdinands des ersten, Großherzogs von Toscana. Die vier geketteten Türkenklaven von Bronze an den vier Ecken des Piedestals in kolossaltischer Größe sind unvergleichlich. Der äußere Hafen ist durch einen schönen Molo eingeschlossen. An demselben liegen beständig sechs bis sieben Böte, die die Stelle der Gasthäuser vertreten. Zur Bequemlichkeit der Matrosen werden daselbst Tische gedeckt und von Mädchen servirt: und die Stadtleute kaufen hier fremden Tobak und andre Kontrebande Waaren. Weiter hinaus liegt auf einer Insel der Leuchthurm, der des Nachts mit Laternen behängt wird. Für jedes Kaufmannsschif, das man aus der See ankommen sieht, wird an demselben eine Kugel, und für ein Kriegsschif eine Flagge zum Zeichen ausgehängt.

Die Juden in Livorno haben verschiedne Korallenfabriken. Die Korallenbäume werden bei Korsika, das man von dem Molo aus deutlich sieht, gefischt, dann in der Fabrik zuerst in eckigte Stücke zersägt, darauf geraaspelt, dann durchbohrt, ferner auf einem Rade geründet und endlich polirt. Die Koralle geht durch viele Hände, aber die Arbeit sehr geschwind.

Von Livorno reiste ich nach Florenz. Dieser Weg ist über Pisa 66 Meilen, oder anderthalb bis zwei Tagereisen lang, und man bezahlt an den Vetturin für Fuhr und Kost höchstens zwei Zechinen. Die ersten 44 Meilen lang fährt man denselben Weg, den man nimmt, wenn man von Rom nach Livorno geht. Dann verläßt man aber bei der osteria bianca den Weg nach

Kastelflorentino, und geht grade fort nach Florenz. Kastelflorentino liegt, wenn man von Pisa kommt, rechter Hand, sieben Meilen von der osteria bianca entfernt. An der Seite des Weges fließt der Arno, der von Florenz nach Livorno geht, und dort in die See fällt. Er ist etwa so breit, als die Donau zwischen Regensburg und Wien. Wenige Böte gehen mit dem Strom nach Livorno hinunter; herauf habe ich keins kommen sehen, und sie müßten mit Pferden gezogen werden. Etwa zehn Meilen vor Florenz ist an den Seiten des Stroms ein Steinbruch von grauem Stein, der an der Stelle gebrochen, und gleich in kleinen auf dem Berge erbauten Hütten gehauen, und in Böten fortgeführt wird. Diese Berge mit Steingrus bedeckt, zwischen welchem einzelne Bäume wachsen, machen auch dem Auge eine ganz angenehme abwechselnde Unterhaltung.

Man läßt seinen Koffer, ehe man aus Livorno abgeht, auf der Stube öfnen und plumbiren, und entgeht dadurch der Verdrieslichkeit des Visitirens in den Thoren zu Livorno, Pisa und Florenz. Man bezahlt für diese Bemühung fünf Paoli. Eben das thut man, wenn man von Florenz nach Rom geht. Von Florenz nach Bologna aber geht man frei, ohne visitirt zu werden.

In Livorno, Pisa und Florenz werden fast das ganze Jahr hindurch Opern gegeben. Die ernsthaften Opern sind gemeiniglich gut. Der Fremde bezahlt im Opernhause doppelt, z. B. fürs Parterre fünf Paoli

I und



und für einen Stul zwei Paoli, wo der Einwohner nur drei und einen halben Paol giebt.

Florenz ist nächst Rom eine der schönsten Städte in Italien und sie wird noch beständig verschönert. Die unvergleichbare großherzogliche Gemälden- und Antiquitäten-Gallerie ist in Ansehung der äußern Einrichtung seit meiner vorigen Durchreise durch Florenz auf dem Hinwege nach Rom ganz verändert worden, und jetzt völlig fertig. Nach der iezigen Einrichtung enthält das erste Zimmer, in welches man geführt wird, alte Büsten, das zweite verschiedene Malereien, worunter eine Venus von Tizian ist, das dritte neuangelegte Zimmer Miniatürgemälde und Portraite im Kleinen, zwischen welchen kleine Büsten aufgestellt sind. Darauf folgt die Tribune und die unnachahmbare Statue der mediceischen Venus. Wäre es möglich, daß gegen sie über der vatikansche Apoll gesetzt werden könnte, so wäre in diesem Saale alles beisammen, was die schöne Kunst Vortrefliches im Sanften und Zärtlichen hervorgebracht hat. Das Zimmer ist mit rother Seide bekleidet, an welcher verschiedene schöne Gemälde aufgehängt sind. Im fünften Zimmer stehen etruscische Gefäße, im sechsten Zeichnungen berühmter Maler und im siebenten Gemälde von niederländischen und holländischen Malern, worunter einige unvergleichliche Nachstücke sind. In der Mitte steht die schöne Statue der Venus, die aus dem Bade geht. Darauf kommt man in einen großen Saal von Malereien, in welchem die Bildsäule der Venus, die einen Dorn aus dem Fuß zieht,



zieht, und gegen über die Statue eines jungen Schäfers in derselben Stellung aufgestellt sind. Von da tritt man in ein ganz neues rundes Gewölbe, das mit Glasischränken besetzt ist, in welchem alte Gemmen und Kameen und andre Kostbarkeiten von Gold und edlen Steinen aufbewahrt werden. In einiger Entfernung folgen zwei Zimmer mit den Portraits berühmter Künstler, aus welchen man in das kleine Zimmer kommt, wo vormals der Eingang war, und wo die schöne Büste Alexanders steht. Im folgenden großen Saale hängen Gemälde. Auf dem Tisch liegt ein schöner Hermaphrodit, dessen Beine und Lenden von Ercole Ferrate ergänzt sind, und an der Seite stehen die beiden Venussäulen, die ehemals neben der mediceischen standen. In der Mitte steht eine kostbare achteckte Tafel von florentinischem Mosaik, an welcher 40 Personen 15 Jahre gearbeitet haben sollen. Sie ist mit Blumen und Laub eingelegt. Das florentinische Mosaik wird von Stücken Marmor und edlen Steinen zusammengesetzt, ist daher kostbarer und dauerhafter, als das römische, aber die Zeichnung wird steif, weil die Stücke zu groß sind, und die Steine das Licht und den Schatten nicht vollkommen genug ausdrücken. Es kann daher nur zu Laub und Blumen gebraucht werden. — Ein besondrer Eingang führt zum Saal der Niobe, der das zweite Meisterstück der herzoglichen Gallerie ist. Niobe mit einer kleinen Tochter, die bei ihr Zuflucht sucht, steht oben an; vor ihr liegt ein getroffener Sohn, und an den Seiten stehen noch dreizehn



Statuen, in männlicher und weiblicher Gestalt, davon einige dem Blitz entfliehen wollen, andre ihn sehen und fallen, einer ihm trotzt, eine andre um Verschonung fleht. Die Mutter ist das Meisterstück und eine Säule von vollkommener Kunst.

Gleichfalls ist der herzogliche Garten de' Boboli und das Battisterion beim Dom sehr verschönert und ausgeschmückt worden. Im letztern ist auf dem Hauptaltar Johannes der Täufer von Marmor vorgestellt, der auf den Wolken gen Himmel getragen wird. Im Kreis herum stehen 14 gute Statuen von Marmor, die zwölf Apostel, und *lex scripta* und *lex naturalis*. — Die Stadt und ihre schöne Lage übersieht man von keinem Orte besser, als von der Höhe des Gartens de' Boboli. Man sieht über die Dächer der Häuser, über Thürme und Kuppeln und über ein fruchtbares bewontes Thal auf die hohen mit Schnee bedeckten Gebürge, die die Stadt umgeben.

In der Kirche S. Croce ist Michael Angelos Begräbniß. Die Kapelle Mikolini daselbst ist wegen einiger schönen Statuen sehenswert. Darunter sind Moses und Aaron, und das alte und neue Testament. Beide sind in jungen weiblichen Gestalten vorgestellt; das alte Testament, ein Frauenzimmer, das einen Spiegel vor's Gesicht hält, und um dessen linke Hand sich eine Schlange windet; das neue Testament hält die linke Hand vor die Brust, und hat zur rechten ein Lamm. Die Erfindung und Ausführung ist nicht übel; aber in beiden werden sie weit von den Statuen am Monu-

ment

ment des Pabsts Pauls des dritten in der Peterskirche in Rom übertroffen.

Die Kirche della santissima Annonziata ist wegen der Madonna del sacco bei Liebhabern, und wegen ihres wunderthätigen, von einem Engel gemalten Madonnenbildes bei dem Pöbel berühmt. Jenes Bild ist im Klosterhof al fresco von Andreas Sarti gemalt, und hat den Beinamen daher, weil Joseph an der Seite der Madonna mit einem Buche in der Hand auf einem Sak ruht. Der ganze Vorplatz der Kirche ist mit Gelübden per grazie ricevute behängt, unter welchen das gemeine Volk oft aufmerksam studirt.

Die schönste Kirche in Ansehung der Architektur ist S. Spirito. Sehr wenige, kaum vier oder fünf Kirchen, haben eine Façade. Einige haben eine bloße flache Mauer, andre sind zu einer Façade eingerichtet, aber nicht bekleidet und unvollendet. Die neueste Façade, die kürzlich fertig geworden und ziemlich gut gerathen ist, ist an der Kirche S. Marco, am Ende der via larga, der schönsten und breitesten Straße in Florenz.

Florenz hat sieben bis acht Meilen im Umfang, und wird vom Fluß Arno durchschnitten, der drei vortrefliche Brücken hat. Von der porta Romana bis zur porta di Bologna geht eine ziemlich grade Straße mitten durch die Stadt, die beinahe anderthalb Meilen lang ist. Vor der porta di Bologna ist ein schöner Ehrenbogen dem Herzog Franz ausgerichtet, als er römischer Kaiser ward.



Franciscus Caesar Augustus
sollemni principum Germaniae novemvirum
suffragio Romanorum Imperator creatus
idib. Septembris MDCCXLV.

Oben steht die eiserne Statue zu Pferde. Durch den
Bogen geht man in einen artigen Spaziergang mit
Alleen, der an den Festtagen häufig besucht wird. Am
Thor steht auf einer Marmorschrift diese Inschrift zur
Ehre der Dänen:

Florentia
adventu Friderici IV. Daniae
et Norvegiae Regis Augusti Felicis
quod eam sua praesentia
magnus hospes impleverit
Augusta Felix

an. S. MDCCXVIII mense Martio.

Eine Meile von der porta Romana liegt das schöne
herzogliche Sommerschloß Poggio Imperiale,
wohin eine schöne Allee führt, die ein sehr frequenter
Spaziergang der Florentiner ist. Die Zimmer des
Schlosses sind oben und unten gewölbt, und die untern
im Parterre, sanderlich das Bad und die folgenden Sä-
le, sind mit artigen Arabesken nach Art der alten Rö-
mer und mit Geschmack ausgemalt.

Am vorletzten Abend meines Aufenthaltes in Flo-
renz hatte ich das Vergnügen, eine der berühmtesten
Virtuosen auf der Violine, Regina Strinasacchi in ei-
ner öffentlichen Akademie auf dem Theater alla Per-
gola zu hören. Es ist zum Bewundern, mit welcher

Gez

Geschicklichkeit dies iunge Mädchen von 18 oder 19 Jahren mit ihren Fingern die Saiten rührt. Man glaubt eine volle Harmonie zu hören, wenn sie einen Solo spielt, und sie bringt ganz ungewöhnliche Töne auf dem Instrument hervor. Sie ist aus Mantua und reiset mit ihrem Bruder, der auch sehr gut die Violine spielt.

Am letzten Tage war mir ein noch vergnügterer Abend bestimmt, aber meine Hofnung ward vereitelt. Ich sollte den Abend bei der berühmten gekrönten Dichterin Korilla zubringen, und sie hatte, um das Vergnügen zu erhöhen, dieselbe Virtuosa Strinasacchi und einige andre geschickte Spieler zu einem Privatconcert in ihrem Zimmer eingeladen. Ich kam, aber fand Korilla im heftigsten Fieber auf dem Bette. Das Concert unterblieb also, und von Korillas Dichtertalenten hörte ich nichts, indeßen war es mir doch sehr angenehm, die persönliche Bekanntschaft dieser in Italien so bewunderten Dichterin gemacht zu haben.

Am 27ten April reisete ich von Florenz nach Bologna ab, wo ich am folgenden Tage Abends ankam. Ich bezalte an den Betturin 30 Paoli mit der Beköstigung und fünf Paoli Trinkgeld. Den Tag darauf reisete ich sogleich weiter, und ging mit dem Courier nach Parma, wofür ich 45 Paoli bezalte. An einem Betturin bezahlt man für diese Tour 40 Paoli. Dies ist eine große Bequemlichkeit für Reisende, wenn man allein ist, daß man einen Platz bei dem Courier erhalten kann, wofür man wenig mehr als für eine Betture bezahlt. Man geht Tag und Nacht mit Postpferden.



Das sehenswerteste in Parma, einer der schönsten Städte Italiens, ist in dem fürstlichen Pallast das große Theater, und la real academia delle scienze. Jenes, zu dem ein prächtiger Eingang führt, ist das einzige neue Theater, das inwendig wahre schöne Architektur hat. Es ist von Bignola angelegt, aber unvollendet. Vor dem Orchester ist ein großer freier Platz, der nach Art der alten Theater mit Reihen treppenweise aufsteigender Bänke im Halbkreis umschlossen ist. Ueber diesen Bänken sind zwei Reihen Logen mit Säulen aufgerichtet. Und auf der Spitze, wie auch unten herum stehen Genien und andre Statuen aufgestellt. Das Gebäude ist oben offen; man hat es aber jetzt mit einem Dach geschützt. Die Bänke sind jetzt nur von Holz, die Säulen von Blech und die Statuen von Gips. So groß dies Gebäude ist: so hört man doch allenthalben die Akteure sehr vernehmlich.

Die Akademie hat neben dem Theater in demselben Pallast ihren Eingang. Da wird das unvergleichbare Gemälde, das zweite Meisterstück nächst Raphaels Verkündigung, la Madonna di Koreggio aufbewahrt, das ich mit süßer Verwunderung betrachtete. Das Kolorit ist überall vortreflich und das Bild scheint zu leben. Magdalena ist an Zeichnung die schönste, besonders ist die Partie, wo ihr Kopf, ihre Hand und der Fuß des Kindes zusammen kommen, unnachahmlich. Sie knieet und faßt den linken Fuß des Kindes, in der Stellung ihn zu küssen. Sie neigt das Haupt an die Seite, zu dem Fuß, und wendet mit einem unaussprechlichen Blick

von Zärtlichkeit und Rührung ihr Auge zu dem Kinde. Das Kind faßt sie an ihrem schönen blonden Haupt: haar, und greift mit der andern Hand nach Hieronymus Werken, die ihm ein Engel vorhält. Der alte Kirchenvater steht in einem hagern Gesichte, mit einem grauen Bart, halb bekleidet zur Seite, und hat eine Rolle in der Hand, auf welcher am Ende auf hebräisch die Worte, zur Verherrlichung Gottes, (תהלה לאלהים) stehen. Unten steht ein Löwe. Der Kopf der Madonna, die lächelnd auf ihr Kind herabsieht, verliert bei der weit schönern Magdalena, und der Kopf des Kindes schien mir nichts schönes und edles zu haben. Hinter Magdalena steht ein anderer Engel mit einem Becher in der Hand. In demselben Saale stehen viele Gipsgüße der schönsten alten Statuen, und die in den Ruinen der alten Stadt Bellria gefundenen Altertümer, worunter bei weitem das schönste eine große kupferne Tafel mit einer lateinischen Inschrift ist, worin Kaiser Traian 500 armen Kindern Unterhalt bestimmt.

Das neue Opernhaus ist klein, aber hübsch, und die Dekorationen sind unverbeßerlich. Ich hörte die vortreffliche Sängerin, Anna Pozzi, und den ersten Tenoristen in Italien, Giacomo Davide, und die Musik von Catti.

Von Parma nach Mailand geht man mit einem Fuhrmann in etwas mehr als zwei Tagen für drittel halb bis drei Zechinen, die Verköstigung eingerechnet.



Von Parma nach Piacenza sind 35 bis 36 Meilen, nämlich 15 bis Borgo, acht bis Sorenzuolo, und von da bis Piacenza zwölf starke Meilen.

Piacenza ist groß, aber nachdem der Hof nach Parma verlegt ist, entvölkert. Der Spazziengang auf dem Ball hat drei Meilen im Umfang, und doch hält die Stadt nur 30,000 Einwohner, da in dem um die Hälfte kleinern Parma, 35,000 gerechnet werden. In: deßen wohnt viel Adel in Piacenza, selbst viele von den bei Hofe aufwartenden Kavaliers, und die Stadt hat große und schöne Palläste. Vorzüglich sind die Palläste Mandelli, des Marchese Baldini, wo der Hof abzutreten pflegt, des Conte Scotti von dem ieztlebenden Kavalier Morelli erbaut, sehenswert, ob sie gleich keine Meisterstücke der Architektur sind. Die schönste Straße ist der Corso, wo im Karneval das Pferderennen gehalten wird: sie ist sehr breit, und läuft in grader Linie fort. Die Kuppel der Kathedralekirche oder des Doms ist von den berühmten Meistern Guercino, Karacci und Franceschino gemalt. Außen über der Thür liest man in gothischer Schrift,

centum viceni duo Christi mille fuere

anni cum ceptum fuit hoc laudabile templum.

In der Benediktinerkirche S. Kysto hängt hinter dem Hauptaltar die Kopie der berühmten Madonna Raphael's, davon das Original nach Dresden verkauft ist.

Meisterstücke der Architektur sind das Augustinerkloster und der unvollendete herzogliche Pallast, beide von Bignola. Das Kloster ist das schönste und prächtig:

tigste, das ich gesehen habe, und hat selbst in Rom nicht seines gleichen; es hat drei Höfe mit Hallen umgeben, die auf starken Pilastern ruhen. Die Kirche entspricht der Majestät dieses Gebäudes. Der Bau des Pallasstes ist nach dem Tode der Unternehmerin, Margrethe von Oesterreich, Karls des fünften Tochter, und Gemalin Herzogs Octaviani, unvollendet liegen geblieben. Man erkennt an dem Entwurf und der Anlage die Meisterhand. Zwei starke Kolonnen von orientalischem Granit, 30 Fuß lang aus Einem Stück, waren zum Hauptthor bestimmt, eine liegt auf dem Platz halb vergraben.

Auf dem Markte stehen zwei schöne Statuen von Bronze, die zwei der alten Herzöge zu Pferde vorstellten. Die Inschriften sind unter der einen:

Alexandro Farnesio
Placentiae Parmae et G. Duci IIII
S. R. E.

Confaloniero perpetuo
Belgis devictis Belgico
Gallis obsidione levatis Gallico
Placentia civitas
ob amplissima accepta beneficia
ob Placentinum nomen
sui nominis gloria
ad ultimas usque gentes
propagatum
invicto Domino suo
equestrem hanc statuam

fem-



sempiternum voluit exstare
monimentum.

Unter der andern,

Rainutio Farnesio
Placentiae Parmae et G. Duci
S. R. E.

Confaloniero perpetuo
custodi iustitiae
cultori aequitatis
fundatori quietis
ob
opifices allectos
populum auctum
patriam illustratam
Placentia civitas
principi optimo
equestrem statuam
d. d.

Die alte Fontaine oder Wasserleitung vom Cäsar Augustus, die auf dem Markte befindlich seyn soll, ist längst vergangen, und es ist ietzt keine Spur davon übrig.

Der Spaziergang auf dem Wall giebt eine schöne Aussicht auf den an der Stadt vorbeisfließenden Po. Er ist mit Maulbeerbäumen bepflanzt, die jährlich an die Einwohner zur Nahrung der Seidenwürmer, so viel ihrer ein ieder bedarf, verpachtet werden. Es sind in Piacenza etwa 200 Seidenöfen, und eine schöne vom Wasser getriebene Mühle, (filatoio.)

Zwanzig Meilen von Piacenza liegt Lodi, wo
der



der beste Parmesankäse gemacht wird. Er kostet das Pfund auf der Stelle 30 Soldi, oder anderthalb Lire, (15 Lire machen einen Zechin:) aber er geht größtentheils außer Landes. Das mailändische Gebiet fängt schon sechs Meilen hinter Piacenza an, wo man visitirt und der Koffer versiegelt wird. Von Lodi bis Mailand sind wieder 20 Meilen.

Mailand ist eine große, aber nicht schöne Stadt, obgleich sie einzelne schöne Gebäude hat. Unter den Kirchen ist S. Mario in Celso vielleicht vom besten Geschmack, und hat auch einige schöne Gemälde. An der Fassade stehen Adam und Eva in Marmor, in einer sehr natürlichen Stellung und von sanftem und schönen Umriss. Die Kirche der Dominikanerinnen S. Maria della Vittoria ist klein, aber artig. Sie ist von der Familie Homodeus erbaut, und in den vier Ecken stehen vier Monumente der Familie mit Pyramiden von schwarzen Marmor. Die Nonnen sitzen frei vor der innern Thür, die die Aussicht auf die Straße hat. Vor der Kirche S. Lorenzo steht eine alte römische Kolonnade von acht kanellirten korinthischen Säulen. In der Mitte ist eine weitere Oefnung, die vermutlich den Eingang zu einem Tempel machte. Man liest die alte Inschrift zur Seite,

Imperatori Caesar

L. Aurelio Vero

Aug. Armeniaco

Medico Parthico

Max. Trib. Pot. VII

Imp.



Imp. III. Cos. III. P. P.

Divi Antonini Pii

Divi Hadriani

nepoti Divi

Traiani Par

thici prone

poti divi Nervae

abnepoti

Dec. Dec.

Der Dom ist ein unordentlich über einander geworfener Berg von Marmor. Bei der Kirche S. Sepulcro ist die vortrefliche Ambrosianische Bibliothek, die ein eignes Gebäude und sehr gut eingerichtet ist. Der vordere Saal, der die gedruckten Bücher enthält, steht öffentlich zum Gebrauch frei. Im zweiten Zimmer sind die Handschriften, welche zu brauchen der Bibliothekar leicht Erlaubniß erteilt. Hinter dem Bibliotheksgebäude ist ein Saal mit Gipsabgüssen berühmter Bildsäulen und eine schöne Gallerie von Originalgemälden. Die Madonna von Annibal Karacci, und eine Kopie der Madonna von Koreggio in der Kuppel zu Parma, die man dort wegen der Höhe nicht gut sieht, und ein kleiner mit Kreide gezeichneter weiblicher Kopf von Leonardo da Vinci, entzückten mich am meisten. Leonardos eigenhändiges Manuscript von mathematischen Zeichnungen wird eben daselbst aufbewahrt.

Das Hospital ist wegen seiner Größe und guten Ordnung das sehenswerteste in Italien. Es hat gegen eine Million Lire jährlicher Einkünfte und versorgt etwa



1200 Kranke, für welche 60 Chirurgi bestellt sind. Die Säle, wo die Kranken Bett an Bett liegen, haben beständig frische Luft, und selten liegen zweie in Einem Bett. Aber unschicklich schien es mir doch, daß für die venerischen Kranken kein besondres Zimmer ist; ihre Betten sind bloß mit einem weißen Laken bedekt. Das Hospital nimmt alle Kranken, auch Fremde und Protestanten auf. In der Mitte der Säle stehen Altäre. Außer den Kranken werden 800 Personen, die dem Hospital dienen, unterhalten. Wöchentlich werden 28 Kälber, 13 Rinder, und täglich 900 Pfund Brod und 1300 Eier verbraucht: an Wein jährlich 6000 Brenta; eine Brenta hält 96 Vocali oder Vousteillen. Mit dem Hospital ist die Versorgung der Findelkinder vereinigt. Die Kinder werden nicht mehr ins Hospital gebracht, sondern in ein Rad in einem nahen Kloster gelegt. Ihre Zahl steigt jährlich auf 900 zu steigen. Die Knaben werden bis zum funfzehnten Jahr unterhalten; die Mädchen können Zeitlebens zum Dienst des Hospitals, in der Küche u. s. f. bleiben; verheiraten sie sich, so gibt ihnen die Stiftung 100 Lire und Leinen zum Bett. Die Kinder, die auf dem Lande erzogen werden, erhalten Schuhe und Kleidung von groben rothen Zeug. Im Hospital sterben täglich, einen Tag in den andern gerechnet, sieben, die des Abends in einem großen Wagen nach dem Kirchhof vor der Stadt gefahren werden. Zum Leinen des Hospitals ist ein eignes Magazin. Auch dies Gebäude ist schön. In der Mitte ist ein großer Platz mit Hallen



umgeben, und an ieder Seite sollten vier kleinere seyn, wovon aber an der einen Seite drei bis jetzt noch fehlen.

Vor der Stadt liegt das Lazareth, das in Pestzeiten gebraucht wurde; das größte Gebäude von Umfang, das ich gesehen habe. Es besteht aus 366 kleinen Wohnungen von Einem Stof, die unter Einem Dach im Viereck einen Platz mit einer Halle umschließen, die 500 Schritt im Quadrat hält. In der Mitte des Platzes steht eine Kapelle, die auf freien Säulen ruht.

Man sieht in den römischen und italienschen Kirchen und Pallästen vielen roth und schwarz gesprengten Granit, von bleicher Farbe, der bei dem Lago Maggiore, einem See unweit Mailand, der durch die darin liegenden boromäischen Inseln berühmt ist, gebrochen wird, und sonderlich polirt sehr gut aussieht.

Ich weiß nicht, ob die Luft in Mailand die gesündeste ist. Ein großer Teil der Felder zwischen Piacenza und Milano steht unter Wasser, weil Reis auf demselben gebaut wird, der nur in Sümpfen wächst. Das Land ist alles eben, und daher nicht so fruchtbar und trägt nicht so wohlschmeckendes Korn, als das bergigte Toscana, aber, weil es mit Sorgfalt gewässert wird, sehr gutes Heu.

Das Ehebreviar ist in Mailand und in Genua zu einem Gesetz geworden, und eine eben so wichtige Bestimmung bei den Ehen, als die Aussteuer. Keine Dame lebt ohne Kavaliers serviente. Er kommt des Morgens und wartet der Dame bei der Toilette auf, begleitet



tet sie darauf in die Messe, in die Promenade, zum Theater. Der Ehemann sucht sich zum Ersatz die Rettung einer andern Dame zu erwerben. Zuweilen verheiratet sich ein Mädchen wider ihre Neigung, aber mit der Bedingung, die in die Ehepflichten gesetzt wird, daß sie diesen oder jenen von ihren Liebhabern zum Kavaliere servente wählen dürfe.

Der italiensche Dialekt wird immer unreiner, je weiter man an die Grenzen Italiens kommt. Der Römer spricht seine Sprache am schönsten aus. Der Florentiner und Toscaner spricht sie richtiger und reiner, aber hat eine verderbte Aussprache. Er adspirirt viele Buchstaben, sonderlich das c. z. B. chavallo für cavallo. Der Neapolitaner spricht unrichtig und schlecht, z. B. Nabeletano für Napolitano, ki und ka für qui und qua. In Parma verschluckt man halbe Wörter und verdreht die übrige Hälfte, z. B. un pez che non l'ho vist für un pezzo, che non l'ho veduto. Der Mailänder und Turiner hat schon das französische u, und wirft den Vokal am Ende des Worts weg, z. B. premiura für premura; avêe rason für avete ragione. Die venezianische Aussprache soll dem Ohr am schönsten klingen, als cima wird gesprochen zima, nicht tschima; aber ihre Sprache ist ebenfalls unrein und verfälscht.

Am siebenten Mai machte ich in Gesellschaft einiger Schweden und Normänner eine Lustreise von Mailand nach den berühmten Boromäischen Inseln in dem Lago Maggiore. Wir machten die ganze Reise



in einer Barke. Von Mailand bis Sesto, vierzig und einige Meilen fuhren wir in einem großen Wagen, der wie eine Barke gestaltet und mit Segeltuch und Wachstuch bedeckt war, dergleichen die Mailänder im Karneval brauchen. Wir bezahlten ohne Biergeld 62 Lire. Von Sesto ruderten wir in einer Barke durch den Fluß Tessino über die See bis nach dem Schloß Arona für sechs Lire. Man muß vor Abend ankommen, weil die Thore und Schleußen geschlossen werden. Am folgenden Morgen mietheten wir für den ganzen Tag eine Barke mit drei Ruderbänken für 18 Lire, um die Inseln zu besuchen. Belgirate, fünf Meilen von Arona ist der halbe Weg. Die Fahrt auf dem See ist vorzüglich, und die Anfahrt an die Isola bella verspricht wirklich eine bezauberte Insel. Der See erweitert sich zu einem ansehnlichen Umfang und wird von den Bergen, wie von einem Amphitheater umschlossen. Die vordern sind niedriger und grün, und hinter ihnen ragen die hohen mit Schnee bedeckten Spitzen der Alpen hervor, die von den Sonnenstrahlen erleuchtet werden und glänzen. Unter den Bergen liegen die beiden Inseln, zur Linken Isola bella, zur Rechten freier und angenehmer Isola Madre; weiter hin am Ufer Usurino, Palanza und Intra. Der Garten der Isola bella ist in Terrassen aufgebaut, und macht mit den beiden voranstehenden Thürmen einen schönen Anblick. Aber das Innere der Insel, so sehr sie auch von allen Reisenden gerühmt wird, verdient die Reise nicht. Der Boromaische Pallast ist von sehr großem Umfang, aber

unvollendet und von schlechtem Geschmak, und mit vielen mittelmäßigen Malereien ausgestatt. Die acht Grotten im Parterre sind der schönste Teil des Gebäudes. Sie sind mit kleinen glatten Steinen von verschiedenen Farben künstlich ausgelegt, auch Fußboden und Gewölbe, und stoßen an die See; man hat eine schöne Aussicht auf die Berge. Von der Kostbarkeit des Gebäudes kann man urtheilen, wenn man nur den starken im Wasser aufgeführten Grund betrachtet. — Die Isola Madre ist gar nicht mehr unterhalten. Das nahe Städtchen Intra hat eine starke Handlung, weil sie die Niederlage der Waaren ist, die aus der Schweiz nach Italien gehen. — Die Seite des Sees von Arona ist piemontesisch; die andre Seite mailändisch.

Bei weitem schöner als diese Inseln ist die ganze Lage des Sees; und man kann sich, wenn man in der Schweiz nicht gewesen ist, hier einen Begriff von dem reizenden Genfer und Zürcher See machen. Besonders hat mich ein schmaler Strich Landes, der an der Seite von Arona gegen Mailand herunterläuft, ungemein vergnügt. Er ist mit einem Wald zarter Bäume bepflanzt, die bald dick, bald einzeln stehen, und im Wasser sich spiegeln. Zwischen denselben liegen kleine Häuser und über den Spizzen blift der Thurm von Vercurago hervor. Am Wasser weiden Kühe. Hinten erheben sich allmählig höhere grünende und bebaute Berge, auf denen schöne Landhäuser mailändischer Edelleute liegen. Und endlich endigt sich die Aussicht auf den bewaldeten S. Bernhardsberg.



Sehr sehenswert ist bei Arona die kolossalische Statue von S. Karlo Boromeo. Sie ist von Kupfer, und Kopf und Hände von Bronze, in Kardinalskleidung, segnet mit der rechten Hand und hält in der linken ein Buch. Das Piedestal hat die Höhe eines Pallastes. Im Kopfe stehen bequem fünf Personen. Der Daum in Marmor nachgemacht, wird in der Ambrosianischen Bibliothek gezeigt, und hat einen größern Umfang als mein Arm. Das Verhältniß und die Arbeit des Kolosses ist nicht schön, aber doch auch nicht ganz schlecht. — Der ganze Berg, worauf diese Statue steht, sollte ein heiliger Berg und mit Kapellen bebaut werden, wozu schon der Anfang gemacht ist. Aber alles ist liegen geblieben, nachdem das Land an den König von Sardinien abgetreten ist: zum Glück ist die Statue fertig, der bloß die Barette auf dem Kopf fehlt.

Am neunten Mai reiseten wir aus dieser Gegend sehr vergnügt wieder nach Mailand zurück.

Die Universität der mailändischen Staaten ist Pavia, jetzt eine der besten in Italien. In Mailand ist eine von den Jesuiten gestiftete Schule, Gymnasium Braydense, italienisch la Breda. Dieses Gebäude, das jetzt vollendet wird, und das Kollegium Helvetikum und Seminarium Helvetikum sind in Einem Geschmak aufgeführt, von simpler Architektur. Die Höfe sind mit doppelten Hallen umgeben, davon die untere auf dorischen, die obere auf ionischen Säulen von einheimischen Granit, (aus dem Lago Maggiore) ruhen. Das Gymnasium hat eine gute, neulich ansehnlich vermehrt:

mehrte Bibliothek, eine Sammlung von Abgüssen der besten alten Statuen, und eine Sternwarte: aber die Anzahl der Schüler ist gering.

Man muß Mailand nicht verlassen, ohne Leonhard da Vinci kennen gelernt zu haben. Seine Zeichnungen, theils mathematische, theils Perspektive und Karrikaturen, die nach seinem Tode verkauft wurden, sind größtentheils in der Ambrosianischen Bibliothek vereinigt, die auch ein paar seiner Gemälde besitzt. Im Speisesaal der Dominikaner alla Madonna delle Grazie hängt sein Meisterstück, das Abendmal. Es hat gelitten, aber ist immer noch vortreflich. Die Perspektive des Saals ist gut ausgedrückt, und die Freiheit, und Tücke in den Augen, dem Gesicht und dem schwarzen Haar Judas, die Ruhe und das Mitleid in dem Antlitz des Erlösers, der mit niedergewendeten Augen mit ihm in die Schüssel reicht: der ist's, der mich verräth; und das Erschrecken der Jünger ist meisterhaft getroffen. Johannes hat wie gewöhnlich ein Frauengesicht, und Petrus wendet sich hinter Judas Rücken zu ihm hin, ihn vertraulich zu fragen.

Der Corso in Mailand ist eine lange breite Straße, worin zehn Reihen Wagen Platz zu haben scheinen. An Festtagen ist er sehr lebhaft. Der Erzherzog fährt bei gutem Wetter in einer offenen Chaise, mit dem Cavalier di settimana zur Seite, und von einem Läufer, und einem oder zwei Bedienten begleitet, und mischt sich unter die andern Wagen.

Den 13ten Mai, Morgens, reiset' ich von Mi-



Iano nach Genua, für drei Zechinen, die Beföstigung mitgerechnet. Bis Pavia sind 20 Meilen; ich konnte mich wenig aufhalten und blieb blos zum Mittagsessen. Von da bis Voghera, wo ich die erste Nacht war, 18, bis Novi 20, bis Voltaggio, dem zweiten Nachtlager 10, ferner bis Rampo Marone 12 und bis Genua 10 Meilen, in allem 90.

Genua verdient keinesweges ihrer Schönheit wegen den Ruhm, den ihr viele Reisende geben; ich habe keine Stadt mit Venedig übereinstimmender gefunden; sie hat eben so schmale Straßen, daher nie ein Wagen in dem Mittelpunkt der Stadt fahren darf, eben so Höhe und daher finstre Häuser. Aber sie verdient sehr wohl den Namen la superba wegen ihres Reichthums, wegen der stolzen Palläste und vorzüglich wegen der prächtigen Lage. Auch an Arbeitsamkeit der Einwohner und an Lebhaftigkeit gibt sie Venedig keinen Vorzug. Ihre schmalen Straßen leben von Menschen und sind ganz mit Boutiken besetzt. — Es ist der Mühe wert, um die Wälle der Stadt herumzugehn. An der Landseite hat man eine Reihe Berge in der Nähe, die ganz mit kostbaren Landhäusern, schönen Gärten und Gebüsch bedeckt sind, und vor der Stadt ein angenehmes fruchtbares Thal bilden, das zu Küchengärten eingerichtet ist. Auf der andern Seite hat man bald die Aussicht auf die freie See, bald auf die Küste, bald auf den Hafen mit seinen Schiffen. Der Fels, der die Stadt an der Wasserseite befestigt, ist ganz perpendicular niedergehauen und unersteiglich. Ich habe nicht leicht



leicht einen angenehmen Spaziergang gemacht, und der an mannigfaltigen und veränderten Gegenständen reicher wäre, als dieser. — An Größe und Pracht der Palläste und deren innerm Schmuck gibt Genua nicht leicht einer andern, wenigstens Handelsstadt, nach. Besonders sind die Strada nuova und die Strada Balbi, zwei ziemlich breite Straßen, davon die erste jetzt verlängert wird, die schönsten, die man sehen kann. Sie haben an beiden Seiten nichts wie Palläste, einen schöner und prächtiger als den andern, und man trifft in denselben Meisterstücke der Malerkunst.

Die Kirche di Carignano mit einer Kuppel und zwei Thürmen liegt an dem höchsten Teil der Stadt und ragt über alle übrigen Kirchen hervor. Vor ihr liegt die Brücke di Carignano, die zwei Hügel, auf welchen die Stadt gebaut ist, mit einander vereinigt. Sie ist die höchste, die ich gesehen habe; unter ihr im Thal stehen nicht kleine Häuser, deren Spitzen sie noch nicht erreichen. Kirche und Brücke sind von einer Privatfamilie aufgeführt worden, welcher daher über der Kirche diese Inschrift gesetzt ist:

Bandinellus Sauli Basilicam
Stephanus nepos pontem legavit,
Domenicus abnepos perfecit.
a. Sal. MDCCXXIV.

Eine andre reiche Familie unterhält in einem eignen Gebäude 300 Waisen.

Der Hafen der Stadt ist groß und wird am Ein-
II 4 gang



gang mit zwei starken Batterien und zwei Leuchtthürmen, die gegen einander über stehen, gesichert.

Ich sahe den Doge und den Rath in ihrer Versammlung, und fand sie in Kleidung, Stellung und Gang eben so närrisch stolz, als die Venezianer, und als die Häupter der meisten Republiken. Doch scheinen sie Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwidern. Die Rathsversammlung besteht außer dem Doge, der auf einem Thron unter einem Baldachin präsidiert, und allemal den Vortrag thut, aus 24 Senatoren: und iederman hat freien Zutritt. Alle sechs Monat gehn fünf Senatoren ab, und werden fünf andre erwählt, wechselsweise von altem und neuem Adel. Indessen treiben die meisten, ob sie gleich nobili sind, Handlung. Der Doge, der den Titel Serenissimo hat, regiert zwei Jahr, und ist nach geendigter Regierung beständiger Senator. Sie gehen in langen seidnen Kleidern mit großen niederhängenden Peruken, die Senatoren schwarz, der Doge roth, auch mit rothen Strümpfen und Schuhen. Am Krönungstage und in Galla trägt er eine Krone. Er geht nie aus dem Pallast, als an gewissen bestimmten Tagen, und allemal in großem Gefolge. Zum Zeichen, daß er ausgeht, wird an dem Thurm des Pallastes eine Flagge ausgesteckt. Seltsam kam mirs vor, den General und Chef der Besatzung in einem schwarzen französischen Kleide mit Degen und Stof als einen Petitmaitre gehn zu sehen, und noch seltsamer ist, daß alle sechs Monate dieses Amt einem andern aufgetragen wird. So verschieden sind die Sitten der

Na:

Nationen. Das Frauenzimmer, auch die Damen von Stande, verhüllen ihr Gesicht unter Tüchern, wie die Venezianerinnen und Bologneserinnen unter schwarzen seidnen Decken. Den Venezianerinnen steht dieser Schleier gut; die Genueserinnen aber kleidet er, wenigstens nach meinem Geschmack, sehr übel, obgleich die Vornehmen sehr kostbaren Rattun mit hundert Blumen dazu aussuchen.

So sehenswert als das Hospital in Mailand, ist das Armen- oder Arbeitshaus (albergo dei poveri) in Genua. Es ist eins der schönsten Gebäude und scheint der Pallast des Doge zu seyn. Eine breite Allee führt zum Eingang, die Façade ist groß und stark, und inwendig ist ein großer Vorplatz mit marmornen Statuen der Wohlthäter umgeben. Das Haus unterhält über 700 Arme, mehrere weiblichen als männlichen Geschlechts; Kinder, Jünglinge, Erwachsene und Greise, und alle verdienen, wo nicht völlig, doch zum Theil ihren Unterhalt. Die beiden Geschlechter sind abgesondert, und gleichfalls die verschiedenen Alter, und die Verheirateten und Ehelosen. Das männliche Geschlecht spinnt Welle an einem großen Rade, das viele Haspeln treibt, webt Zeug, verarbeitet starkes wollenes Tuch zur Kleidung der Armen selbst und für die Soldaten; andre versorgen in einer großen Werkstatt das Armenhaus und die Soldaten mit Schuhen, andre schneiden und nähen die Kleider. Sie gehen alle gleichförmig und gut in braunem Zeug gekleidet. Das weibliche Geschlecht arbeitet Filet, knüppelt, näht Hemde u.



dergl. Jedes Geschlecht hat seine eigne Küche, die sehr sauber ist, sein eignes Speisezimmer, seinen eignen Krankensaal und seine eigne Kapelle, die die Aussicht auf den Hauptaltar der Kirche hat. In der Kapelle der Frauen sind die Verehrlichen von den Mädchen abgesondert; iene haben ihre Stelle auf einer Loge hinter Gittern. Die alten Leute speisen an einem besondern Tisch und haben weiß Brod und bessere Kost. Wenn die Tagsarbeit vollendet ist, stehts den Arbeitern frei, sich auszuruhen, oder auf einem großen freien Platz sich zu vergnügen: arbeiten sie weiter, so ist diese Arbeit ihr eigener Gewinn. Wenn jemand ein Mädchen aus dem Arbeitshause in Dienst nimmt, so ist er verbunden, von ihrer Aufführung dem Hause Nachricht zu geben, und wenn er mit ihr nicht zufrieden zu seyn Ursach hat, kann er sie zurückliefern. Andre kaufen sich in dieses Haus ein, um Zeitlebens ihren Unterhalt zu finden, und diese haben über die übrigen die Aussicht. Ueberall herrsche Stille und Ordnung. — In der Kirche ist ein unvergleichliches marmornes Basrelief en Medailion, von Michael Angelo, das die Büste der Mutter Jesu vorstellt, die seufzend den Kopf ihres gestorbnen Sohns umfaßt, und auf dem Hochaltar eine Madonna von Marmor, eine schöne Statue eines neuen französischen Künstlers. Der erste Stifter dieser Anstalt ist Hektor Bernazzi, der auch das Lazareth und viele andre menschenfreundliche Einrichtungen gestiftet hat.

Genua ist eine Handelsstadt, nicht ein Wonsiz der Gelehrsamkeit. Sie hat keine öffentliche Bibliothek und



und wenig Gelehrte. Doch ist die Bibliothek Sr. Excellenz, des Marchese Giacomo Durazzi groß, reich und prächtig, und verdient besucht zu werden.

Gewis verdient Genua aber theils als Handelsstadt, theils als eine angenehme Seestadt eine der ersten Stellen unter Italiens Städten. In Venedig ist man auf einer Insel und von Inseln umgeben; eben so enge ist die Aussicht von Livorno, wo man kaum über den Molo hinsieht. Neapel, das Paradies Italiens, hat den Vorzug einiger angenehmen Inseln, über die man in die See blickt, und hoher Berge an der Landseite, auf denen es sich prächtig erhebt. Genua liegt eben so als ein Amphitheater an schönen Bergen und hat die freie ungehinderte Aussicht über den weiten Hafen in die offene See. Beide entzücken, und ich kann nicht entscheiden, welche den Vorzug verdiente.

Den 29ten Mai verließ ich Genua, um nach Turin zu gehen. Man muß einen großen Teil des mailändischen Weges zurück machen, über Rampona, Marone, Voltaggio, Caroggio, einem piemontesischen Flecken, der im genuesischen Gebiet liegt, ferner Gavi, die Stadt Novi, bis einige Meilen hinter Novi der Weg sich trennt, und der mailändische nach Voghera, die turinsche Landstraße aber nach Alessandria führt. Das ganze genuesische Gebiet ist bergigt, das Gebürge endigt bei Novi und die steilste Spitze ist la bocchetta bei Voltaggio. Es gibt dem Auge die angenehmsten Aussichten, zumal da die Berge fast überall bebaut und bewohnt sind. Die Grenze ist



zwischen Novi und Alessandria. Der Staat von Sardinien hingegen ist lauter Ebne, fruchtbar und gut gebaut, aber einsam. Man sieht weder Häuser noch Menschen. Der Wein wird wie im römischen Staat in langen Reihen an kreuzweise gesetzten Stöcken, wie bei uns Bohnen und Erbsen gezogen, und zwischen diesen Reihen steht Korn. Das gibt dem Auge nicht die Belustigung, als die Weinlauben, oder die an Bäumen gezogenen Weinstöcke in Neapel und Toscana. Kurz vor Alessandria geht man auf einer Fähre über den Fluß **Bormida**, und von da führt eine Allee nach der Stadt, die mit Wall und Graben befestigt ist. Sie ist nett, hat einige gute Palläste und freie Straßen. An der andern Seite fließt der für Italien ziemlich breite Fluß **Tanaro**, der eine schöne Brücke hat. Von Novi bis Alessandria sind zwölf Meilen; von Alessandria über **S. Salvatore**, einem Flecken auf einem Hügel, nach **Rasale** 15 Meilen. Hier liegen viele Dörfer und Flecken bei einander, und das Land ist ganz mit Korn bebaut. Gleich hinter Rasale geht man auf einer Fähre über den **Po**. Das Land ist immer eben und fruchtbar, aber wechselt hier mit angenehmen Gebüsch und Reihen gepflanzter Bäume ab. Auch wird der Wein hin und wieder auf besondern Feldern in niedrigen Lauben gezogen. Von Rasale bis zur Stadt **Brescentina** sind 14, und von da über **Civasso** nach **Turin** 18 Meilen. Vor Civasso geht man auf einer Fähre über den Fluß **Dora**, und auf der andern Seite des Fleckens nach Turin fährt man



man auf eben die Art über den Fluß Aquador, der sich in zwei Arme teilt, hernach noch über zwei Flüsse auf Schiffsbrücken. Die ganze Reise von Genua nach Turin beträgt 91, aber stärkere Meilen, als die von Mailand nach Genua; ich machte sie in viertelhalb Tagen, und bezalte für Fuhr und Kost viertelhalb Zechinen.

Ich hatte meine Reise beschleunigt, um den ersten Säng'er Italiens, Marchesi, gewöhnlich Marchesini, auf dem königlichen Theater zu Turin zu hören, und ich kam doch einen halben Tag zu spät. Er soll einen ungemeinen Umfang der Stimme haben, vom höchsten Discant in einen schönen Tenor heruntersinken, und so rein und deutlich singen, daß man jedes Wort versteht. Dabei ist er ein schöner Mann, und hat eine gute Action, welches bei Kastraten selten ist. Er steht im Solde des Königs von Sardinien, doch mit der Erlaubniß, sich auch an andern Orten hören lassen zu dürfen.

Turin ist, was die neuangelegten Straßen und Plätze betrifft, die regelmäÙigste Stadt in Italien. Sehr breite ebne Straßen; Häuser von gleicher Höhe und fast von gleicher Bauart; große Plätze, sind lauter Schönheiten, aber Schönheiten, die bald ermüden. Wenigstens hat mich das lebhafteste Genua mit seinen schmalen, krummen, finstern Straßen unendlich mehr vergnügt, als Turin. Indessen bin ich überzeugt, daß Turin besser gefallen muß, wenn man es genauer kennen lernen und sich einige Zeit da aufhalten kann; die Einwohner scheinen von freundschaftlichem gefälligen Cha-
rak-



rakter zu seyn und die Stadt hat den Vorzug vieler angenehmen Spaziergänge, auf dem Wall, im Kastel, im königlichen Garten und vor den Thoren, die alle fleißig besucht werden. Auch fehlt es nicht an Vergnügungen, wenn der Hof in der Stadt ist.

In den Kirchen und Pallästen ist wenig Vorzügliches. Das sehenswerteste in Turin ist der königliche Pallast und die Universität. Im Pallast nicht die königlichen Zimmer, sondern eine kleine ausgewählte Gallerie, die einige vortrefliche Stücke von Coreggio, Rubens und andern Malern enthält, und das königliche Archiv, das durch einen langen Gang mit dem Schloß vereinigt ist. Es ist, was die Ordnung betrifft, gewis eins der regelmäßigsten, das existirt. In wenigen Minuten weiß man jedes ausgegebene Diplom zu finden. Die Diplome sind in Schränke aufgestellt, deren eine Klasse päpstliche Bullen, eine andre kaiserliche Dekrete, eine andre Traktate, die den Staat betreffen, eine andre Kirchensachen u. s. f. alle Originale, enthalten. In jedem Schrank stehen in zwei oder drei Reihen große zusammengebundene Konvolute, die in chronologischer Ordnung die in die Klasse gehörigen Diplome enthalten. Das Register folgt derselben chronologischen Ordnung, und weist den Schrank, den Band, und das wievielte Stück des Bandes nach. Jedes einzelne Stück ist besonders in einen Bogen Papier gelegt, worauf zur bequemen Uebersicht das Jahr und der Inhalt geschrieben steht, und mit einem Band umbunden, damit man es herausnehmen könne, ohne die übrigen
in

in Unordnung zu bringen. Im Register ist der Inhalt jedes einzelnen Stücks wiederholt. Die ältesten Diplomen sind vom Anfang des neunten Jahrhunderts. In eben diesen Archiven werden 32 Bände der Werke des berühmten Pirro Ligorio bewahrt, die für eine große Summe aufgekauft sind. Sie enthalten kurze Lebensbeschreibungen der berühmten Männer des Altertums, nebst ihrem Portrait im Profil, sehr gut gezeichnet; alte römische Münzen nebst ihrer Erklärung und andre in die Antiquitäten gehörige Materien. Ein anderer Band enthält Zeichnungen desselben Verfassers, mit der Feder, mit Kreide und mit Tusch, darunter einige recht gute Stücke sind. Die berühmte Handschrift des Laßtanus ist ebenfalls hier, die von Psaf beschrieben ist, dem man den Vorwurf machte, er habe sie erdichtet, weil man sie nicht hier, sondern auf der Universitätsbibliothek suchte. In einem Vorzimmer des Archivs hängen verschiedne Zeichnungen von Raphael und andern. Unter einer hat Raphael mit eigener Hand seinen Namen geschrieben.

Die Universität hat eine gute Bibliothek. Der Katalog der Handschriften ist unter dem Titel gedruckt: *Codices manuscripti bibliothecae regii Taurinensis Athenaei, binas in partes distributi, in quarum prima hebraei et graeci, in altera latini, italici et gallici recensentur, a Josepho Pasino. Taurini. 1749. fol.* Die beste Sammlung der Handschriften ist die griechische, worunter unter andern ein altes Psalterium mit Uncialschrift ist. Die hebräischen Bi-



belhandschriften sind für Kennikot verglichen. Kürzlich hat diese Bibliothek ein kleines Sedezbändchen mit Miniaturzeichnungen auf Pergament von Julius Romanus, erhalten, die vortreflich entworfen und ausgeführt sind.

Das Museum der Universität ist sehr sehenswert, und nächst dem zu Portici in seiner Art eins der besten. Es enthält die in den Ruinen von Industria ausgegrabenen Antiquitäten, kleine Idolen, Opfer- und Hausgeräth, den ersten Tripoden, der gefunden worden ist, silberne Opferschaalen u. s. w. Aber von unschätzbarem Wert ist die egyptische Tafel, die im Tempel der Isis zu Rom gefunden worden ist, und dem Bembo zugehört hat. Sie ist eine große kupferne Tafel, in welche mit gefärbten Metall und mit Silber, Figuren der egyptischen Gottheiten und Vorstellungen der Opferceremonien, nebst hieroglyphischen Zeichen eingelegt sind. Das schönste egyptische Altertum, das uns übrig ist, obgleich wie die übrigen, unerklärbar. Ferner ist in dem Museo eine Mumie, die aber zerfallen ist, und eine kleine Sammlung alter Münzen, worunter verschiedene kufische von Gold und Silber und einige seltene sich befinden.

Das Arsenal, das noch nicht völlig vollendet ist, wird eins der schönsten und stärksten Gebäude, und die innere Einrichtung ist vortreflich. Ein andres großes Gebäude ist das Hospital S. Johannis. Am wenigsten schön sind die turinischen Kirchen und von schlechtem Geschmack. Es scheint, daß die schöne edle Architekt-

tur



tur in Italien immer mehr abnimmt, je weiter man sich von Rom entfernt. In Turin habe ich keine Kirche von besonders guter Bauart gefunden, und eben so wenig vorzügliche Gemälde und Statuen in den Kirchen, obgleich in der Stadt eine Bildhauer- und Malerakademie ist. Den besten Effekt macht noch die Kapelle des S. Sudario, die ganz bis in die Spitze der Kuppel von schwarzem Marmor ist; und am schönsten von Bauart, simpel aber edel, ist die kleine runde Kirche des Hospitals S. Johannis mit freistehenden Säulen.

Ich fand in Turin an dem Abate di Caluso Tommaso Valperga, dem Bruder des jetzigen Bisköfons von Sardinien, einen sehr würdigen und freundschaftlichen Mann. Er ist ein Liebhaber und Kenner der orientalischen Litteratur, besonders ist die Koptische Sprache sein Lieblingsstudium. Er hat eine neue Grammatik dieser Sprache entworfen, die jetzt in der königlichen Druckerei in Parma gedruckt wird, und sich an Neuheit, Vollständigkeit, Ordnung und Präcision vor ihren Vorgängern bei weitem auszeichnet. Die Freundschaft und Gefälligkeit dieses Gelehrten hat mir meinen Aufenthalt in Turin sehr angenehm gemacht.

Die turinsche oder piemontesische Sprache ist einem Ungeübten ganz unverständlich. Sie schneidet die letzten Silben fast von allen Wörtern ab, und ist ein Gemisch von verdorbnem Französischen und Italienschen, doch mehr französisch als italienisch. Es ist angenehm, wenn man von Rom durch Italien nach Frankreich reis-



set, die allmälige Veränderung der Sprache, und ihre Näherung an die französische zu beobachten, die uns auf den gemeinschaftlichen Ursprung dieser beiden Schwefstern zurückführt.

Den 28ten Mai um Mittag reisetete ich von Turin nach Lion. Man bezahlt an den Betturin gewöhnlich vier Schildlouisd'or, Beköstigung und die Ueberfahrt über die Alpen eingerechnet. Von dem Thor Porta Susina führt eine Allee von sechs piemontessischen Meilen, welches neun italiensche oder drei Lieues de France sind, in einer graden Linie nach dem Flecken Rivoli. Bald darauf fängt man an durch das Gebürge zu fahren, und allmällig aufzusteigen. Susa, ein kleiner Ort in den Bergen, ist 22 Meilen von Turin entfernt, und von da bis Novalesa, am Fuß des Berges Senis, sind noch fünf Meilen. Ich kam hier den 29ten um Mittag an. Der Ort ist klein und unansehnlich, aber gefällt wegen seiner angenehmen Lage. Ueberall hört man das Geräusch des Wassers, das von den Bergen in Bächen herabrinnt, und sich in einen reißenden Strom vereinigt. Jedermann spricht hier schon französisch, obgleich die Landessprache noch piemontessisch ist. Nachdem ich mit meinem Reisegefährten zu Mittag geessen hatte, wurden die Veranstaltungen zu unsrer weiteren Reise gemacht, wobei viele Hände beschäftigt waren. Unsrer beiden Koffer wurden auf einen Maulesel, an ieder Seite einer, geladen. Für uns beiden Reisenden und für unsern Fuhrmann wurden drei andre Maulthiere gesattelt. Der Wagen blieb

zurück, aber die Pferde und einige Führer begleiteten uns. In dieser Karavane ritt ich in sehr gutem Wetter um Ein Uhr von Novalesa ab. Die Maulthiere gehen so sicher und kennen den Weg so gut, daß man sich ihnen ohne Führer anvertrauen kann. Sie stolpern nie, und wissen ohne geleitet zu werden, die besten Stellen auszusuchen, wo sie festen Tritt nehmen können. Die Post gibt den Reisenden Pferde, weil sie geschwinde gehen; sie sind auch ziemlich gut gewöhnt, aber nicht so sicher. Ich war etwa eine Stunde an dem steilen Berg in beständigen Krümmungen hinaufgeritten, als aus einem einsamen Hause ein junges Mädchen mir ein Bouquet von Violett und Narzissen überreichte, die auf den Bergen gepflückt waren. Das Geschenk war mir um so angenehmer, da ich in einer Wüste mich befand, wo ich nichts als Schnee und Nebel um mich sah. Es fing an zu regnen, und der Regen verließ uns auf dem ganzen Wege nicht mehr. Einige Augenblicke wichen wir ihm unter einer Halle aus, die zum Schutz gegen die Valanchen gebaut ist, und unter welcher man durchreitet. Valanches nennt man die Schneeklumpen, die sich oben von den Bergen losreißen, im Herabrollen immer mehr Schnee auffassen, und in großen Stücken niederfallen, die die Vorüberreisenden begraben. Der Weg war hier gefährlich, weil er grade unter einer hohen Bergspitze vorbeigeht, und ist daher durch diese Halle gesichert. Bald darauf kamen wir auf die Spitze, wo wir in einem Hause ausruhten, das von dem Kreuze, das zum Wegweiser aufgerichtet ist, la grande



Croix heißt. Von diesem Hause an öfnet sich eine große, einige Meilen lange Ebne, auf welcher sich im Kreise herum andre eben so hohe Berge, als der erste war, erheben, deren beeifete Spitzen sich in den Nebel verlieren. Die ganze Fläche war noch mit Schnee bedekt; nur der Weg war frei. Im Winter muß es gefährlich seyn, wenn der Schnee alles bedekt, und er blos durch einige hin und wieder aufgestellte Kreuze, die auch leicht dem Auge entgehen können, bezeichnet wird. Auf eben dieser Fläche liegt ein See von einer Meile im Umfang, der vortrefliche Forellen nährt, und noch mit Eis bedekt war. Etwa in der Mitte dieser hohen Ebne hat der König von Sardinien ein Haus, das man l'hopital nennt, aufbauen lassen, in welchem man den Reisenden, entweder für Bezahlung, oder umsonst, wenn sie nicht bezahlen können, Erfrischungen reicht und bei schlechtem Wetter die Pilgrime umsonst beherbergt. Der Regen und Nebel nahmen immer zu, und ich sahe kaum 100 Schritt weit. Melancholisch und schauernd war der Anblick der steilen Spitzen vor mir, die theils mit Schnee bedekt, theils in schwarzen Nebelwolken verhüllt waren. Um mich herum war alles weiß von Schnee, und nur an einigen freien Stellen blifte etwas Grün, und etwa ein einsames Blümchen hervor. Der Winter dauret hier neun Monate; nur im Junius, Julius, und August sind die niedrigern Stellen vom Schnee frei, und bringen Gras und Kräuter zur Weide für Schaafse hervor. Man findet hier verschiedne kleine im Winter unbewonte Hütten, worin

in sehr guter und schmackhafter Schaastkase gemacht wird.

Der Herabweg ist steiler und schlechter, aber kürzer als der Aufweg. Abends um sieben Uhr kam ich ganz naß, doch nicht weniger vergnügt, in Lanslebourg an, einem kleinen Flecken am Fuß des Berges. Von Novalesse bis dahin sind zehn piemontesische Meilen, die ich fast in beständigem Regen gemacht hatte. Aber man vergißt des Uebeln bald, und erinnert sich lange des Guten; und ich werde immer mit Vergnügen an diese, wiewol in aller Hinsicht beschwerliche Alpenreise zurückdenken.

Die Damen lassen sich über den Berg in einer Bahre tragen, in welcher in der Mitte frei ein Sessel hängt. Die Preise sind durch ein königliches Manifest bestimmt, und in Novalesse sowol als in Lanslebourg sind Directeurs angesetzt, die die Bezahlung in Empfang nehmen, und die Träger nach ihrer Ordnung ansagen. Jeder Träger erhält im Sommer drei und im Winter viertel halb piemontesische Lire, (neun und ein halb Lire machen einen Species Dukaten,) und die Zahl der Träger ist nach der Stärke der Person, acht, oder sechs, oder vier. Ein Sattelthier kostet im Sommer drittelhalb, im Winter drei Lire, und ein Lastthier einen halben Lire mehr.

Der Flecken Lanslebourg, der letzte, wo noch piemontesisch gesprochen wird, (denn in ganz Savoyen ist die Landessprache französisch,) liegt in einem Thal, das mit Korn bebaut ist. An demselben erhebt sich



eine steile Wand von Felsen und Bergen mit Schnee bedeckt; man hat hier Sommer und Winter auf Einem Blick. — Am folgenden Morgen reiseten wir in einen andern Wagen weiter. War die erste Reise über den Berg Senis etwas beschwerlich, so war die andre desto schöner und angenehmer. Der Weg geht immer zwischen den Alpen fort, und ist der vortreflichste, den man finden kann. Man sieht die Natur in hundert veränderten schönen Gestalten; bald befindet man sich in einer Enge von Bergen eingeschlossen, bald in der Höhe über ein tiefes Thal, in welches mit starkem Geräusch ein Strom herabfällt; dann kommt man unvermuthet in einen schönen schattichten Wald, in welchem das Wasser in kleinen Bächen fortrieselt, die Nachtigall schlägt, und die hohen beschneeten Bergspitzen durch das Grün herverschimmern. An den schönsten Stellen findet man Dörfer und Flecken, und kein Stück Landes, das bearbeitet werden konnte, liegt ungebaut. Der erste Ort, wohin man kommt, ist Termignon. Er liegt sehr tief und wird von einem Strom fast ganz umschlungen. Man sieht ihn zuerst von der Höhe herab, und da macht er einen sehr schönen Anblick. Bald darauf kommt man nach Solieres durch einen immergrünen Wald von Tannen, die am Berge hinaufwachsen. Bis Modane, wo ich den Mittag aß, das nur fünf Lieues von Vanslebourg entfernt ist, hatte ich sieben zum Theil nicht kleine Dörfer gezählt. Ich kam darauf nach S. Andrea, wo fast der ganze Ort, weil es Festtag und Vesperzeit war, sich auf der Straße versammelte.



samlet hatte. Hier ungefehr entspringt der Fluß Lifere, der nach Grenoble geht. Man folgt ihm von seinem ersten Ursprung bis fast zu seiner stärksten Grösse, sieht ihn beständig durch andre Ströme, die sich mit ihm vereinigen, zuwachsen, und hört fast auf dem ganzen Wege das angenehme Getöse des auf den Steinen fortrauschenden Wassers. Etwa zwei Stunden weiter liegt S. Michel, wo die Karren, die aus Frankreich oder Savoyen kommen, ihre Waaren auf Esel abladen, und so weiter durch die Berge nach Italien führen, und der Ort ist daher lebhaft. Mit Vergnügen blieb ich den Abend in S. Jean de Maurienne, wo eine Menge Menschen aus den nahen Orten versamlet war, weil am folgenden Tage daselbst Markt gehalten werden sollte. Es war mir eine Freude, so viele starke und wolgebildete Leute, und alle frölich, bei einander zu sehn. Von Modane bis S. Jean sind sechs Lieues, und ebenfalls sechs von da nach Aiguebelle, einem kleinen Dorf, wo ich den ganzen folgenden Tag wegen des starken Regens verweilen mußte. Hier verläßt man den Fluß Lifere, den man hernach vier Meilen weiter bei der kleinen Stadt Montmelian weit größer wieder findet. Ich blieb hier den Mittag über, und besah die starke, ietzt ganz demolirte Festung, die an der Stadt auf einem Felsen liegt. Sie war unüberwindlich, aber ward durch Verrätherei den Franzosen im Jahr 1692 übergeben. Man entdeckte ihnen den Kanal, der das Wasser nach dem Schloß führte, und nun konnten sie ohne Waffen überwinden. Man liest



unter den Ruinen noch eine Inschrift auf einen tapfern
 Kommendanten der Festung, Charles de Bonvillars,
 vom Jahr 1577. Die Stadt hat alles vereinigt, was
 eine schöne Lage macht. Sie liegt in einem fruchtba-
 ren Thale am Flusse, hat Waldung und Berge und da-
 her Jagd, Fischerei und Wein. Ihr Wein ist stark
 und angenehm; er ist als ein sehr guter Wein bekannt,
 aber läßt sich nicht weit und in Frankreich gar nicht ver-
 schiffen. Von Montmelian bis Chamberi, der
 Hauptstadt in Savoyen, sind zwei starke Meilen. Die
 Stadt hat ein Schloß, und dabei einen artigen Gar-
 ten und Spazziergang. Pont Beauvoisin endlich,
 sechs Meilen weiter, ist die Grenze, die Savoyen und
 Frankreich scheidet. Schon hinter Aiguebelle scheint
 man allmählig aus den Alpen herauszugehn. Das Thal
 erweitert sich immer mehr, und die Berge werden nie-
 driger. Aber noch einmal hinter Chamberi fährt man
 durch einen Berg von Felsen, der einen neuen majestä-
 tischen Anblick gibt, und mit dieser Idee von Größe
 verläßt man die Alpen. Der Berg war vermutlich ge-
 spalten, und in dieser Oefnung hat man einen schmalen
 Weg hindurchgearbeitet. An der Seite erhebt sich in
 fast unerschlicher Höhe an ieder Seite eine Wand von
 auf einander liegenden Felsen, in welchem das Gerassel
 des Wagens mit dumpfen Getöse wiederhallt. Man
 kann hier das Innere der hohen Gebürge kennen ler-
 nen. Am Ende liejet man in Marmor diese wahre
 und nach Verdienst gesetzte Inschrift:



Carolus Emanuel II.

Sabaudiae Dux, Pedem. Princeps, Cypri Rex
Publica felicitate parta, singulorum commodis
Intentus, breviorē securiorēque viam regiam
A natura oclusam, Romanis intentatam, ceteris
desperatam,
Deiectis scopulorum repagulis, aequata montium
iniquitate,
Quae cervicibus imminebant praecipitia pedibus
substernens,
Aeternis populorum commerciis patefecit,
anno MDCLXV.

Pont Beauvoisin ist halb piemontesisch oder savoyisch und halb französisch. Die Grenze ist in der Mitte des Orts, und an der andern Seite ist gleich die Dogane des Königs. Savoyen liegt also ganz zwischen den Alpen, und scheint von dem übrigen Teil der Erde durch die hohen Berge abgesondert zu seyn. Die Luft ist rein und gesund, und beide Geschlechter sind stark, gut gebildet und von lebhafter Gesichtsfarbe. Zugleich habe ich ihren mora'ischen Charakter von einer guten Seite kennen gelernt. Man läßt seinen Wagen mit allem Gepäcke auf der Straße stehn, man hängt seine Reisefleider zum Trocknen am Wege auf, ohne fürchten zu dürfen, daß iemand sie anrühre. Willkürlich, höflich und freundschaftlich habe ich die Savoyarden überall gefunden. — Die Gebürge scheinen Savoyen eine Schutzwehr zu seyn, durch welche die Laster

Æ 5

und



und Korruption der Städte noch nicht völlig hat durchdringen können.

Von Pont Beauvoisin bis La Tour du Pin sind zwei Lieues, und von da über Bourgoine nach Lion neun Lieues. In Bourgoine wird sehr gutes Mehl und Brod gemacht, das man häufig nach Lion führt. Die ganze Reise von Turin nach Lion beträgt $58\frac{1}{2}$ Lieues, oder 117 piemontessische oder ungesehr 175 italiensche Meilen.

Am dritten Junius kam ich in Lion an. Eine ziemlich große, im Ganzen schöne Stadt zwischen der Saone und Rhone, die sich hier vereinigen und in der Nähe kleiner Verge. Sie ist volkreich, lebhaft und arbeitsam. Ueberall findet man Fabriken aller Art, und der Handel blüht. Aber für den Gelehrten, der nach Wissenschaften forscht, ist es nur ein Aufenthalt zur Erholung. Er heitert sich in der Gesellschaft des frohen Volks auf, genießt einer reinen Lust in den schönen Promenaden ienseits der Rhone, und aux tilleuls bei dem großen Ludewigsplatz, und besieht mit lehrreichen Vergnügen die Fabriken von seidnem Stoff, Broderien, Sammet, wollenen Tuch, seidnen Strümpfen u. s. w. Die meisten Straßen sind eng, aber desto schöner ist der Quai du Rhone und die vielen freien Plätze, sonderlich der Platz Ludewigs des Großen, mit seiner Statue von Bronze in der Mitte, ein Platz, dessen Gleichen an Größe ich, wenn mein Augenmaas mich nicht trügt, bisher nicht gesehen habe. Auf dem Platz, der ein länglichtes Viereck macht, steht die Statue in
der



der Mitte, und zwei Fontainen an den Seiten; an den beiden kürzern Seiten des Vierecks ist er von zwei schönen gleichförmig gebauten Pallästen, und an der dritten Seite von der schattigten Allee aux tilleuls eingeschlossen.

Ich bin nur zwei Tage in Lion gewesen, und habe also die Stadt nur im Großen kennen gelernt. Die Lionenser leben mäßig und sind arbeitsam; sie ziehen daher großen Vorteil von der Eitelkeit der Pariser, denen sie neue Moden verschaffen, und von der Thorheit der halben Welt, die Paris nachahmt.

Am sechsten Junius reisete ich mit der Diligence nach Paris ab. Sie ist nur fünf Tage unterwegs, und geht sechsmal die Woche ab, dreimal bis Chalons zu Wasser, und dreimal ganz zu Lande. Man bezahlt für Post und Beköstigung zugleich, hundert Livres, und jedes Pfund, das man über zehn Pfund mit sich führt, mit sechs Sols. Ich reisete bis Chalons auf der Saone, in sehr zahlreicher Gesellschaft. Das Schif wird mit Pferden gezogen und man braucht daher zu diesen 22 Meilen zwei Tage, liegt aber die Nächste über still. Von Chalons bis Paris über Auxerre, Sens und Fontainebleau sind 80 Meilen. Man reisete also durch die zwei Provinzen, Bourgogne und Champagne, die wegen ihrer Weine so berühmt sind, und man trinkt ihn auf der Reise recht gut. Bourgogne ist bergigt und ein fruchtbares Weinland. Die Weinstöcke sind sehr niedrig, und werden an kleine Stützen angebunden. Aber das Erdreich scheint sandig



dig und das Getraide steht fast allenthalben dünn und mager. In Muperre kann man sich wieder embarquiren und für wenig Geld ganz nach Paris in drittehalb Tagen fahren. Der Landweg geht fast immer an der Seite des Wassers weg und wird dadurch angenehmer. Fontainebleau ist ein Flecken, mit einem schönen königlichen Lustschloß, das einige Meilen weit von allen Seiten mit Waldung umgeben ist, worin man das Wild häufig herumlaufen sieht. Man merkt, daß man sich der Hauptstadt nähert, an den zwar nicht häufigen, (wie um Rom) aber prächtigen Landhäusern, wohin gewöhnlich Alleen führen, und man wird eine Meile vor der Stadt von ganzen Schaaren Spazierengehender empfangen.

Am zehnten Junius kam ich in Paris an. Nie bin ich mit so üblen Vorurteilen in eine Stadt getreten, und nie ist meine Erwartung so zum Vorteil der Stadt getäuscht worden. Bei dem ersten Anblick fand ich nichts von allen den Uebeln, die man in Paris mehr als in andern großen Städten gefunden haben will. Die Stadt hat, wie alle volkreiche Städte, viele schmale, aber auch viele breite schöne Straßen, und die Wagen fahren gewöhnlich so langsam, daß man nur bei außerordentlichem Gedränge und sehr großer Unvorsichtigkeit in Gefahr gerathen kann. Ich habe Wien, wo die Wagen in vollem Trott gehen, und die Straßen zum Theil eben so schmal sind, in dieser Hinsicht gefährlicher gefunden. In Paris kommt man gewöhnlich geschwin-
der oder doch eben so geschwind zu Fuß, als in einem
Flas



Fiakre. — Das Gelärm auf den Gassen, Musik, Spiel und Lustbarkeit in allen Straßen und an allen Ecken, macht einen Fremden bei seinem Einzug eher froh, als mißvergnügt, wenn er auch nicht in allen Stücken die Ausgelassenheit der Pariser billigen kann. Nur Ein gegründeter Vorwurf, und vielleicht der gefährlichste, fällt ebenfalls beim ersten Anblick auf. Paris ist die Residenz der Wollust. Indessen reizt und verführt vielleicht das Laster mehr, da, wo es im finstern schleicht und sich in das Kleid der Unschuld verhüllt, als hier, wo es so frech sich öffentlich anbietet. Der Wollüstling bahnt sich allenthalben den Weg, seine Lüste zu befriedigen, und der Jüngling, der seine Unschuld bewahrt hätte, wenn der Versuchungen und Reizungen zum Laster weniger gewesen wären, findet doch auch an kleinern Orten Fallstricke genug, die ihm vielleicht gefährlicher werden können, weil er weniger fürchtet und weniger auf seiner Hut ist.

Die Polizei ist in Paris bei aller Menge von Einwohnern vortreflich. Man ist vielleicht zuweilen zu streng, auch vielleicht zu flüchtig und übereilt im Berdammern: aber diese Strenge ist in einer so volkreichen Stadt notwendig. Man ist allenthalben sicher, auch des Nachts, und selbst in der niedrigen Gesellschaft unzuchtiger Mädchen; es wird oft bei ihnen die Börse, Uhr oder sonst was von Wert vergessen, aber es wird immer zurück gegeben, sobald man es fodert. — Bloss in Ansehung der Reinlichkeit der Stadt scheint die Polizei nachlässig zu seyn. Sie hält nicht mehr, wie vor-

mals



mal's Leute, die seggen, sondern ieder setzt vor seiner Thür, und die Straßen, die wegen der hohen Häuser von sieben Stos. selten von der Sonne beschienen werden, sind auch bei anhaltendem schönen Wetter, sehr schmutzig.

So eng die Stadt bebaut ist, so fehlt es ihr doch nicht an großen königlichen Gärten, und diese werden alle sehr fleißig besucht. Der **Luxenburger Garten**, der **Jardin du Roi**, worin eine schöne Sammlung von Pflanzen und das königliche Naturalienkabinet ist, der **Garten du Palais du Roi**, der aber jetzt verkleinert wird, der **Garten des Tuilleries** und der **Boulevard** sind in der Stadt, oder gränzen an dieselbe. **Les Tuilleries** ist der angenehmste und edelste Spaziergang, und gränzt an einem andern schönen Lustwalde, die **eliseischen Felder**, die nur durch den Königsplatz mit Ludewigs des 15ten Statue in der Mitte getrennt werden. Des Sonntags Abends drängt man sich durch die Menge der Spazierenden beiderlei Geschlechts und zwischen den Reihen Stülen, wo man sich ausruht, zuweilen mit Mühe durch. Der **Boulevard** ist eine Allee, die fast die halbe Stadt umgibt; in der Gegend der Theater, (le Boulevard du temple,) ist sie des Abends gewöhnlich sehr frequent.

Die französischen Schauspiele sind prächtig, aber nicht ohne große Fehler. Auf dem großen französischen Theater werden Lust- und Trauerspiele gegeben, sie sind sehr gut. Man spricht in den Trauerspielen ungemein langsam und drückt den Affekt gut aus; aber man hört



an den meisten Stellen schlecht. Die kleinen Theater, (les varietés amusantes, l'ambigu comique, cet.) sind zum Lachen. Die französische Oper ist über alle meine Erwartung schlecht; wenigstens muß man nicht in Italien gewesen und an den italienschen Gesang gewöhnt seyn, um ihr Geschmak abzugewinnen. Man hört ein beständiges Geschrei, das die Ohren betäubt. Recitative und Arien werden in einem Ton und auf einerlei Art durchgesungen, und man versteht fast kein Wort. Hingegen sind die Dekorazionen, die hundertfältig verändert werden, die prächtigsten und reichsten, die man nur sehen kann, und damit man um so mehr Pracht darin zeigen könne, so läßt man Schlachten und Duelle, Gottheiten, Himmel und Hölle auf der Bühne erscheinen. Die Ballette sind den italienschen vorzuziehen; die Tänzerinnen sind so leicht und so geschwind, daß sie zu schweben scheinen. Die italiensche Oper, die jetzt mit französischen Akteurs besetzt ist, ist im italienschen Geschmak und recht artig. Man gibt kleine Dramen, die ich mit Vergnügen angehört habe.

Außer den Spazziergängen und Theatern vergnügt man sich des Winters im Vauphall, und einen großen Teil des Sommers in der Soire de S. Laurent. Hier werden die kleinen Theater, die sonst am Boulevard sind, (l'ambigu cet.) hin verlegt. Es sind außer dem brillanten Markte allerlei Vergnügungen daselbst, und vorzüglich zieht die Redoute Chinoise viele Menschen hin. Dies ist ein großes chinesisches Haus mit einem Garten, worin chinesische und andre
Spie



Spiele gegeben werden. Man schwingt sich in hängenden Stülen; fährt nach chinesischer Art um eine Walze auf Sesseln herum, und fängt im Fahren kleine an einem Baum gehängte Ringe auf; man schießt nach der Scheibe; und im Saal wird getanzt. Alle diese Vergnügungen hat man frei, wenn man die Entree bezahlt, die nur 36 Sous gilt. Man sieht hier alle Mädchen aus der Stadt, die in Paris bei keiner Ergözllichkeit fehlen. Ein edleres Vergnügen waren die Versammlungen im Kolisee, einem prächtigen Gebäude in den eliseischen Feldern, das aber zu flüchtig gebaut war, und jetzt einfällt. — Es sind Privatleute, die diese Einrichtungen unternehmen, und so thätig für das Vergnügen ihrer Mitbürger sorgen.

Die beständigen Vergnügungen, wozu noch oft brillante Gelegenheitsfeste kommen, ziehen die Fremden nach Paris; man findet die Stadt nicht schön und man verweilt doch in ihr mit Vergnügen und weigert sich, sie zu verlassen.

Die Gegenden um Paris sind, so viel ich sie kenne, sehr schön. Ueberall findet man Lusthäuser und schöne Gärten. Im englischen Geschmak ist der einzige Garten des Herzogs von Chartres in der Vorstadt S. Honoré angelegt, und ein Muster eines schönen Gartens. Die schöne Natur ist durch Kunst so vollkommen nachgeahmt, daß man sich in eliseischen Gefilden zu befinden glaubt. Und in diesen schönen Lagen und immer veränderten Aussichten sind kleine, wie von der Natur angelegte Wälder, Ruinen alter Tempel,



pel, Grotten und kleine Zelte und Lusthäuser. Unter langen mit Glas bedeckten Hallen hat man den Sommer mitten im Winter. Man geht hier bei der stärksten Kälte unter allerlei Blumen und Früchten in gemäßigter Wärme; des Abends werden diese Hallen erleuchtet, und hin und wieder sind kleine Zimmer. Uebersall hat die Kunst sich bestrebt, diesen Garten zu einem der wollüstigsten Aufenthalte zu machen.

Was Gelehrsamkeit in Paris betrifft: so enthalten zwar die Bibliotheken, außer der königlichen, sehr wenig vorzügliches, und sind mit den römischen im Ganzen gar nicht zu vergleichen: aber so wie man in Rom in der stummen Gesellschaft alter Handschriften und Bücher lernt, so kann man es in Paris in dem Umgange mit Gelehrten. Rom würde also für die Gelehrsamkeit die erste Stadt in der Welt seyn können, wenn ihre Einwohner Lust hätten, ihre Schätze zu benutzen und sich mit solchem Eifer auf die Wissenschaften und Lectüre legten, als die Franzosen.

Unter den parisischen Bibliotheken ist die königliche Bibliothek unstreitig nicht nur die größte, sondern auch die merkwürdigste; aber daß sie die vorzüglichste in Europa seyn sollte, bezweifle ich sehr, und muß wenigstens der Vatikansbibliothek in Rom vor ihr den Vorzug geben; nur mit dem Unterschied, daß die Schätze der parisischen weit mehr genutzt worden sind, als der Vatikansbibliothek, die der Römer zum Theil selbst nicht kennt, und also vielleicht die parisische größere und allgemeinere Verdienste für Gelehrsamkeit gehabt

D

hat,



hat, als jene weniger besuchte und weniger gebrauchte bisher haben konnte. Die Pariser königliche Bibliothek ist durch sehr viele Veränderungen zu der Größe angewachsen, die sie jetzt hat. Verschiedne Könige vor dem vierzehnten Jahrhundert hatten Bibliotheken, die aber nach ihrem Tode zerstreut oder verkauft zu werden pflegten. Karl der Große befahl im Testament, daß seine Büchersammlung verkauft, und das Geld an die Armen ausgeteilt werden sollte. S. Louis, der so viele gute Werke abschreiben ließ, und zu seiner Zeit eine der besten Bibliotheken hatte, vermachte sie seinen vier Lieblingsklöstern, den Dominikanern und Franciskanern in Paris, der Abtei von Royaumont und den Dominikanern von Compiègne. Philip der Schöne schenkte seine Bücher an verschiedene Privatpersonen und seine drei Söhne folgten seinem Beispiel. Philip von Valois schätzte weder Wissenschaften noch Gelehrte. Nach dem 14ten Jahrhundert ward also erst eine königliche Bibliothek gestiftet, in dem Sinn, daß sie zu den Meublen der Krone gehören, und zum öffentlichen Gebrauch freistehen sollte. Sie hatte einen sehr kleinen Anfang. Nur aus acht bis zehn Bänden bestand sie unter dem König Johann. Karl der sechste brachte sie schon über 900 und übergab sie der Aufsicht seines Kammerdieners Gilles Mallet, der sie im Louvre aufstellte. Das Verzeichniß davon ist noch jetzt vorhanden. Aber Karl der sechste nahm viele Bände heraus, die nicht wieder zurückkamen, und der Herzog von Anjou und einige andre Prinzen eigneten sich

die



die zu, die sie geliehet hatten; dieser Verlust konnte durch den neuen Zukauf nicht ersetzt werden. Unter dem unglücklichen Karl dem siebenten ward der Ueberrest für 1200 Livres an den Duc de Berfort verkauft. Ludwig der neunte samlete, was von der Bibliothek noch hin und wieder zerstreut war, und ward durch die Erfindung der Buchdruckerkunst in den Stand gesetzt, sie ziemlich zu vermehren. Er erhielt die Bücher seines Bruders, Charles de France, und vermutlich auch der Herzöge von Bourgogne, deren Herzogtum er mit der Krone vereinigte. Nach der Eroberung des Königreichs Neapel brachte Karl der achte die Bücher des Königs zu Neapel in die Bibliothek. Um diese Zeit legten Karl von Orleans und sein Bruder, Johann Graf von Angouleme, nach ihrer Rückkehr aus England zu Blois und Angouleme Büchersammlungen an, die ebenfalls nachher mit der königlichen Bibliothek vereinigt wurden. Ludwig der zwölfte erhielt außer den Büchern des berühmten Petrarca die Sammlungen der Herzöge von Mailand, Visconti und Esforza. Franz der erste, der Vater der Wissenschaften in Frankreich, legte zu Fontainebleau eine Bibliothek an, mit welcher er gleich die zu Blois vereinigte, die damals ungefehr 1890 Bände enthielt, worunter 38 griechische Handschriften, die Lascari von Neapel gebracht hatte, und nur 109 gedruckte Bücher waren. Er war der erste und der einzige, der Gelehrte nach dem Orient schickte, um griechische und morgenländische Handschriften aufzukaufen, und erhielt ungefehr 500 Bände.



Auch die Bibliothek der Prinzen des Hauses Bourbon verband er mit der seinigen, und setzte Wilhelm Budée zum Aufseher. Schon 1556 gab Heinrich der zweite den Befehl, daß alle Buchhändler den königlichen Bibliotheken von den Büchern, die sie druckten, ein Exemplar auf Pergament, gebunden liefern sollten. Heinrich der vierte verlegte 1595 die Bibliothek von Fontainebleau nach Paris ins College de Clermont, das durch die Vertreibung der Jesuiten frei geworden war, und nach ihrem Rückruf 1604 zu den Franciskanern, unter der Aufsicht Isaaks Casaubon. Die Bibliothek der Katharine von Medici, die aus 600 Handschriften bestand, ward mit ihr vereinigt. So wenig Geschmack Ludwig der dreizehnte an den Wissenschaften hatte, und so sehr seine Regierung durch Kriege beunruhigt war, so erhielt doch die Bibliothek durch etwa 400 griechische und lateinische Handschriften, die Philip Hurault, Bischof von Chartres, nachgelassen hatte, einen guten Zuwachs. Im Jahr 1661 waren ungefehr 16,700 Bände zusammen. Ludwig dem vierzehnten war es aufbehalten, unter der Sorgfalt des würdigen Ministers Colbert, sie glänzender als alle seine Vorgänger zu machen. Nach Colberts Tode enthielt sie schon über 70,000 Bände. Der Abt Bignon gab ihr 1718 eine neue Einrichtung, und verteilte sie in vier Teile, deren ieder einen besondern Aufseher erhielt, Bücher, Handschriften, Kabinet von Genealogien und Kupferstücke. Verschiedne Sammlungen von Handschriften, 800 chinesische Bücher und nachher eine zweite noch



noch größere Anzahl wurden für den König gekauft. Ludwig der funfzehnte fand alles vorbereitet, um noch mehr zu thun. Er errichtete zu Konstantinopel die Anstalt, daß einige junge Leute zum Abschreiben und Uebersetzen türkischer und persischer Bücher gehalten wurden, und man hat seitdem eine große Sammlung Uebersetzungen daher erhalten. Kurz, er verdiente die Medaille, die die Akademie der schönen Künste und Wissenschaften ihm mit seinem Brustbild und mit dieser Aufschrift weihte:

QVOD
BONO REIPVBLICAE
LITTER. CONSVLVIT
BIBLIOTHECA REGIA
X. MILLIB. CODD.
MSS. AVCTA
M. DCC. XXXII.

Auch nachher und in neuern Zeiten ist die Bibliothek gewiß nicht vergessen *).

Dieser kurze Abriss einer Geschichte der königlichen Bibliothek kann einen Begriff von ihrer Größe machen, und sie enthält allerdings sehr merkwürdige Stücke, und unter den orientalischen Handschriften verschiedene, sehr wichtige, größtenteils historischen Inhalts. Indessen ist es doch sehr begreiflich, daß sie der Vatikansbibliothek in Rücksicht auf Handschriften und alte Bücher sehr nachstehen müsse, wenn man bedenkt,

D 3 um

*) Man lese hiebei nach: Essai historique sur la Bibliothèque du Roi, à Paris, 1782. in 12.



um wie viel die letztere älter ist, wie viele Reisen für sie gemacht sind, und wie viel Macht die Päbste vor allen andern Fürsten hatten, die kostbarsten Sachen aus den alten Klöstern in Europa sowol als im Orient zu entführen.

Außer dieser königlichen Bibliothek sind aber die andern öffentlichen parisischen Bibliotheken von wenig vorzüglicher Bedeutung. Das Kollege Nazarin hat alle seine Handschriften der königlichen Bibliothek gegeben; S. Genevieve hat nichts und die berühmte Bibliothek S. Germain des Prés wenig von besonderer Wichtigkeit oder Seltenheit. Die Mönche de l'Oratoire haben eine ziemliche Sammlung arabischer und hebräischer Handschriften. Die Bibliothek zu S. Victor ist schon zehn Jahre wegen eines neuen Baues verschlossen. — Die übrigen Sammlungen sind noch unbedeutender, aber fast überall geht man gewisse Tage frei hin zu studiren, und es kann also, da alle Bibliotheken so frei offen stehen, und so viel besucht werden, nicht leicht ein Buch existiren, das man in Paris nicht auffinden sollte. — Ich schätze die Bibliotheken nach den Handschriften, und eigentlich nach den orientalischen; mit der Beschaffenheit der Handschriften in andern Sprachen bin ich zu wenig bekannt, um darüber einigermaßen mit Zuverlässigkeit urtheilen zu können, und unter den orientalischen fand ich wenige, die mir Genüge thaten.

Ich kenne die Universität in Paris und die Sorbonne nicht; eben so wenig die eigentliche Einrichtung
des



des Kollege Royal; meine Zeit war zu eingeschränkt, um mich damit bekannt zu machen. Aber ich habe verschiedne der gelehrten Gesellschaften besucht. Die Akademie der Inschriften, die wöchentlich zweimal, des Dienstags und Freitags Nachmittags, ihre Versammlungen im Louvre hält, ist die angesehenste, aber zugleich auch die stolzeste. Ich kannte viele der Mitglieder ganz genau, überreichte der Akademie einige meiner Schriften, die sie sehr höflich annahm; aber ich konnte doch nicht die Erlaubniß erhalten, einer ihrer Versammlungen beizuwonen. Die Mitglieder sind theils Ehrenmitglieder, und das ist eine Ehre, die man großen Herren erzeigt, theils vom König salarirte ordentliche Mitglieder, theils associés. Die Akademie der Wissenschaften hält ebenfalls ihre Versammlungen im Louvre. Ihre Mitglieder bestehen aus salarirten, aus associés und aus auswärtigen Korrespondenten, deren eine große Anzahl ist. Die Versammlung dauert nur eine gute Stunde. Einer oder zwei lesen ihre Aufsätze vor, und darüber wird gesprochen, und zuweilen im eigentlichen Verstande disputirt. Die Aufsätze werden hernach gedruckt, wie die der Akademie der Inschriften. Jedesmal wenn die Versammlung geendigt ist, wird den ordentlichen Mitgliedern das bestimmte Geld ihres Salärs ausgeteilt. Ebenfalls im Louvre hält die Akademie der Maler: Bildhauer: und Baukunst ihre Zusammenkünfte, und sie hat auch ihre Modellschule und Gallerie daselbst. Ebendasselbst kommt die Akademie françoise zusammen, die die Reinigkeit



und Bervollkommung der französischen Sprache zum Zweck hat. Im Hotel de Genlis ist eine neue Akademie, unter dem Namen, *le Musée de Paris*, gestiftet, die schon zahlreich genug ist, aber viele unwürdige und unordentliche Mitglieder zu haben scheint. Ihr Präses ist sehr berühmt, und ein Mann von vielem Geist, Herr de Gebelin. Herr de Blancherie hat eine allgemeine *Academie de Correspondance* errichtet, die ihrem Plan nach sehr artig ist. Alle Gelehrte und alle Künstler haben in derselben Zutritt, und sollen durch die allgemeine Korrespondenz, die der Stifter auszurichten sucht, von allem, was sich auswärts in ihrem Fache merkwürdiges zuträgt, unterrichtet werden. Zugleich stellen die Künstler ihre Werke da auf, um sie bekannt zu machen. Eine besondere Akademie der Dichter, deren in Rom und in Italien manche sind, ist in Paris nicht. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß die gelehrten Gesellschaften in Paris mehr durch ihre Schriften unterrichten, als in ihren Versammlungen.

Herr Court de Gebelin hat sich durch den großen Plan bekannt gemacht, alle Sprachen auf eine einzige und alle Grammatiken auf eine allgemeine zu reduciren. Er hat sein Werk überschrieben: *Le monde primitif comparé avec le monde moderne*, und schon acht Quartbände mit vieler Geduld vollendet. Er erklärt hierin alle Wörter ieder Sprache etymologisch aus seiner sich gemachten Ursprache, und baut auf diesen Grund ganz neue Hypothesen auf. Er ist sehr besprochen worden, aber er glaubt sich hinreichend verteidigt



digst zu haben, und fährt in seiner Arbeit fort. Seine Etymologien sind oft wahr, oder wenigstens wahrscheinlich und der Sache angemessen; aber die meiste Zeit scheint er mir mit seiner Einbildungskraft auszuschweifen. Er bildet sich gewisse Urwörter, die alle einsilbig sind, und diese Urwörter trägt er in verschiedenen analogen Bedeutungen in alle Sprachen über. So z. B. verfährt er mit dem hebräischen Worte Bahal, (בָּהַל) das er bel ausspricht. Er findet es in velox und seinen derivatis, in velites, volo, volucris und den übrigen Wörtern dieser Wurzel, in flocus, flocifacio, u. s. f. bei den Griechen in βελος, βελενος, βελων, u. s. w. bei den Arabern in balaz, (fliehen,) balk, (geschwinde gehn,) abelas (bestürzt seyn,) in blesch, (schnell fortrücken,) bali (Traurigkeit,) ferner im Angelsächsischen fla, Englischen flits, im Deutschen Flitschpfeil, und französischen flêche, sogar im Deutschen Flug, Flügel, flugs, Fleiß, Floh u. s. w. und schaft daraus sein Urwort, bel, vel, ble, fle, das einen Pfeil bedeuten, und demnächst den Begriff der Geschwindigkeit, des Fleißes, der Flucht, der Bestürzung andeuten soll. Auf solche Weise bildet er sich seine Ursprache, und aus der derivirt er nun alles. Indessen, so wenige Gelehrte auch mit diesen Etymologien zufrieden seyn möchten, so sind doch in seinen Werken manche nützliche Entdeckungen, und hin und wieder gute philosophische Bemerkungen über den Ursprung der Sprachen, und seine Schreibart ist lebhaft und mun-



ter: kurz, man liest ihn, des Paradoxen ungeachtet, mit Vergnügen.

Herr de Guignes, der die schöne Geschichte der Hunnen geschrieben hat, und vielleicht der einzige in Europa ist, der die chinesische Sprache versteht, hat eine eben so neue und auffallende Entdeckung gemacht, die aber noch nicht öffentlich bekannt geworden ist. Er entwickelt die chinesische Schrift, und findet sie aus orientalischen Buchstaben zusammen gesetzt, die freilich ein eignes Alphabet ausmachen, das aber bald dieser, bald einer andern morgenländischen Schrift ähnlicher ist: es ist also freilich, wenn man will, ein morgenländisches Alphabet, aber aus allen morgenländischen Schriften zusammen gesetzt, kurz, ein Alphabet, das freilich morgenländisch genug aussieht, aber das de Guignes selbst geschaffen hat. Er geht so alle Schlüssel und Charaktere der chinesischen Sprache durch, die er in der Form in Kupfer gestochen liefern will, wie er sie in den ältesten Büchern gefunden hat. Jeder dieser Charaktere, sagt er, sei eine Masse orientalischer Buchstaben, die zusammengesetzt in den orientalischen Sprachen denselben Gegenstand bezeichneten, den das chinesische Wort, das man mit diesem Zeichen verbindet, ausdrücke. Die Chineser wären also auf folgende Art zu ihrer seltsamen Schrift gekommen: sie hätten von den Morgenländern nicht die Buchstaben, sondern die ganzen Wörter genommen, ein jedes dieser Wörter zu einer einzelnen Figur vereinigt, und ihr dann in ihrer Sprache dieselbe Bedeutung gegeben, die es in jenen

Spra,



Sprachen hatte. Diese Figuren wären nun freilich allmählig verstellt und zuletzt so unkenntlich geworden, daß man von ihrem Ursprung kaum eine Spur entdecken könne, aber in der ältesten Schrift sei diese Ähnlichkeit noch sichtbar. Dabei ist Herr de Guignes seiner Sache so gewiß, daß er behauptet, wenn man nur richtiger geschriebne alte chinesische Denkmäler fände, so müßte man sie wie eine morgenländische Sprache lesen und verstehen können, ohne ein Wort chinesisch zu wissen. — Diese Analyse der chinesischen Schriftzüge macht einen guten Folioband im Manuscript: weit gemeinnütziger und wichtig für die Geschichte werden aber zwei andre Bände seyn, die er ihnen vorsetzen will und worin er die Geschichte der Chinesen und ihrer Religion abgehandelt hat, aus den Handschriften der königlichen Bibliothek gezogen. Das Werk ist ganz fertig, bis zur letzten Hand, und seine Ausgabe wäre sehr zu wünschen.

Herr Abbee de l'Épee, ein 70jähriger artiger Mann hat sich durch Errichtung einer sehr nützlichen Stiftung, der Schule der Stummen, bekannt gemacht. Die Taub- und Stummgebornen lernen von ihm durch Zeichen ihre Gedanken ausdrücken, und mit einander umgehn; sie werden durch diese Zeichen in der Religion, Philosophie u. s. w. unterrichtet, und sie lesen und schreiben. Ich wonte einer seiner öffentlichen Lectiōnen mit vielem Vergnügen bei. Er zeigte, auf welche Art er durch Zeichen mit ihnen redete; z. B. um ihnen die Idee des Lebens beizubringen, nimmt er ein Buch in die Hand, geht damit die Stube auf, und
zeigt



zeigt es anfänglich beständig vor, gibt es dann an einen der Zöglinge ab, und weist seine leere Hand; daraus entsteht dann ein kürzeres Zeichen, die Hervorstreckung der Hand. Lieben bezeichnet er dadurch, daß er zweimal seine Hand küßt, und sie zweimal an die Brust schlägt. Diese Zeichen sind untrüglich. Aber unendlich schwerer ist's, durch Zeichen die nomina und verba, und die verschiedenen casus und modos u. s. w. anzudeuten, und moralische oder metaphysische Gegenstände auszudrücken. Zum Beweis, daß er in der Erfindung solcher Zeichen nicht weniger glücklich gewesen, machte er einem seiner Zöglinge ein Zeichen von Glauben, und dieser zergliederte den Begriff also und schrieb, je dis oui avec l'esprit; je dis oui avec la bouche; je dis oui avec le coeur: mais je ne vois pas de mes yeux. Das Zeichen, womit er diesen Begriff des Glaubens andeutete, bestand darin: er legte die Hand an die Stirn, auf den Mund und an die Brust, und sodann bewegte er sie, (zum Zeichen des Verneinens) einigemal vor den Augen. Wird ein anderes Zeichen hinzugesetzt, das Aufweisen mit der Hand gen Himmel, so bedeutet das den Glauben an Gott. Hingegen, jemand sagt mir, er sei in Versailles gewesen; ich kenne ihn als einen christlichen und wahrhaften Mann, aber ich will ihm doch dies nicht glauben: so mache ich das obige Zeichen vor der Stirn und vor dem Mund, aber nicht weiter, sondern gleich das Zeichen der Verneinung vor dem Herzen. Es ist schwer, diese Zeichen zu beschreiben, aber man



man muß sie verstehn, wenn man sie von dem Lehrer machen sieht. — Wenn der Zögling den Begriff der Sache, die das Zeichen andeutet, gefaßt hat, so lerne er alle derivata und alle Flexionen dieses Wortes gleichfalls an Zeichen. Das Substantiv wird also bezeichnet: man legt den Zeigefinger der linken Hand kreuzweis über den Zeigefinger der rechten. Das Adjektiv, man legt die rechte Hand flach auf die linke. Das Adverbium, man schlägt die rechte Hand an seine Seite nieder, weil sich so das Adverbium an das Verbum anschließt, wie die Hand an die Hüfte. In den Verbis wird das Passiv durch ein ruhiges Niedersetzen auf einen Stuhl angedeutet, bei dem kein Glied sich bewegt. Das Präsens, man schlägt mit den beiden flachen Händen auf den Tisch. Das Präteritum, man schlägt die Hand zurück auf die Brust. Das dreifache Präteritum der Franzosen also durch ein einfaches oder gedoppeltes oder dreifaches Zurückschlagen. Das Futurum durch die Fortstößung der Hand. Z. B. ich habe geliebt wird durch folgende Zeichen ausgedrückt: Man zeigt auf sich, das Ich bedeutet, macht das Zeichen des Liebens, und schlägt mit der Hand zurück. Ich bin geliebt worden: Man weiset an seine Brust, macht das Zeichen des Liebens, schlägt die Hand zurück, und setzt sich dann unbeweglich und passiv nieder, oder steht auf und setzt sich, wenn man vorher saß, oder läßt bloß die Hände fallen. Die Konjunktive und Optative sind schwer auszudrücken, und ich besinne mich nicht mehr der Zeichen. Indessen ist die Lection, der ich zuhörte,

eine



eine der leichtesten. Taube und Stumme geben genau auf Zeichen Acht, und geben durch Zeichen ihre Wünsche zu erkennen, ohne es gelernt zu haben. Ueber alle Begriffe muß es schwer seyn, sie lesen und schreiben zu lehren. Einem Tauben, der von einem Laut keinen Begriff hat, den Laut durch Charaktere ausdrücken zu lehren, Buchstaben, Silben, Wörter ihn schreiben zu lassen, und durch Zeichen ihm beizubringen, in welcher Verbindung die Schrift mit den Ideen steht, das ist nach meiner Einsicht eine Arbeit, die unendlich viele Mühe und unglaubliche Geduld kostet. Daß Herr de l'Epée es möglich gemacht hat, habe ich gesehen. Ein Stummer nahm ein Buch, diktirte einem andern Tauben und Stummen das in dem Buch geschriebne durch Zeichen, und dieser schrieb die diktirten Wörter und Sachen, in französischer zierlicher Schrift, recht und verkehrt, mit gleicher Geläufigkeit auf die Tafel. Die untrügliche Probe war die Vergleichung des gedruckten Buchs mit der Handschrift des Stummen. — Herr l'Epée gibt diesen Unterricht auch umsonst an Dürstige, und ist sehr freundschaftlich gegen Fremde, die ihn besuchen. Zweimal die Woche, Dienstags und Freitags, von 11 bis 12 Uhr, gibt er öffentliche Lektion.

Am 23ten Junius reisete ich von Paris ab, über Piccardie und Enegaul nach Amsterdam. Von Paris bis Valenciennes, der lezten französischen Stadt, sind 60, und von da bis Bruxelles 20 Lieues. So weit reisete ich mit der Dilligence von Paris, darin der Plaz 55 Livres kostet. Die Provinz Piccardie, über welche
der



der Weg geht, ist an Korn fruchtbar, aber sie gibt keinen Wein. Peronne ist auf dieser Reise vielleicht der merkwürdigste Ort, 33 Meilen von Paris. Sie ist eine starke Festung, die ganz unter Wasser gesetzt werden kann, und niemals erobert worden ist, daher sie la pucelle heißt. Zehn Meilen weiter ist Cambray und noch sieben davon, Valenciennes. Die Kornfelder scheinen mir hier noch fruchtbarer zu seyn, und ich habe sie nirgend in Frankreich so schön und reich gesehn. Die Landstraße ist angenehm, und mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, die ihr Schatten geben. An der Grenze von Frankreich muß man einen französischen Paß aufweisen, ohne welchen man nicht durchgelassen wird. Man wird hier und noch schärfer beim Eintritt in das kaiserliche Gebiet visitirt. Im kaiserlichen Enegaul ist Mons die Hauptstadt, sieben Meilen von Valenciennes. Auch diese Provinz ist sehr fruchtbar an Getraide und überdas machen die Steinkolengruben eine ergiebige Quelle des Reichthums der Einwohner aus. Wer eine gute Ader trift, soll in wenig Jahren ein reicher Mann werden. Aber das Weinland hat aufgehört. Das Klima ist hier schon zu kalt und man behilft sich mit gutem einheimischen Bier oder trinkt fremden Wein, der sehr theuer bezahlt wird.

Acht Meilen von Brüssel liegt Antwerpen, eine große schöne Stadt, nicht durch wolgebaute Häuser, aber durch ihre Sauberkeit, durch ihre breiten, graden und reinen Straßen, und durch ihre angenehme Lage an der Schelde. Aber sie ist sehr todt und einsam.



Ich machte diese kleine Reise in einer Schuyte auf dem Kanal und fand sie angenehmer, als die Reisen in Holland mit Schuyten. Die Barke ist weit schöner, geräumiger, als die holländischen und die Gesellschaft besser. Von Antwerpen bis Mordyk, 13 Lieues, geht wieder eine Diligence, und von Mordyk kann man auf der Maas noch Rotterdam, (sechs Lieues) segeln. Alle Wege sind in Holland gedämmt, und die Häuser liegen tiefer hinter dem Damm. Man fährt auf der Maas Dordrecht vorbei, das sehr angenehm dicht am Fluß liegt. Rotterdam ist schön in demselben Verstande, als Antwerpen. Es ist ganz mit Kanälen durchkreuzt, an welchen fast durchgehends Bäume gepflanzt sind. Die Schiffe kommen von dem Meer auf der Maas nach der Stadt. Am Hafen hat sie ihrem unsterblichen Bürger, Desiderius Erasmus, eine Statue von Bronze aufgerichtet. Er hält ein Buch in der Hand, und der gemeine Mann nennt die Statue, den latynschen Karl.

Von Rotterdam fuhr ich mit einer Schuyte nach dem Haag, und von da über Leiden und Harlem nach Amsterdam. Diese Reise auf den Kanälen ist im Anfang sehr angenehm, aber sie macht mit der Zeit Langeweile. Man sieht an beiden Seiten in beständiger Abwechselung die schönsten fruchtbarsten Viehweiden, schöne saubere Dörfer, Landhäuser und Gärten: aber man geht langsam.

Wie auffallend ist der Unterschied des Charakters der Holländer und Franzosen! In diesen Schuyten hört man



man in einer Gesellschaft von 20 und mehr Personen, beiderlei Geschlechts, zuweilen in ganzen Stunden kein Wort, und fast niemals einen Scherz. Die Männer beschäftigen sich mit Tobakrauchen, das Frauenzimmer mit Handarbeit. Würde ein junges französisches Mädchen nur fünf Minuten ohne zu schwatzen und zu scherzen zubringen können? und ein junger Franzos so gelassen neben ihr sitzen?

Haag ist ein kleiner Ort, und wie alle holländische Städte außer Amsterdam, todt und stille. Ich besah den fürstlichen Pallast und alle verschiedne Gerichtsstuben. Mit besonderm Vergnügen sah ich die Arbeiten der Prinzessin, ganze Zimmer mit seidnen gestickten Umhängen von ihrer Hand, bekleidet, und vorzüglich eine recht schöne Zeichnung, die sie neulich gemacht hatte.

Leiden hat mir sehr wohl gefallen, und war mir wegen der vortreflichen Bibliothek doppelt angenehm. Es ist Schade, daß sie eine ihr so wenig angemessne Stelle über der englischen Kirche hat, wo sie in einem sehr engen und unbequemen Raum eingeschlossen ist. Aber man denkt daran, ihr einen schönern Platz anzuweisen. Ihre schönsten morgenländischen Handschriften hat der gelehrte Golius im Orient mit Auswal aufgekauft. Eine eben so wichtige Sammlung von Manuscripten hat sie von der Königin Christine in Schweden



für 30,000 Gulden angekauft, die die Königin von Vossius hatte sammeln lassen und hernach nicht bezahlen konnte oder wollte. Die übrigen Stücke sind größtentheils Legate, worunter das Legat von Levin Warner sich vorzüglich auszeichnet. Das Verzeichniß der Bibliothek ist unter folgendem Titel gedruckt: *Catalogus librorum, tam impressorum, quam manuscriptorum Bibliothecae publicae Universitatis Lugduno-Batavae*. Lugduni B. 1716. fol. Eiusdem supplementum 1741. — Unter den Professoren haben sich Runkenus in der Philologie und griechischen Literatur und Schultens in den morgenländischen Sprachen berühmt gemacht. Die Zahl der Studirenden ist etwa 400, und die Universität ist die frequenteste im Lande, und die einzige, die nach deutschem Fuß eingerichtet ist, und ihre eigne Gerichtsbarkeit hat. — Ich kenne kein Land, das verhältnismäßig mehr hohe Schulen hat, und also mehr Gelehrte hervorbringen könnte, als Holland. In einem Lande von solchem Umfang, fünf Universitäten, Leiden, Utrecht, Harderwyk, Franeker und Gröningen, wovon die beiden ersten doch 400 und 300 Studenten, die andern mehr oder weniger als 100 haben, und dann das Gymnasium zu Amsterdam, wo die Schüler ebenfalls, wenn sie wollen, ihre Studien vollenden können. Die Leidner Akademie hat ihren botanischen Garten, und ein Naturalienkabinet, das aber bei weitem nicht dem vortreflichen und sehr sehenswerthem Kabinet in dem Haag gleich kommt. Die

Kol:



Kollegia werden lateinisch gelesen: aber ein übler Gebrauch ist, daß beinahe, wenn man alles zusammenschon rechnet, halbjährige Ferien gegeben werden. Den Professoren bezahlt man nicht einzelne Kollegia, sondern beim Abschied von der Akademie für den ganzen Cursus, und da hat man denn das Recht, in alle Kollegia des Professors zu kommen. Die Stadt ist groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt, und die Gegenden und Promenaden um die Stadt sind sehr angenehm.

Die Stadt Amsterdam hat viel Ähnlichkeit mit Venedig. Sie ist im Sumpfe auf eingerammten Pfählen und Bäumen gebaut, und ganz mit Kanälen durchkreuzt. Nur sind zugleich an der Seite der Kanäle breite Straßen für die Fuhrn, die in Venedig fehlen. Das Rathhaus, das eins der schönsten, prächtigsten und kostbarsten Gebäude ist, ruht auf 13,659 Mastbäumen. Inwendig ist es mit Marmor bekleidet, und vorzüglich hat der große Saal ein schönes majestätisches Ansehen.

Es läßt sich sehr gut in Amsterdam wohnen, besonders wenn man ein Freund der Schiffart ist. Fast alle Straßen liegen an Kanälen, die nicht wie die Venezianischen, niedrige übelduftende Abgründe sind, sondern worauf ziemlich große Schiffe hin und her fahren. Man überseht also aus seinem Zimmer den Kanal und zwei Straßen an beiden Seiten desselben. Dazu fin-



det man in der ganzen Stadt, sowol in den Straßen als in den Häusern die größte, oft etwas übertriebne Reinlichkeit, die in den meisten großen Städten vernachlässigt wird. — So bald man aus der Stadt kommt, hat man allenthalben die schönsten reichsten Dörfer, deren gleichen man gewis nirgend findet, das fruchtbarste Land und die angenehmsten Gegenden. Nordholland muß jeden Reisenden in Verwunderung setzen, auf den die Schönheiten der Natur einen Eindruck machen können.

Von Amsterdam machte ich eine Lustreise nach den Gegenden um Utrecht. Diese Reise ist unter allen, die man mit Schuyten macht, die angenehmste und unterhaltendste, weil die reichsten Einwohner an diesem Wege ihre Landhäuser angelegt haben. Utrecht ist eine alte, ziemlich große Stadt, von wenigeren Kanälen durchschnitten, als andre Städte in Holland. Die Universität hat 300 bis 350 Schüler, ein anatomisches Theater, einen guten botanischen Garten, aber die Bibliothek ist unansehnlich und klein. Im akademischen Gebäude steht auf einem eignen Saal das Modell vom Salomonschen Tempel, das der ehemalige Professor Will verfertigen ließ. Es ist ziemlich groß, sehr gut von Holz gearbeitet, und mit allen Geräthschaften versehen: aber daß der Plan richtig sey, ist wol eher zu bezweifeln, als zu glauben. Indessen kann man sich hier von dem ungeheuren und prächtigen Gebäus-



bäude einen Begriff machen. Der Bibliothekar, Professor Rau, hat dazu den Schlüssel.

Ein paar kleine Stunden von Utrecht liegt das Dorf Zeist, in der angenehmsten Gegend von Holland, das durch das daselbst im Jahr 1748 gestiftete Etablissement der Herrnhuter merkwürdig geworden ist. Die Häuser sind in einem weitläufigem Quadrat gebaut, das nach der Anlage noch nicht ganz vollendet ist, und schließen einen großen mit Bäumen und Alleen bepflanzten Platz ein. An einer Seite ist in der Mitte die Kirche, die sich äußerlich von einem andern Hause nicht unterscheidet und an den beiden Flügeln die Erziehungshäuser für Kinder und alle ledige junge Leute beiderlei Geschlechts. An der andern sind die Boutiken, Fabriken, Waarenlager und Wohnungen der Verheirateten. Sauberkeit und Simplicität ist die äußere Ordnung, die die Herrnhuter beobachten. Doch scheinen die Männer in Ansehung ihrer Kleidung keine Vorschrift zu haben, als Vermeidung aller Pracht; das Frauenzimmer trägt weiße ganz einfache Mützen, alle von einem Schlage. Jeden Abend nach vollendeter Tagarbeit wird Gottesdienst gehalten, den sie Gemeinstunde nennen; man singt einige Verse, und der Prediger hält über einen vorgeschriebenen Spruch eine kurze Ermanungsrede, gewöhnlich in deutscher Sprache. Ich habe nicht erfahren, ob auch ieder Tag mit Kirchengehen angefangen werde. Am Sonn-



tag wird Morgens früh die Litanei gesungen, eine Stunde später ist Predigt, und am Abend die gewöhnliche Gemeinstunde, die am meisten besucht wird. Die Kirche ist so einfach, als nur immer möglich: nichts, als ein großer hoher Saal, eine weiße kahle Wand und eine Orgel. Der Prediger sitzt vor der Gemeinde an einem Tisch und redet mit einer weinenden rührenden Stimme, aber ohne Bewegung und ohne Affect. Die Zuhörer sitzen auf Stühlen, an einer Seite das männliche, an der andern das weibliche Geschlecht. Ihre Lieder werden sehr langsam und melodisch gesungen: wer nicht gut mitsingen kann, hört den andern zu. Ueberhaupt beobachten sie in allen Stücken die vortreflichste Ordnung, die immer lobenswert bleibt, wenn man auch an ihren übrigen Gebräuchen keinen Gefallen findet. Man versicherte mich, daß in diesem Etablissement die Gemeinschaft der Güter nicht statt fände, aber daß freilich ieder Arbeiter einen gewissen Teil seines Gewinns an die Gemeinde geben müsse. Der Tod eines Bruders oder einer Schwester wird der Gemeinde durch Trompeten von der Kirche aus bekannt gemacht. Ihre Beerdigung ist gleichfalls von aller Pracht entfernt, und bloß durch zahlreiche Begleitung der Freunde des Verstorbenen feierlich. Von ihren Ehen konnte ich keine Nachricht erhalten: ebenfalls lassen sie keinen Fremden in ihre Kirche, wenn sie das Abendmal austheilen, welches monatlich Einmal, immer des Abends geschieht. Die Liebesmale in ihrer

Kirch



Kirche halten sie des Nachmittags: es wird Thee geschenkt und dabei Butterbrod ausgeteilt, das einer nach dem andern in der größten Ordnung, von den Ältesten hinnimmt. Der Prediger hält dabei eine kleine Rede, wodurch er diese Handlung zu einer gottesdienstlichen zu machen sucht. — Ich hatte bei meinem kurzen Aufenthalte zu Zeist ganz unerwartet das Vergnügen, der ersten Taufe einer erwachsenen Person, die sie gefeiert haben, beizuwonen. Die Feierlichkeit begann Abends um neun Uhr. Die Gemeinde hatte sich in einem Dreieck, an einer Seite die Männer, an der andern das Frauenzimmer gesetzt, und die dritte Seite war offen. In dem mitlern Plaz war ein weißes Tasfeltuch ausgebreitet, worauf drei Sessel, gleichfalls mit weißen Tüchern bedekt, und ein großes Gefäß mit Wasser nebst einer Gießkanne oder Schaale gesetzt wurden. Der Täufling setzte sich auf den mitlern Sessel, und an der Seite zwei Frauenzimmer, als Taufzeuginnen, alle weiß gekleidet. Auch die Kinder, die den Tag ihr Fest gefeiert hatten, und die Ältestinnen waren weiß gekleidet, und der Prediger hatte einen weißen Talar übergezogen. Er setzte sich an seiner gewöhnlichen Stelle vor dem Tisch im Angesicht des Täuflings und der Gemeinde, und hielt eine kurze Rede über den Spruch: Wir sind nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erkaufte, sondern mit dem theuren Blut Jesu, den er auf die Taufhandlung anwendete. Vor und nach der Rede wurden einige Verse aus deutschen



Liedern gesungen. Darauf hielt der Prediger eine besondere Rede an das Mädchen, und es ward wieder ein Vers gesungen. Er stand auf und stellte sich vor ihr, und die Aeltestinnen schloßen sie in einen Zirkel ein. Mit Auflegung seiner Hand auf den Täufling hielt er ein Gebet um die Vergebung ihrer Sünden, und man sang abermals einen Vers. Dann beugte sich das Mädchen mit entblößtem Haupte über das Wassergefäß nieder, und der Prediger übergieß sie mit der dazu bestimmten Schaafe dreimal, und taufte sie mit den Worten: Johanna, in den Tod taufe ich dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Darauf wurden wieder einige Verse gesungen, und das Mädchen abgetrocknet. So bist du denn mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, redete der Prediger von neuem das Mädchen an, und es ward ein Gesang angestimmt, unter welchem das Mädchen sich ganz ausgestreckt aufs Gesicht auf die Erde legte. Man richtete sie wieder auf, und ihr ward ein weißer Schleier und eine weiße Schulfermantel mit rothen Borten umgehängt. Der Prediger erteilte ihr dann mit Auflegung der Hand den Segen, und die Aeltestinnen und Taufzeugen legten gleichfalls ihre Hand auf sie. Man sang noch einige Verse, und damit endigte sich diese Feierlichkeit. Das Mädchen war von den Resoniten zu ihnen übergetreten. Sie nehmen Lutherasner und Reformirte auf, und alle behalten ihre vollkommene Freiheit.



Das Dorf Zeist, das seine eigne reformirte Kirche hat, scheint mit den Herrnhutern in gar keiner Verbindung zu stehn.

Am 19ten August kehrte ich nach Amsterdam zurück, und schickte mich zu meiner Abreise an.

Holland ist in allen Stücken ein besondres Land, und es hat Annehmlichkeiten, die man sonst nirgends antreffen kann. Es liegt an der See und ist ganz mit Wasser und Kanälen durchfloßen. Diese machen das Land fruchtbar, die Gegenden angenehmer, und die Reisen bequem, weil man der Wagens nie bedarf. Nirgend sieht man fruchtbarere Wiesen und nirgend schönere und sauberere Dörfer. Alles Land ist eingedämmt, und der Fuhrweg geht über dem Damm fort. Die kostbare Unterhaltung der vielen Dämme, Schleusen, Kanäle ist die Ursach der vielen Auflagen, die man von den Untertanen fodern muß, aber das Land ist ergiebig genug, um ihnen alles reichlich zu ersetzen. Diese Kanäle sind ebenfalls zum leichtern Transport der Waaren durch die Städte geleitet, und fast allenthalben an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. — Auch die Sitten der Einwohner unterscheiden sich sehr von den Sitten andrer europäischen Nationen. Ueberstriebener Hang zur Reinlichkeit und zum Putz der Häuser und Zimmer, und Simplicität in Kleidung, die gar keine Moden kennt; Dienstfertigkeit und Aufrichtigkeit ohne Komplimente; Fleiß und unverdroßne Arbeit:



beitsamkeit, und dabei ein fast unüberwindliches Phlegma, ist das Charakteristische der Holländer.

Für den Liebhaber der schönen Künste sieht es am schlechtesten in Holland aus. Zwar haben sie berühmte Maler und schöne Kabinette, aber in öffentlichen Gebäuden sieht man wenig Kunststücke. Was besonders Geschmack in der Architektur betrifft, so merkte man auf jedem Schritte, daß man schon zu weit über die Grenzen Italiens entfernt ist. In Italien fand ich noch, auch außer Rom, viele schöne Tempel, in Frankreich in den größtentheils unansehnlichen Tempeln wenigstens einige schöne Gemälde, oder Monumente, oder einen prächtigen Altar, oder sonst andre einzelne Schönheiten, die dem Gebäude Würde gaben: in Holland sah ich alte gothische, oder neue noch schlechtere Kirchen, statt schöner Gemälde oder anderer dem Ort angemessenen Verzierungen, mit dem Wapen verstorbener Personen, an den Seiten und in der Mitte, und allenthalben, wo man nur hinblickt, behängt. — Man sollte glauben, daß die Holländer in allen schönen Künsten einen ganz verdorbenen Geschmack hätten, wenn die berühmten Landschaftsmaler, die sie gehabt haben, nicht wenigstens in der Malerkunst sie von diesem Vorwurf freisprächen. Aber wo konnten auch bessere Landschaftsmaler gebildet werden, als in Holland, das so viele schöne ländliche Aussichten gibt?

Den 20ten August Abends um neun Uhr reiste ich von Amsterdam über die Südersee nach Lemmert,



mert, wo ich schon den folgenden Morgen ankam. Von da nach Gröningen, und weiter nach der neuen Schanze, ebenfalls zu Waßer, den ersten Weg mit Segeln, den zweiten mit einer Trekschryte. Von da ging ich gleich mit einem Extrawagen über Ostfriesland und die Herzogtümer Oldenburg und Delmenhorst nach Bremen. Diese Länder sind dürrig und schlecht gebaut: das meiste Erdreich ist Heide oder Torfmoor. Oldenburg und Delmenhorst sind zwei kleine unansehnliche Dörfer, und selbst die Stadt Bremen wollte mir nicht gefallen. Den 25ten ging ich mit der hannöverschen Post nach Stade, und den 27ten Mittags, kam ich in meine liebe Vaterstadt Altona, gesund und glücklich, Dank sei es der gütigen Vorsehung, zurück.



